

**D**generation



**D**kadent

**Ein trivialer Bildungs-Thriller**

**von Volkmar Vieser**

Copyright  
Volkmar Vieser  
November 2012

Dieses Werk bzw. der Inhalt steht unter einer Creative Commons  
Namensnennung - Nicht-kommerziell - Weitergabe unter gleichen  
Bedingungen 3.0 Unported Lizenz

Es ist sicher sinnvoll, einem Buch einen Gedanken voranzustellen, der nicht von einem selbst, sondern von jemandem gedacht wurde, von dem die gebildete Welt glaubt, dass er oder sie für die menschliche Ewigkeit bedeutsam ist. Da „menschlich“ und „Ewigkeit“ sich ausschließen, reicht auch ein „irdischer Gedanke“.

„Zwei Tragödien gibt es im Leben: Die eine, nicht zu bekommen, was das Herz wünscht, die andere, es zu bekommen.“

George Bernard Shaw (1856-1950)

Für Tanya, die beste Lektorin, die man sich nur wünschen  
kann.

**Prolog** (Roman beginnt auf Seite 15)

Alle Welt schreibt Bücher!

Allerdings werden von allen an Verlage geschickten Manuskripten gerade mal höchstens 2% gedruckt. Der Rest verendet als Altpapier oder Bit-Leiche. Also macht es keinen Sinn etwas zu schreiben und dann irgendwohin zu schicken, Ausnahme: der hauseigene Drucker; andere Ausnahme: die hauseigenen Laufwerke. Was man vor vielen Jahren, zu der Zeit, als ich anfing Texte zu schreiben, nur mühsam mit Hilfe von Matrizen und einem handgekurbelten Umdrucker herstellen konnte, geht heute semi-professionell oder gar professionell mit Hilfe des Computers und seiner erschwinglichen Peripherie. Das heißt: ein Buch, ein Hörbuch, ein Multimedia-Buch – alles ist machbar, unter der Voraussetzung, dass man sich der Mühe unterzieht, etwas zu verfassen.

Mit welchen Schwierigkeiten, vor allem psychischer Natur, das verbunden ist, habe ich gemerkt, als ich versuchte, eine Geschichte zu schreiben.

Wie schwierig wird erst ein Buch sein?

Wissen kann man es erst, wenn man es getan hat!

In der großen, weiten Welt der professionellen Bücher gibt es die Schwierigkeit nicht. Dort geht es zu wie im amerikanischen Traum: „vom Tellerwäscher zum Millionär“ bedeutet dort zum Beispiel „vom Politiker zum Schriftsteller“ oder „vom VIP zum Schriftsteller“.

Am Beispiel „schreibender Politiker“ kann man das marktgerechte Schreiben sehr gut erklären: Entweder schreibt „man“ (wer auch immer das tatsächlich schreibende „man“ ist) seine oder ihre Memoiren (was auch immer darunter heute verstanden wird) oder ein Sachbuch über Politik. Da es ums Geschäft geht, wird das auch verlegt. Bekannte Politiker, und meist nur solche werden als „gut fürs Geschäft“ angesehen, haben einen großen Vorteil vor allen anderen, die sich ans Schreiben eines Buches machen, weil der Absatz einer ausreichenden Anzahl von teuren und daher auch schönen, gebundenen Exemplaren bereits vor dem Erscheinen garantiert ist.

Warum? Sind so viele Menschen von deren Ergüssen so begeistert, dass sie sich darauf stürzen?

Die Wirklichkeit ist nüchterner: Es geht nicht um Begeisterung für Sprache, Schreibstil und Inhalt, sondern darum, wo die Bücher landen und von wem und zu welchem Zweck sie gekauft werden. Eigentlich würde ein Umschlag für die

gebundene Ausgabe mit einem schönen Porträt des Politstars und ein mehr oder weniger einfallsreicher Titel reichen, auch ein schöner Buchrücken, dazu das gesetzlich vorgeschriebene Impressum und die ISBN-Nummer – die restlichen 200 bis 400 Seiten könnten leer bleiben, und es würde kaum einer merken. „Des Kaisers neue Kleider“ lässt grüßen.

Nehmen wir einen x-beliebigen bekannten Politiker einer der sogenannten Volksparteien und seine Erlebnisse oder Weisheiten.

Eine Parteizentrale hat ein großes Interesse daran, dass deren Ergüsse, von welcher Qualität sie auch immer sein mögen, in den Medien zumindest erwähnt werden und unters Volk kommen. Also werden Gratisexemplare an alle Zeitungen und Zeitschriften, an alle Rundfunk- und Fernsehstationen und an alle möglichen Personen geschickt, von denen man meint, dass die etwas zu sagen haben.

Da die Parteien ja laut Grundgesetz zur Willensbildung beitragen, wird also ein Teil der Auflage (wahrscheinlich mit einem entsprechenden Rabatt) gekauft und an die Landesverbände und Ortsvereine als Geschenk für verdiente Mitglieder weitergereicht (Beispiel SPD: 12 500 Ortsvereine, 350 Geschäftsstellen; ergänzend dazu: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14320931.html>). Oder diese Stellen werden dazu verpflichtet eine gewisse Anzahl von Exemplaren vorzuhalten.

Auch werden wohl alle Parlamentarier, im Bundestag, in den Landtagen bis hin zu den Kommunen, ein solches Buch besitzen müssen, es zumindest in einem Regal zur Schau stellen. Lesen muss man es nicht, aber besitzen. Da man das auch noch als Arbeitsmittel von der Steuer absetzen kann, wird es noch einmal billiger.

Gebildete Leute mit Bücherwänden (im Fernsehen immer gut ins Bild gerückt: Experte vor seiner Bücherwand) werden sicher auch eine Abteilung „Politikerbücher“ haben, die wahrscheinlich ebenfalls von den bereits genannten Institutionen „gesponsert“ werden.

Alle Universitäten und Hochschulen mit Bibliotheken und vor allem einem „Bildungsauftrag“ kaufen mindestens ein Exemplar.

Die Stiftungen der Parteien besitzen ebenfalls sicher mehrere davon, auch zum Zwecke des Verschenkens bei Projekten, Seminaren oder Vorträgen.

Wenn man sich das alles vor Augen führt, kommt man zu dem Schluss, dass das Bücherschreiben für alle Beteiligten ein durchaus lukratives Geschäft ist, auch wenn kein normaler Mensch ein solches Buch kauft, um es zu lesen. Man kann damit angeben oder es anderen zum Angeben schenken.

Ein Sonderfall ist T. Sarazin. Nachdem er sich selbst zur „Politmarke“ gemacht hatte, indem er lauthals verkündete, dass man mit Hartz IV prächtig leben kann (laut seiner Darstellung im Selbstversuch erprobt), hatte er, sicher von seinem Verlag darin bestärkt, vielleicht sogar dazu aufgefordert, eine Marktlücke besetzt: „Schreibe das auf, was eh jeder, der sich ein wenig informiert, schon weiß, über die Auswirkung von Geburtenzahlen, Finanzkrise usw., und garniere es mit ein

bisschen juristisch nicht anfechtbarer Rassenlehre und genieße den durch den voraussehbaren Medienrummel entstehenden Geldsegen.“

Er und seine Frau haben nach den durch den Hype ermöglichten Auflagenhöhen der drei Bücher sicher bis zu ihrem Lebensende nicht nur keine Sorgen, sondern alle Möglichkeiten, das Leben jetzt noch einmal so richtig zu genießen. Allerdings gibt es wohl auch nichts mehr, was sie jetzt noch vermarkten könnten. Es soll übrigens sogar Leute gegeben haben, die eines der Bücher, zumindest in Teilen, gelesen haben.

Ehrlich: „Wikipedia“ ist spannender!

VIP`s haben es da nicht ganz so leicht.

Eine gebundene Ausgabe von Daniel Küblböcks „Ich lebe meine Töne“ kostet heute zwischen 4 und 7 €. Wer kennt noch diesen „Künstler“? Ich schon.

Allerdings war und ist der auf die paar Kröten nicht angewiesen, da er angeblich für seine CD`s über eine Million kassiert und gut angelegt hat.

Das gilt auch für andere, weitaus bekanntere Namen. Für Küblböcks Sexleben hätte sich wohl kaum jemand interessiert, wohl aber gibt es eine große Käuferschar, wahrscheinlich vor allem bei weiblichen Lesern der „Yellow-Press“, die auf den literarischen Nebenerwerbsschauplätzen von „Promis“ wie zum Beispiel Dieter Bohlen, Lothar Matthäus, Boris Becker oder anderen die Kassen klingeln lassen. Für deren Enthüllungen gilt: „Sex sells“ – mehr braucht es nicht.

Wenn Otto und Mayel es auf einem echten „Afghanen“ (nicht dem Stoff, sondern dem Teppich der Träume) tun und ihre Erlebnisse anschließend als Buch veröffentlichen wollen, sind die Aussichten gleich Null, es sei denn ein cleverer Verleger vermarktet die Arbeit seiner Lektoren als künstlerische Sensation mit integrativem Touch unter dem Titel „Mayels Sumpfgelände“ und dem Untertitel „Freiheitsbewegung auf seidenen Fäden“.

Wäre ich jung, würde ich mir eine Biographie zulegen, die alles momentan als Roman oder Erlebnisbuch von jungen Autoren Veröffentlichte in den Schatten stellen würde. Ich würde mindestens ein gesellschaftlich hoch angesehenes Elternteil dazu bringen, mit mir frühkindlichen Sex zu haben, dann würde ich mir im zarten Kindesalter eine Wunderheilung zulegen, anschließend pubertär ins Drogenmilieu abgleiten, aus diesem heraus dank göttlicher Eingebung einer Marienerscheinung katholische Theologie studieren, mich von einer evangelischen Pfarrerstochter von der Unmöglichkeit des Zölibats überzeugen lassen und mit ihr zusammen ein Bordell mit fest angestellten, übertariflich bezahlten und sozial abgesicherten Arbeitnehmerinnen gründen. Und dann würde ich mit 26 ein Buch darüber schreiben, damit in mehreren Talkshows auftreten und mich in der Karibik zur Ruhe setzen.

Der Name des Verfassers des Buches: „67 lebt!“ zeigt, dass es diese Biographie nicht mehr geben kann, es sei denn man erfindet sie, und dazu habe ich keine Lust.

Marcel Reich-Ranicky hat in seiner Literaturreise immer wieder beklagt, dass es den großen deutschen Roman seit den „Buddenbrooks“ und dem „Zauberberg“ von Thomas Mann nicht mehr gegeben hat. Und, obwohl ich diese Romane nie zu Ende gelesen habe, gebe ich ihm Recht, denn um einen solch großen Gesellschaftsroman schreiben zu können, bräuchte man das auf das Heute erweiterte Insiderwissen der Künstler des Berlins der 20er Jahre, deren unbedingtes, menschenverachtendes Lebensgefühl, ihre Sprachfertigkeit, angereichert durch die sprachliche Entwicklung bis zur Neuzeit, den Willen zur Ausbeutung all derer, die einem dabei helfen könnten, und den finanziellen Hintergrund: Sponsoren für die Recherche und den Aufenthalt in den angesagten „Locations“.

Früher gab es dafür ja die reichen Damen mit ihren Salons. Wie das heute funktioniert, weiß ich leider nicht, aber irgendwie muss es ja wohl gehen, wenn man sieht, wie fernsehgerecht ins mystische Halbdunkel gesetzte literarische Zirkel in einem professionellen Kauderwelsch immer neue Meisterwerke anpreisen. Die echten, weil noch zum Anfassen vorhandenen, dekadenten Familien mit mehreren Generationen und deren Geschichten, die als Vorlage für ein wirklich allumfassendes Spiegelbild der oberen Zehntausend dieser Gesellschaft dienen könnten, gibt es zuhauf: die Krupps, die Quandts und viele andere „Wertpapier- und Holdingfamilien“, auch die „von Thurn und Taxis“ oder andere Fürsten- und Königshäuser mit übermäßigem Grund- und Kunstbesitz – Material für ein Dutzend großer Romane, die aber anscheinend keiner schreiben will (auch wegen einer vielleicht drohenden Klagewelle durch Legionen bestens bezahlter Anwälte), oder die - was eher wahrscheinlich ist - auch keiner schreiben kann.

Die vorhandene, hoch gehandelte, gängige neue Literatur ist eine reduzierte neue Art von Herz-Schmerz-Heimat-Literatur mit der inhaltlichen Ausstattung moderner Single-Appartements, vergleichbar mit der „Waschküchenliteratur“ der 50er Jahre: geschrieben von sprachlich überaus versierten Gedanken-Yuppies, die, nur Ich-bezogen, Freud-motiviert, das Durchschreiten des eigenen kleinen, kurzlebigen Jammertals - hochstilisiert zum Grand Canyon - schildern, als ob es diese Generationen-Geschichten - überhaupt die Geschichte der Menschheit - nie gegeben hätte.

Worüber sollte man nachdenken, wenn man ein Buch schreiben will, nicht nur eine Geschichte, sondern ein Buch, dem man die Bezeichnung „Roman“ geben kann?

Ich habe mich gelangweilt, bevor ich diese Einleitung geschrieben habe, und einen echt deutschen Familiennamen gesucht. Eingefallen ist mir „majer“, und dann habe ich angefangen zu schreiben. Und dieses Nachdenken über „majer“ und die Niederschrift der Gedanken dazu führte zuerst zu absurden Interpretationen von

Konzentrationslagern und erst am Ende zu „Kunstwerken“, dann zu „Macht und Geld“ - und „Macht und Geld“ hinwiederum sind eigentlich der „Denkstoff“ für jeglichen trivialen Roman.

\* \* \* \* \*

Anfangen hat also alles mit dem Namen „m a j e r“ (steht für alles, was so ausgesprochen, aber vielfältig geschrieben wird).

Ich entscheide mich erst einmal für den mit „ei“, weil mir sofort einfällt, dass dieser tief in das Dunkel der deutschen Geschichte der Gegenwart reicht. Doch ich kann nicht verhindern, dass jetzt alle „m a j e r“ in meinem Kopf herumpurzeln, also auch noch die Maier, die Mayer, die Meyer – und das Internet erzählt mir auch noch, dass es die Majer und die Mejer gibt. An die Myer und die Myers habe ich erst später gedacht und dann festgestellt, dass es die tatsächlich auch noch gibt. Und dann kamen mir die Schmidts in den Sinn und die Schmitts und die Schmieds und die Schmids, alle englisch „Smith“.

Aber da es ja den „Hausmeier“ gab, eine echte Berufsbezeichnung aus alter Zeit - von mir irrtümlicherweise als „Hofmeier“ gedacht und deshalb im Internet nicht auffindbar - und den Dorfschmied und weil der Hausmeier etwas gesellschaftlich Wichtiges war und der Hufschmied etwas Aussterbendes ist, bin ich beim „m a j e r“ geblieben. Zumal mir dann sofort der „Goldfasan“ eingefallen ist, der absolute „Super-m a j e r“ der deutschen Geschichte. Den Robert Maier, einen Pathologen, der die Tränendrüsen gefunden hat, habe ich erst später entdeckt. Sollte ich einen weiteren wichtigen „m a j e r“ vergessen haben, so möge man mir das verzeihen.

Wer aber sollte das tun, da ich noch nicht einmal weiß, was diese „Herummeierei“ eigentlich soll.

Der mit „ai“, Sepp Maier, der in letzter Zeit kaum mehr vor sich hin- und in die Medien hineinlauernde Selbstdarsteller deutscher Torwartkunst (Zitat: Ein Torhüter muss Ruhe ausstrahlen. Er muss aber aufpassen, dass er dabei nicht einschläft.), ist wahrscheinlich derjenige „m a j e r“, der von manchen älteren männlichen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft - Ausnahme sind die „Ossies“, aber die haben ja aus ihrer Vergangenheit nichts gelernt und darüber hinaus von den für die gesamtdeutsche Geschichte wichtigen Persönlichkeiten keine Ahnung - auch heute noch als der „bester Fänger auf dem heiligen Rasen deutscher Nation“ verehrt wird.

Allerdings hat man ihn – medial gesehen - schon aufs Altenteil geschickt, und so verblasst sein Ruhm so langsam, und ein strahlender Oliver Kahn wird als Torwartlegende mit Sex-Appeal (erworben bei Münchener Schicki-Micki-Disco-Miezen) der neue Moderator-Messias, so lange, bis Manuel Neuer in den wohlverdienten Ruhestand treten wird.

Kommentar: Bayern München sorgt dafür, dass seine Altstars nicht mit Hartz IV unter einer Brücke landen. (Dafür sorgt auch die Firma „Müller-Milch“)

Die „Ossies“ sind übrigens nie Weltmeister geworden, in nichts, auch nie Papst, obwohl, der ist ja aus Bayern, und das ist immer noch ein Freistaat, der einzige in der BRD.

Dann gibt es ja auch noch – obwohl den ja kaum einer mehr kennt - den Gerhard („m a j e r“) Mayer-Vorfelder, einen Politiker, später hoher DFB-Funktionär, der von der „Süddeutschen Zeitung“ den Ehrentitel: „Affärenprofi“ verliehen bekommen hat. Ein echter deutscher Mann, der selbst noch in trunkenem Zustand alle davon überzeugen konnte, dass er nüchtern war. Als Beweis diente ihm ein Urteil des Kammergerichts Berlin, in dem festgestellt wurde, dass er nicht als Alkoholiker dargestellt werden dürfe. Da also alles, was er jemals gesagt haben soll, nur in nüchternem Zustand geschehen sein muss, wird ein bildungshungriger Deutscher auch gern auf seine Zitate zurückgreifen: „Was wird aus der Bundesliga, wenn die Blondinen über die Alpen ziehen und statt dessen die Polen, diese Furtoks und Lesniaks, spielen?“ oder „Der südamerikanische und afrikanische Fußball haben genetisch andere Voraussetzungen“ und „Wenn beim Spiel Bayern gegen Cottbus nur zwei Germanen in den Anfangsformationen stehen, kann irgendetwas nicht stimmen.“

Als er Kultusminister in Baden-Württemberg war, hätte er es beinahe geschafft, dass das „Deutschlandlied“, die Nationalhymne, mit allen drei Strophen wieder zum Unterrichtsbeginn an allen Schulen Baden-Württembergs gesungen wird. Seinen Zitaten nach zu urteilen, ging es ihm dabei wahrscheinlich vor allem um „Deutschland, Deutschland über alles...“ und um „deutscher Wein“. Am bekanntesten aber ist wohl seine Beschreibung des Aussehens der von ihm verachteten Lehrer seines Bundeslandes: „langhaarige Affen mit Turnschuhen“. Von den meisten vergessen, mit Ausnahme vielleicht von Historikern, die sich für die Politik im deutschen Südwesten interessieren, ist Reinhold Maier, auch ein „m a j e r“ mit geschichtsträchtigen Profil. Er hat als Reichstagsabgeordneter dem „Ermächtigungsgesetz“ Hitlers zugestimmt, seine jüdische Frau ist nach England geflohen, er hat sich dann von ihr scheiden lassen und sie nach dem Ende der Nazizeit wieder geheiratet, um dann als erster Freimaurer Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg zu werden, übrigens bis heute der einzige Ministerpräsident, den die FDP je gestellt hat.

Der bekannteste Deutsche mit Namen „Meier“ hieß aber eigentlich gar nicht Meier, sondern Göring. (Das ist der oben bereits erwähnte „Goldfasan“.) Er war Reichsmarschall, ein Titel, der von Hitler persönlich extra für ihn erfunden worden war (Hitler war zu seiner Zeit unbestritten der größte Erfinder von allem Möglichen, zum Beispiel auch von „Endsiegern aller Art“), und er hatte in einer großartigen Rede vor der - durch die Hitler-Meningitis, verursacht durch den Hitler-Virus - unschuldig schwachsinnig gewordenen Elite des deutschen Volkes so

oder so ähnlich verkündet: „Wenn jemals ein feindliches Flugzeug die Grenzen des Deutschen Reiches überfliegen wird, will ich „majer“ heißen.“ Was nur wenige wussten: „majer“-Göring war immun gegen die Hitler-Meningitis, auch, weil er der erste Morphin-Junkie in einem hohen deutschen Staatsamt war. Ansonsten hieß er mit drittem Namen „Lametta-Heini“, was auf seine Vorliebe für weiße Operettenuniformen mit übermäßigem Ordensschmuck (im Volksmund „Lametta“) zurückzuführen ist.

Wer ein Problem damit hat, tiefschwarzen Humor als solchen zu erkennen und zu akzeptieren, dass man die perversen Grausamkeiten, zu denen die menschliche Rasse fähig ist, nicht real beschreiben, sondern nur zynisch in surrealen Bildern darstellen kann, der möge die nachfolgenden Zeilen überspringen.

\* \* \* \* \*

**Vorsicht ! Geistiges Gift ! Satire ! Vorsicht ! Geistiges Gift ! Satire !  
( Bedeutung: Das Lachen sollte einem im Hals stecken bleiben! )**

In der Geschichtsklitterung der unverbesserlichen „Ewig-Gestrigen“ und der neuen „88“er-Generation gab und gibt es keine menschlichen Grausamkeiten, denn sie werden alle als Wohltaten dargestellt, auch als Wohltaten für diejenigen, die sie angeblich nicht verdient haben. Und ihre Helden, zu denen auch „majer“-Göring gehört, sind die Wohltäter.

Eigentlich wollte der „umgetaufte „majer“ “ dann doch nicht mit seinem neuen Namen angesprochen, geschweige denn zitiert werden, denn, wer darauf bestand, ihn so in aller Öffentlichkeit so zu nennen, musste mit der Einweisung zu einem Erholungs- und Sprachschulungsaufenthalt in einer der von ihm mit gegründeten und vorrangig geförderten Einrichtungen rechnen.

Sie waren in Luftkurorten, in naturnaher Umgebung von Wald und Wiesen („Buchen-Wald“, „Dach-Au“, „Birken-Au“ – zurück zur Natur!) eingerichtet worden.

Auch andere Orte für solche Aufenthalte hatten ihrer Bedeutung angemessene Namen. Beispiel: „Au-Schwitz“ – in Verbindung mit der Toraufschrift „Arbeit macht frei“.

Namen und Aufschrift enthalten die Vorwegnahme der erst wieder in den 90er Jahren entdeckten, neuen deutschen Fitness-Kultur für Manager. Jeder, der heute ein solches Zentrum freiwillig betritt, weiß, dass das Erreichen eines körperlichen Idealzustands mit Arbeit (macht frei) und daraus folgenden Schmerzen (Au!) und Schweiß (Schwitz) verbunden ist.

Kein normaler Mensch (Ausnahme: Teilnehmer der Wannsee-Konferenz, bei der die sogenannte „Endlösung“ beschlossen wurde) konnte sich zum Zeitpunkt der Ortswahl damals vorstellen, dass die akribisch geplante end-gültige Befreiung dieser Menschen eigentlich nur im Losgelöstsein ihres menschlichen Geistes von ihrer sterblichen Hülle bestehen konnte.

Noch ein Beispiel für die intelligente Auswahl von Ortsnamen: „Maut-Hausen“, also, dort wo die Maut ihr Haus, d.h. ihre Heimat hat. In Österreich hat es nach Aussage aller Bewohner dieses Staates nie Anhänger von Hitler gegeben und damit auch keine von „majer“-Göring. Aber es ist anzunehmen, dass alle heute damit zufrieden sind, dass man, nachdem man für den Straßenbau nicht mehr auf staatlich zwangsverpflichtete „Urlauber“ zurückgreifen kann, mit der Maut einen Weg gefunden hat, die normalen Urlauber, vor allem die deutschen, dafür bezahlen lassen kann. Man könnte also – zynisch und mit anderer Bedeutung - sagen, dass ganz Österreich zu einem „Maut-Hausen“ geworden ist.

Die Unterkünfte in den neu geschaffenen „Kurorten“ waren aus echtem Holz gezimmert oder aus Natursteinen gemauert. Diese Häuser waren damals schon energieeffizient (weil meistens ohne Heizung und Wasser) und schadstoffarm und deshalb äußerst hygienisch (Außentoilette) ausgelegt.

In ihnen waren bis zu tausend in blaugrauweiß gestreifte Design-Kostüme – Sommerausführung aus luftigem blau-weißem Halbleinen, Winterkleidung in modischem Grau-Blau aus wärmender Zellwolle - gekleidete, sprachlich Verwirrte (wer „majer“ mit Göring verwechselte oder – was bei Menschen aus Osteuropa häufig vorkam – das „H“ bei „Heil“ als „G“ aussprach, also „Geil Gitler“ sagte, musste unter anderem schwer sprachgestört oder zumindest sprachlich verwirrt sein), untergebracht. Natürlich gab es auch andere, sehr einleuchtende Gründe für einen Zwangsurlaub.

Wer das zackige Heben des rechten Arms mit der Streckung der Hand nicht mehr hinbekam oder nur mit einer geballten Faust, bedurfte ebenfalls dringend einer längeren orthopädischen Behandlung, die an diesen Orten zum Nulltarif angeboten wurde.

Fußend auf den Erkenntnissen von Freud bot man - nach neuesten Erkenntnissen gestaltete - gruppensdynamische Prozesse an, z. B. Wettrennen mit rassereinen, echten Deutschen Schäferhunden bis in den Stacheldraht, die übrigens meistens von den Urlaubern gewonnen wurden. Oder: das gemeinsame Duschen mit anschließender Entlausung durch Zyklon B (Auf Web-Seiten von Neo-Nazis ist nachzulesen, dass dieses Mittel nur aus hygienischen Gründen verwendet wurde; dort steht allerdings nicht, dass es um Rassenhygiene und nicht um Körperpflege ging, auch nicht, dass es todbringende Eigenschaften hatte).

All das diente nur dem einem Zweck: die durch Stacheldraht und Wachtürme vor schlechten Umgebungseinflüssen geschützte Gruppe einem kollektiven Selbstheilungsprozess zuführen.

Die meisten hatten nach der Teilnahme an diesen Dauerveranstaltungen schon nach kurzer Zeit verstanden, dass eine endgültige Heilung durch eine Umwandlung ihrer Physis in einen anderen Aggregatzustand vorgesehen war.

Wichtig ist es auch, zu erwähnen, dass in all diesen „Erholungsstätten“ zum ersten Mal der Versuch im Kleinen gemacht wurde, Menschen aller Religionen ( wobei einige bevorzugt eingeladen wurden), Rassen und Völker in einem Mikrokosmos integrativ gleich zu behandeln, auch wenn das manche später falsch ausgelegt haben.

Die vorher beschriebene Kleiderordnung beweist übrigens auch, dass man sorgfältig darauf achtete, dass soziale Kontakte gefördert und nicht durch äußerlich erkennbare Unterschiede gestört oder sogar verhindert werden konnten.

Man war auch der Zeit insoweit voraus, als man sich dem Nichtraucherschutz verpflichtet fühlte (Rauchen streng verboten!) und man sorgte für gesunde, kalorienarme (heutzutage der Hit), häufig sogar kalorienlose Ernährung. Auch bei der Auswahl der Getränke stand der gesundheitliche Aspekt im Vordergrund: kein Alkohol und viel gutes, unchloriertes Wasser direkt aus der Tiefe des Heimatbodens, häufig mit Keimen belastet, damit die natürliche Immunabwehr aller langfristig zuerst aufgebaut und anschließend sogar gestärkt werden konnte. Dabei zeigte sich die Überlegenheit der arischen Rasse, denn die Betreuer (alles Arier mit Abstammungsnachweisen, die bis zu Karl dem Großen reichten, ohne Sprachprobleme) glänzten, ganz anders als die Betreuten, durch einen extrem niedrigen Krankenstand.

Auch die medizinische Betreuung war hervorragend. Äußerst qualifizierte Ärzte wie zum Beispiel ein Dr. Mengele sorgten für eine kostenlose Behandlung auf der Grundlage der von ihm selbst entworfenen oder zumindest eingeführten, neuesten wissenschaftlichen Behandlungsmethoden und -mittel. Dazu gehörte auch die Stärkung des Immunsystems von Gesunden durch gezielte Infektionen und die Verabreichung der neuesten Medikamente aus der Pharmaforschung gegen noch nicht vorhandene Krankheiten.

Dieser Urlaub fürs Ich (Über dem Eingangstor von Buchen-Wald steht zum Beispiel: „Jedem das Seine!“ – das schließt ein: „Mir das Meine!“) in einer solch idyllischen Umgebung konnte, wenn man Glück im Unglück hatte, bereits mit dem frühen Dahinscheiden unter der Dusche enden. Andernfalls wurde man so lange mit dem Weckruf: „Arbeit macht frei!“ aus den Federn, die auf Grund von sogenannten „Rassehygienegesetzen“ durch gesundheitsförderndes deutsches Stroh ersetzt worden waren, geholt, bis man freiwillig den letzten einem noch verbliebenen „Löffel abgab“ – zum Beispiel auch als medizinisches Versuchskaninchen (also mutiert zu einem nicht-arischen, vierbeinigen Langohrhopper - Fachname: Zweilöffelhopper). Da es eigentlich deren zwei Löffel waren, war der Beitrag für die sogenannte „Volks Gesundheit“ und damit auch für das „Volksvermögen“ noch wertvoller, da ja zwei abgegebene Löffel bekanntermaßen mehr sind als nur einer.

Das „Abgeben seines Löffels oder seiner Löffel“, war sowieso das Letzte, was man für den „majer“-Göring und den „GröFaZ“ ( für Nicht-Eingeweihte: „Größter Führer aller Zeiten“) noch tun konnte, um deren blond und blauäugig kariertes Herz zu erfreuen.

Vor dem Urlaubsantritt hatte man übrigens bereits ausreichend Gelegenheit gehabt, sich an der größten privaten Rettungsaktion für Kunstschätze aller Art zu beteiligen, indem man ihnen für „Gotteslohn“ ( alter Begriff für Bezahlung nach dem Ableben im Himmel = umsonst) oder gegen ein geringes Entgelt alles an Kunst überließ, was mehr wert war als silberne Löffel (Das Stehlen von silbernen

Löffeln war nach dem deutschen Beamtenrecht auch damals strafbar, das Stehlen von Brot führte kurz vor Kriegsende noch zur Todesstrafe, das Stehlen von goldenen Löffeln oder wertvollen Gemälden hingegen wird nirgendwo erwähnt.). So war es möglich, dass der selbst ernannte „Retter der Kunst“, eben dieser Meier-Göring, vor dem Einfall der Barbaren und Kunstbanausen in das 1000jährige Reich drei oder sogar mehr volle Güterzüge (nicht Güterwagen, Güterzüge!) mit den in seiner Obhut befindlichen Schätzen beladen lassen konnte, von denen allerdings bis heute viele nicht wieder aufgetaucht sind.

**Ende Gift!**

\* \* \* \* \*

So ab und zu hört man – wenn man sich lange genug an das Ufer der Zeit setzt - ein Raunen aus den eigentlich lautlosen Tiefen des Sees der Geschichte. Und man sieht blubbernd Blasen aufsteigen, die an der Oberfläche Wellenkreise auslösen, dann platzen und ihren bis dahin undenkbaeren Inhalt denkbar werden lassen.

Die Menschen vergessen, die Geschichte vergisst nie, selbst dann nicht, wenn die Menschen sie gern vergessen möchten.

Sie hat auch die Geschichte derer „von Cronenburg“ nicht vergessen, obwohl eine Familie mit diesem Namen nie existiert hat. Es wird sie allerdings als eine denkbare Geschichte aus Geschichten der Geschichte, die bis heute Teil der deutschen Geschichte sind, geben.

Wer die geschichtlichen Fakten aller Art sucht, die in dem Text auftauchen, der wird sie heute leichter finden als jemals zuvor – ich habe sie schließlich auch gefunden (Warnung: Es ist mühsam, weil ich die Internet-Adressen nicht anfüge, aber nicht unmöglich).

Ich bin mir sicher, dass mich, wenn die Geschichte zu Ende gedacht und geschrieben ist, zum Beispiel der heilige Zorn aller Gestrigen der Landsmannschaft Ostpreußen, auch der der Ewig-Gestrigen, der Alt-Nazis und deren Inkarnation in Form der Neo-Nazis, und der Teil der ca. 70 000 Bundesbürger, die sich zu den Reichsten der BRD zählen, verfolgen wird.

Die Geschichte wird zum Roman – allerdings zu einem höchst trivialen -, weil sie den Niedergang einer deutschen Familie und die Charaktere in ihrer Zeit über mehrere Generationen hinweg bis in die heutige Zeit beschreibt. Sie bleibt ein Roman und wird kein Geschichtsbuch, weil sie sich die Freiheit nimmt, nachweisbare geschichtliche Tatsachen und Ereignisse, auch wirtschaftliche und technische Entwicklungen mit Fiktion zu verschmelzen, wobei manchmal die Grenzen fließend sind, weil die fragende Wissenschaft bis heute andauernd an den Grenzen der politischen Wahrhaftigkeit aufgehalten wird.

Eigentlich ist die Geschichte nicht nur ein Trivialroman, sondern auch ein Kriminalroman mit dem geschichtlichen Hintergrund von beinahe 200 Jahren deutscher Geschichte und deren Facetten, die in dieser Zusammenstellung und Wirkung auf Menschen so vielleicht noch nie beschrieben worden sind.

Vielleicht war ja einer der ersten „von Cronenburgs“ ein „Meier“, vielleicht ein „Hofmeier“, damit zumindest so der Beginn des Denkprozesses erklärt werden kann.

Mich inspirierte für den gedanklichen Anfang der „Operetten-General“, denn das, was man über den vermissten Rest seiner und anderer geraubter Kunstschätze nicht weiß, hat mir der See der Geschichte erzählt.

Aber bis dahin ist es noch ein langer Weg!

P.S. Erstaunlich! Jetzt mitten im Schreiben taucht plötzlich ein neuer „majer“ auf. Auch einer – wie majer-Göring -, der mit der Geschichte an sich nichts zu tun hat, vielleicht in einem Nebensatz erwähnt wird, ohne Funktion.

Es handelt sich um „Emilio Meier“ – Weltkriegsteilnehmern, vor allem an der Ostfront, besser bekannt unter dem Namen Hans-Ulrich Rudel, der höchstdekorierteste und bekannteste Pilot der deutschen Luftwaffe. Sein Name ist mir aus meiner Kindheit in Erinnerung geblieben, weil mein Vater mit Begeisterung davon erzählte, wie er einmal mittelbar von diesem gerettet wurde, als mehrere sowjetische T 34 Panzer auf ihre Schützengräben zufuhren und sie wahrscheinlich überrollt hätten, wenn Rudel nicht mit seiner umgebauten JU 87 G alle Panzer abgeschossen hätte.

Seinen neuen Namen hatte er der „Rattenlinie“ zu verdanken und letztendlich dem Roten Kreuz, das ihm einen Pass mit diesem Namen ausstellte, mit dem er nach Argentinien ausreiste. Dort erlangte er traurige Berühmtheit als Waffenhändler und Militärberater verschiedener Diktatoren, u.a. für Juan Peron, die Koka-Generäle in Bolivien, für Pinochet in Chile und Stroessner in Paraguay. Interessant ist vielleicht auch, dass er ein Freund von „Savitri Devi“ war, einer Frau, die nach 1945 ein Idol der Neonazi-Szene wurde.

P.S.P.S. Noch erstaunlicher! Nachdem ich das Ende geschrieben habe, muss ich jetzt den Anfang ändern, damit er zum Ende passt.

\* \* \* \* \*

„Als Lukas aufwachte, sah er, wie die Sonne auf einem leuchtend roten Abendhimmel über einem tosenden Meer unterging. „Woww!“, dachte er, „Ich muss vor dem Fernseher eingeschlafen sein. Wieder einmal zu viel gekiffert, obwohl ich meiner Freundin doch versprochen hatte, das nicht mehr zu tun, aber warum bin ich allein?“

Doch die Landschaft vor dem Meer war nicht die von Rosemarie Pilchers grüner Insel. Und im Vordergrund war auch kein Liebespaar in inniger Umarmung und dem letzten Kuss vor dem Abspann zu sehen. Da war kein saftig grünes Weideland am Rand einer Steilküste, dafür Glut einer untergehenden Sonne über einer schwarzen Wand aus Kiefern auf sandigem Boden, davor ein See, in dem sich das Purpur des Himmels spiegelte, eingebettet in braungrüne Moorwiesen: Kein Zweifel! Masuren! Das Bild einer Landschaft, die er nur aus dem Familienalbum kannte. Wie kam das in den Film?

„Masuren, Anna, Masuren“, hörte er sich noch flüstern.

Das Meer unter der Sonne löste sich in immer kleiner werdenden Pixels auf, verschwand und nahm die Geräusche und Töne mit sich in eine atemlose Stille. Ein Kameranäher: weg von den Bäumen, hin zu der Weite eines verwilderten Parks, in dessen Hintergrund die Ruine eines Schlosses aufragte, die des ehemaligen Stammsitzes seiner Familie. Zoom: im weicher werdenden Abendrot der Blick auf die an den Rändern noch aufglühenden, gezackten Fassaden einer ursprünglich feudalen Herrschaftsarchitektur mit von Efeu überwucherten Fensterhöhlen, die auf von Unkraut überwucherte Schutthaufen dahinter starrten, auf die Grabhügel einer glanzvollen Epoche. Ganz am Rand erhob sich das höhnisch grinsende Fragment eines Seitenturms, aus dessen Tiefe sich nun Licht ausbreitete, zuerst leise, dann wellenförmig zu einem Strudel anschwellend, der die ihn umgebenden Mauerreste gierig in sich hineinfräß und sich damit auflud.

Aus seiner Tiefe wuchs ein gigantischer, sich immer weiter ausdehnender Lichtpilz, der sich langsam in einer tiefschwarzen Unendlichkeit auflöste.

„Lukas, Lukas!“, der Schrei entschwebte tonlos durch die Blätter einer mächtigen, alten Linde in den Himmel über dem Park. Anna kniete, fassungslos über den am Boden Liegenden gebeugt, schon eine gefühlte Ewigkeit neben ihm, hielt seine jetzt leblose Hand und schaute immer noch entsetzt in die weit geöffneten, leeren Augen und auf das kleine schwarze Loch in seiner Stirn. Der Oberkörper wurde von tiefen, lautlosen Schluchzern geschüttelt.

Um die beiden herum hatte sich ein kleiner Kreis von Menschen gebildet, sprach- und bewegungslos, Spaziergänger, die von der Unwirklichkeit des gerade Erlebten in ein Zeitloch gepresst worden waren, aus dem sie sich nur langsam wieder befreien konnten, in ihren Köpfen der Albtraum in Zeitlupe: die beiden jungen Leute, die ihnen auf der Allee des Parks entgegenkommen, nebeneinander, gestikulierend, lachend, und dann der Jogger mit dem schwarzen Kapuzenshirt, der

sich aus dem Schatten des Baumstammes neben ihnen löst, auf sie zuläuft, eine Pistole in der erhobenen Hand, und der weiterläuft und in den Büschen hinter den Bäumen auf der anderen Seite des Weges schon verschwindet, während der junge Mann, auf den die Waffe gerichtet war, noch in seiner Bewegung erstarrt und dann, nur ein paar Schritte von ihnen entfernt, lautlos nach hinten fällt.

Ein grauhaariger Mann löste sich als erster aus der bizarren Schockstarre der Gruppe, drehte sich um, verließ den Kreis und ging ein paar Schritte, während er sein Handy aus der Hemdentasche holte, wählte und dann halblaut erregt auf sein telefonisches Gegenüber einredete.

Währenddessen drängten sich weitere Spaziergänger aus beiden Richtungen der Allee an und in den Kreis, der dadurch in Bewegung geriet. Die Totenstille des Zentrums wurde nun überdeckt von einem ansteigenden Lautstärkepegel von Gesprächsfetzen.

Und dann näherte sich rasch anschwellendes Sirenengeheul, das zuerst alles übertönte, um kurz vor der kleinen Menschenmauer abrupt zu verstummen. Das Restgemurmel der neugierig Starrenden ging unter im lauten Knirschen der Autoreifen, die im Kies der Allee zum Stehen kamen.

„Gehen Sie bitte hinter die Absperrung!“, war der erste Satz aus der Umgebung, der Annas Bewusstsein wieder erreichte, und dann waren da auch noch die blauen und weißen Hosenbeine, die verschwommen aus dem Nichts im Nebel der Tränen auftauchten.

Und dann war nur noch Stille - und das Loch auf Lukas' Stirn, in dem Annas Bewusstsein verschwand... Na, wie finden sie das?“, fragte der Lektor des Verlags seine beiden Gäste, die ihm am Tisch seines Büros gegenüber saßen.

Harald von Cronenburg sah seine Frau zuerst überrascht, wortlos und dann nur noch fragend an.

„Wissen Sie, Frau von Cronenburg, ich habe mir gedacht, dass eine solche Szene, die das natürlich von mir frei erfundene Ableben des letzten männlichen Nachkommens der Familie in dramatischen Bildern schildert, Ihrer Geschichte noch den letzten Kick geben würde, wie wir zu sagen pflegen.“

Die junge Frau von Cronenburg sagte zögernd: „Ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll, ich habe eigentlich gedacht, dass die Lösung des Rätsels um das verschwundene Bernstein-Zimmer und vieler nach dem Krieg bis heute vermisster Gemälde und Kunstwerke keiner weiteren Ausschmückung bedarf, sondern, dass die Fakten reichen, obwohl die Unterlagen dafür unwiederbringlich verloren sind. Beweisen können wir das also nicht, aber die Zeitzeugen, die ja leider auch nicht mehr am Leben sind, haben uns wirklich glaubhaft versichert, dass alles der Wahrheit entspricht, nicht wahr, Harry?“

Harald von Cronenburg nickte nur und dachte im Stillen: „Mann, wenn du wüsstest, dass der, dessen filmreifes Ableben du gerade vorgelesen hast, vor dir sitzt, und dass die einzige noch lebende Zeugin, Madeleine, nicht nur lebendiger ist als jemals zuvor, seitdem sie Großmutter ist und sich um ihre Enkelin kümmern kann, sondern vor allem auch eine Cronenburg, du würdest ihr Manuskript, so wie es ist, sofort in Druck geben und die Presse informieren: „Die Sensation auf dem Buchmarkt. Samantha von Cronenburg erzählt die wahre Geschichte eine der reichsten Familien Deutschlands und ihrer dunklen Vergangenheit.“

Der Lektor hatte sein nachdenkliches Gesicht bemerkt und darauf gewartet, dass er etwas sagen würde. Als Harald jedoch schwieg, wandte er sich wieder an die junge Frau: „Wissen Sie, das ist ja gerade das Problem, weswegen ich meine, dass wir für die endgültige Fassung ihres Buches Kompromisse eingehen müssen. Könnten wir Kopien der Beweisstücke dem Buch im Anhang beifügen, wären weitere Überlegungen nicht nötig. Aber der Verlag ist nun mal den Gesetzen eines hart umkämpften Marktes unterworfen. Und auf diesem Markt gibt es bereits einige Bücher mit dieser Thematik. Die meisten davon enthalten allerdings – zugegeben – zum Teil wilde Spekulationen. Aber ohne Beweise ist ihre Geschichte, auch wenn sie wesentliche Elemente einer wirklich guten Geschichte enthält und stilistisch sehr gut geschrieben ist, eben nur eine Geschichte, die man halt glauben oder nicht glauben kann. Und das Ganze ist leider auch kein Schlüsselroman, weil es ja von einer Familie handelt, die es in unserer Gesellschaft so sicher nie gegeben hat und auch nie geben wird. Mir zumindest ist bis heute noch keine nur annähernd ähnliche Geschichte bekannt geworden, und ich kenne mich aus. Aber Sie stellen starke Charaktere in einer wirklich spannenden Handlung dar: Dieser schwer reiche Großvater, der am Ende des Krieges in großem Stil Kunstwerke stehlen lässt, der Sohn, der sein Grab findet und den Aufenthaltsort der Kunstwerke, dessen Sohn hinwiederum, der nicht sein Sohn ist, und der aus Angst vor Enterbung den Vater umbringen lässt, von Verbrechern, die er dafür und für den Diebstahl der Kunstwerke engagiert hat und die dabei in die Luft gesprengt werden – wirklich unglaublich gut. Mir fehlte allerdings der finale, dramatische Schlussakt in der Gegenwart, deshalb mein Versuch, den ich Ihnen vorgetragen habe: Der Besessene lässt vor dem dann missglückten Kunstraub auch noch seinen Sohn umbringen und sorgt damit für die Katharsis, die Reinigung, denn wenn er stirbt, stirbt die Familie aus. Eine beinahe griechische Tragödie. Der Fehler ist, dass Ihr Manuskript tatsächlich kein Element enthält, das wirklich nachprüfbar ist. In keinen bayrischen Polizeiakten ist etwas dazu zu finden, wenn man von einer Explosion absieht, die es kürzlich sogar in ihrer Nähe gegeben hat, die aber nach Meinung aller Experten ausschließlich auf Bomben aus dem zweiten Weltkrieg zurückzuführen ist. Natürlich gab es in den Gebieten um die großen bayrischen Seen herum ein paar

Häuser, die irgendwann in die Luft gegangen sind, und von einigen weiß man bis heute nicht, warum das passierte, und es gab da auch Leichen, sogar irgendwelche Leichen von Verbrechern, aber irgendwie passt das alles nicht zusammen. Könnten Sie mir auch nur den kleinsten Beweis für ihre Geschichte liefern, für das, was sie mit so eindrucksvoller Sprache beschrieben haben, ich würde alles dafür tun, dass dieses Buch so veröffentlicht wird, wie Sie es geschrieben haben. Wie Sie aber meinen Ausführungen und auch meinem bescheidenen Beitrag für eine, sicher viele Leser ansprechende, Erweiterung entnehmen können, könnte man mit einer Überarbeitung ihres Manuskripts vielleicht eine breitere, vielleicht sogar eine bildungsferne Käuferschicht erreichen und damit auch eine profitable Auflagenhöhe. Natürlich würden wir dabei den Kern nicht verändern, und es wären auch nur marginale Eingriffe nötig. Schauen Sie, ich habe für meine Erweiterungsidee beispielsweise die im Jahr 2006 beliebtesten Vornamen für die handelnden Personen eingesetzt. Allein das kann bei einem Leser, aber auch einem Kritiker viel bewirken, kann ihm den emotionalen Zugang ermöglichen, den ich ihm zusätzlich noch mit der Erwähnung der Autorin Pilcher und den aus vielen Fernsehfilmen bekannten Bildern der irischen Landschaft und einer Darstellung menschlicher Leidenschaft, die selbst in einem bekifften Gehirn noch weiterlebt, erleichtere. Und ich hätte da noch ein paar Ideen. Wäre es nicht denkbar, aus dem ostpreußischen Gutsbesitzer einen bayrischen Großbauern zu machen. Damit würde man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Zum einen würde man die „Ostpreußische Landsmannschaft“, die ja in Bayern sogar vom Ministerpräsidenten des Freistaats sehr geschätzt wird, nicht verärgern, und andererseits bekäme die Geschichte auch noch mehr Lokalkolorit. Das würde zusätzlich noch verstärkt, wenn nicht Königsberg, sondern irgendeine Bahnstation in Bayern der Ausgangspunkt des Kunstraubs wäre und das Bernsteinzimmer und alles andere dort aus Herrmann Görings Zug gestohlen werden würde. Und die Verbrecher könnten durchaus auch islamistische Terroristen sein, ausgebildete AL Quaida-Kämpfer, die mit dem verdienten Geld vielleicht eine Bombe bauen und Schloss Neuschwanstein in die Luft sprengen wollten. Man könnte dann vielleicht auch an eine Verfilmung mit Hilfe der bayrischen Filmförderung denken, selbstverständlich mit Unterstützung des bayrischen Tourismusverbandes, und dann vielleicht auch ein wenig mit dem Bayrischen Filmpreis liebäugeln. Wie Sie sehen können, Frau von Cronenburg, bin ich von Ihrer Geschichte so überzeugt, dass ich alles tun würde, um Ihnen auf dem Weg bis zur Veröffentlichung hilfreich zur Seite zu stehen.“

Keiner der Cronenburgs hatte versucht, den Redefluss dieses engagierten Vertreters seiner Zunft und des deutschen Verlagswesens zu unterbrechen. Beide hatten sich zuerst ernst, dann aber nur noch milde lächelnd angeschaut. Und mit diesem

Lächeln wandte sich die junge Frau jetzt an den Lektor: „Sie haben bewundernswerte Ideen, aber ich fürchte, dass ich Ihren Ansprüchen selbst dann nicht genügen könnte, wenn ich mir die größtmögliche Mühe geben würde. Würden Sie also so freundlich sein und mir mein Manuskript wieder zurückgeben? Wir möchten dann gehen.“ Und damit erhob sie sich und streckte die Hand aus: „Bitte – jetzt - gleich!“ Der Mann sah sie nur verdattert an, dann reichte er ihr den Umschlag mit den Blättern.

Als sie die Treppe zum Ausgang des Verlagsgebäudes hinuntergingen, nahm Harald die Hand seiner Frau, lachte und sagte: „Tut mir leid, aber es scheint so, als ob außer uns nie jemand die wahre Geschichte des Bernstein-Zimmers erfahren wird. Aber vielleicht schreibst du eine neue Geschichte über einen bayrischen Großbauern, der verhindert, dass Terroristen Neuschwanstein in die Luft jagen. Ich bin sicher, du kannst es!“

\* \* \* \* \*

Harald von Cronenburg, von seiner Frau eigentlich nur Harry genannt, wenn man von einer Wortschöpfung absieht, die aber erst im späteren Verlauf der Geschichte eine Rolle spielt und die in der Öffentlichkeit nicht bekannt ist, kam – standesgemäß – im Januar 1985 in einer Privatklinik am Starnberger See, die ebenfalls zum Imperium der Cronenburgs gehörte, zur Welt. Er war, nach der Meinung des Chefarztes der Gynäkologie, die er dem Vater, Hartmut, gegenüber geäußert hatte, sehr gut entwickelt, und sein Geburtsgewicht betrug stattliche vier Kilogramm.

Seine Mutter Madeleine war begeistert und sie nannte ihn ihrem ersten Besucher, Herrmann, dem Großvater, gegenüber stolz ihren „kleinen Prinzen“. Der hatte sich, nachdem ihn der Anruf der Klinik mit der Mitteilung, dass man bei seiner Schwiegertochter die Wehen eingeleitet hätte, sofort dorthin fahren lassen, um als erster den neuen Stammhalter der Cronenburgs, den zukünftigen Erben dieses geschichtsträchtigen Namens, zu begrüßen.

Nur Hartmut, der Vater, schien die Euphorie der beiden immer noch nicht zu teilen. Natürlich hatte er eine Vorstandssitzung verlassen, nachdem ihm seine Sekretärin mitgeteilt hatte, dass Mutter und Kind wohlauf seien und er sie jetzt besuchen könne.

Auf dem Weg zur Klinik hatte ihm sein Chauffeur noch einen riesigen Strauß langstieliger, roter Rosen besorgen müssen. Dann fuhren sie bei der Münchener Filiale von Cartier vorbei, um das Brillantcollier, das schon lange für diesen Zweck gekauft worden war, abzuholen. Und dann blieben sie auch noch im mittäglichen Großstadtstau stecken.

Als der Chauffeur ihm vor dem Haupteingang der Klinik die Tür der Limousine zum Aussteigen öffnete, war Hartmut schon ziemlich genervt. Um sich zu beruhigen, blieb er erst einmal neben der gläsernen Drehtür stehen, schälte den Strauß langsam aus der Zellophanhülle, warf diese in den Papierkorb neben der Tür und fluchte leise vor sich hin, als er entdeckte, dass ein paar Wassertropfen dunkle Flecken auf seinem hellgrauen Anzug hinterlassen hatten. Er klopfte noch einmal auf seine rechte Jackentasche, um sich zu vergewissern, dass das Collier noch da war. Dann betrat er die Klinik und fuhr mit dem Aufzug nach oben.

Seine Sekretärin hatte ihm den Weg zum Zimmer genau beschrieben: „Gehen Sie vom Aufzug aus geradeaus durch den gläsernen Brückengang zum Bettenhaus, dann nach rechts, dritte Tür.“

Als er die Tür öffnete und seinen Vater neben dem Bett von Madeleine sitzen sah, das kleine Wesen mit den verschrumpelten Gesichtszügen im Arm, das die Fortsetzung der Cronenburg-Dynastie garantieren sollte, schienen seine Gesichtszüge einzufrieren. Ganz der Manager von Welt, aber irgendwie steif, nickte er kurz seinem Vater zu und ging, den Rosenstrauß gleichsam als Deckung nutzend, zielgerichtet auf das Bett zu, in dem Madeleine halb aufgerichtet saß, legte

die Blumen achtlos vor sie auf die Bettdecke, beugte sich über sie und gab ihr einen Kuss auf die Stirn: „Gratuliere, schön, dass es euch beiden gut geht.“ Dann drehte er seinen Kopf und wandte sich an Herrmann: „Hamburg ist fertig. Ich muss allerdings nachher gleich dorthin fliegen, um dort mit einer Abteilungsleiterin die letzten Personalentscheidungen zu überprüfen.“ Ein Kommentar zu dem Bündel in Herrmanns Arm fiel ihm nicht ein. Deshalb wandte er sich wieder Madeleine zu, holte das in goldfarbener Seide mit dem eingewirkten Cartier-Schriftzug verpackte Collier aus der Jackentasche, legte es in ihre Hände und sagte mit einem aufgesetzten Lächeln: „Zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag.“

Dieser Satz war ihm erst eingefallen, als er vor der Tür des Zimmers stand, und er fand ihn gut. Woran er in diesem Augenblick nicht dachte, war, dass dieser Satz zum Standardtext seiner Ansprachen gehörte, die er bei Firmenübernahmen oder der Verkündigung von außergewöhnlichen Gewinnen und den dann verteilten Geschenken hielt. Woran er auch nicht dachte, war, dass auch Herrmann diesen Text benutzte und er somit auch Madeleine hinreichend bekannt sein durfte.

Da Madeleine, obwohl ihr der Kontext sofort eingefallen und sie innerlich wütend darüber war, matt lächelnd erwiderte: „Das ist aber lieb von dir“, fuhr er hastig fort: „Ich habe einige Zeit mit der Suche verbracht, weil der besondere Anlass es mir wert war, und ich habe mich lange nicht entscheiden können, aber ich glaube, ich habe die richtige Wahl getroffen, und es wird dir gefallen.“ Madeleine sah das Päckchen an, legte es dann neben sich und ließ sich zurück in ihr Kissen sinken: „Vielen Dank mein Lieber. Sei mir nicht böse, aber ich werde es erst später auspacken. Ich bin noch so erschöpft. Bleibst du noch eine Weile?“

Hartmut beugte sich noch einmal nach vorne, nahm ihre Hände, hielt sie kurz und gab ihr einen sanften Kuss auf die Wange: „Tut mir leid, dass ich so wenig Zeit habe, aber du bist ja in guten Händen. Ich rufe dich dann in Hamburg vom Hotel aus an.“

Mehr hatte er nicht zu sagen, auch deswegen nicht, weil er in seinen Gedanken schon wieder den Terminkalender in seinem Büro im obersten Stockwerk des Cronenburg-Hochhauses vor Augen hatte und darin vor allem den Eintrag für das geplante Arbeitsessen in seinem Hotel mit der neuen, ehrgeizigen und unverschämt gut aussehenden Abteilungsleiterin in Hamburg, die er bei seinem Besuch in der letzten Woche für ein dort neu eingerichtetes Handelszentrum eingestellt hatte. Ihr Vertrag enthielt wie üblich eine vierteljährliche Probezeit, über deren vorzeitige Verkürzung er am nächsten Morgen vor seinem Rückflug nach München entscheiden wollte. Bevor er das Zimmer verließ, sagte er noch zu Herrmann: „Pass gut auf die beiden auf!“

Madeleine, die in den acht Monaten ihrer Ehe schnell gelernt hatte, dass von seinem Charme am Abend des ersten Rendezvous, seiner Bewunderung in den Nächten der wenigen Monate danach und vor allem von seinen Liebes- und Treueschwüren bei seinem Heiratsantrag in Herrmanns Büro nur wenig übriggeblieben war - eigentlich, wenn sie ehrlich zu sich selbst war, gar nichts - war trotzdem nicht nur ein wenig enttäuscht.

Zum einen deswegen, weil er, wie immer lächelnd, eiskalt gelogen hatte, was die Beschaffung des Päckcheninhalts anbelangte. Er hatte keine Sekunde bei Cartier verbracht, sondern seine Sekretärin beauftragt, eine Kollektion von Colliers mit Brillanten, die so um die 100 000 DM kosten sollten, von einem Angestellten der Filiale zur Ansicht in ihr Büro bringen zu lassen und sie darum gebeten, eines davon auszusuchen und zu kaufen. Das hatte sie auch tatsächlich getan und ihren Chef dann darüber informiert, dass es bezahlt sei und jederzeit abgeholt werden könne.

Was keiner von beiden ahnen konnte: Der Angestellte von Cartier hatte als Lieferadresse „Sekretärin Vorzimmer H. von Cronenburg, Cronenburg-Hochhaus“ mitgeteilt bekommen. Als er den Pförtner in der Glaskanzel, der ihn am Eingang des Gebäudes aufgehalten hatte, nach dem Weg fragte, hatte der ihn, ohne weiter nachzudenken, in das Vorzimmer von Herrmann geschickt. Dort war Madeleine gerade dabei, mit ihrer Nachfolgerin ein paar offene Fragen zu klären. Sie war sehr erstaunt, weil weder sie noch die „Neue“ etwas von einer Bestellung Herrmanns bei Cartier wusste. Als der Mann ihr dann noch erklärte, dass er nicht zu ihm, sondern zu ihr geschickt worden wäre und dass sie eines der Colliers aussuchen solle, wurde sie doch neugierig und ließ ihn die Kollektion auspacken. Sie sah sofort, dass es sich um außergewöhnlich teure Stücke handelte und fragte sich dann, was Herrmann wohl dazu bewogen hatte, ihr oder ihrer Nachfolgerin nichts davon zu sagen. Und dann keimte ein Verdacht in ihr auf. Sie fragte den Mann, wann denn die Kollektion bestellt worden sei und von wem. Der schaute sie nur noch entgeistert an und antwortete dann: „Das waren doch Sie im Auftrag von Herrn von Cronenburg, und das wurde von dem auch telefonisch bestätigt. Haben Sie das vergessen?“ Madeleine kochte innerlich: „Hartmut! Lässt seine Sekretärin ein Collier für mich zur Geburt aussuchen!“, doch dann nahm sie sich zusammen und beschloss, daraus wenigstens das Beste für sich zu machen. Sie beugte sich über die wertvollen Stücke, studierte sie eingehend und entschied sich dann für eines, das, wie sich auf ihre Nachfrage herausstellte, auch das teuerste war und den vorgegebenen Preisrahmen sogar deutlich überschritt. Aber das fand sie prickelnd: Hartmut sollte ruhig bluten! Dann wandte sie sich wieder an den Überbringer, zeigte auf das Collier, schaute ihn kalt an und sagte: „Ich will das. Aber Sie haben

ein riesiges Problem, und es liegt nur an Ihnen, es zu lösen.“ Sie machte eine Kunstpause und genoss den entgeisterten Gesichtsausdruck ihre Gegenübers. „Sie haben sich in der Adresse geirrt, weil sie nicht aufgepasst haben, und ich kann ihr Fehlverhalten sofort ihrem Chef melden, auch noch in ein paar Monaten, und kann dafür sorgen, dass Sie Ihre Stelle nicht lange behalten werden. Da es in diesem Haus zwei H. von Cronenburg gibt, hätten Sie rückfragen müssen. Das haben Sie nicht getan, und jetzt stecken Sie in der Klemme, weil ich nämlich die falsche Sekretärin bin, die des anderen H. von Cronenburg, der nichts bestellt hat. Die richtige sitzt eine Etage tiefer, und sie wartet sicher schon auf Ihren Besuch. Wenn sie also die versprochenen Schwierigkeiten vermeiden wollen, dann packen Sie jetzt die Kollektion zusammen, fahren mit dem Aufzug hinunter und erzählen Ihr Sprüchlein dieser Sekretärin. Sie werden ihr gegenüber mit keiner Silbe erwähnen, dass Sie damit schon eine Etage höher waren. Und Sie werden diese Sekretärin – wie Sie das schaffen, ist Ihr Problem, aber Sie müssen es schaffen – davon überzeugen, dass sie genau das Collier aussuchen muss, das ich Ihnen gezeigt habe. Wenn Sie das nicht schaffen, können Sie gleich kündigen oder noch ein wenig warten, bis Ihr Chef einen Anruf von mir bekommt. Und jetzt packen Sie Ihren Kram ein und verschwinden Sie!“ Der Mann tat zitternd, was ihm Madeleine befohlen hatte, und die „Neue“ starrte sie nur ungläubig an, als Madeleine sich zu ihr umdrehte: „Sie haben nichts gesehen und nichts gehört, machen wir weiter. Ich muss bald wieder weg.“

Die zweite Enttäuschung bestand darin, dass sie sich den Grund für seinen schnellen Abgang denken konnte: Die erwähnte Abteilungsleiterin passte wohl in Hartmuts Beuteschema, und die Besprechung war wohl ein erster Test dafür, wie weit und wie intensiv sie sich Hartmuts Vorstellungen für ihre Karriere öffnen würde.

Sie hatte irgendwo tief drinnen – obwohl sie nicht wirklich daran glauben konnte - für diesen einen Moment, wenn Hartmut das Kind sehen würde, gehofft, dass ihn die Tatsache, dass sie ihm jetzt einen Sohn und der Dynastie einen Erben geschenkt hatte, doch ein wenig berühren, ihn vielleicht dazu bringen würde, sein Leben, aber vor allem sein Verhalten ihr gegenüber, doch noch ein letztes Mal zu überdenken. Und als dieser Moment vorbei und damit auch klar war, dass sich nie mehr etwas ändern würde und dass sie sich endgültig von ihrer Vorstellung einer Familie verabschieden musste, kehrte sie auch in die Realität zurück.

Beruhigende Realität war, dass ihm eine spürbare Änderung seines Verhaltens nicht anzusehen war – und das war das, was sie an diesem Morgen am meisten befürchtet hatte, was sie auch weiterhin befürchten musste, zumindest so lange, wie die Ehe bestehen würde. Herrmann würde sicher nie etwas sagen, aber was würde

geschehen, wenn Hartmut, nur aus einer Laune heraus, sich die Unterlagen ihrer Schwangerschaft „besorgen lassen würde“, was sie ihm durchaus zutraute, und wenn er dann seinen Terminkalender „befragen würde“? Sie verbot sich selbst, diesen Gedanken weiter zu folgen. Sie wusste nur, dass sie unter keinen Umständen die Absicht hatte, ihr jetziges, sorgloses Leben und alle Vergünstigungen, die ihr der Name Cronenburg bescherte, aufzugeben.

\* \* \* \* \*

Der Ehevertrag, den Herrmann von seinen Anwälten hatte aufsetzen lassen, sicherte ihr zwar für den Fall einer Scheidung ein lebenslanges, monatliches Einkommen von 5 000 DM – also nur ein Viertel ihres letzten Gehalts - und eine Abfindung in Höhe von 1 Million DM sowie den Besitz eines Appartements in einem Münchener Nobelviertel zu, dessen Kosten ebenfalls lebenslang von irgendeiner der Firmen der Cronenburg-Holding übernommen werden sollten, aber das würde für sie doch eine gewaltige Einschränkung bedeuten, die sie nur im Notfall auf sich nehmen würde. Und dieser Notfall schien – zumindest für diesen Augenblick - noch nicht eingetreten zu sein.

Auch die weiteren Passagen des umfangreichen Vertragswerks waren nicht dazu angetan, ihre Gedanken in eine solche Richtung zu lenken. Darin war der Verzicht auf das Sorgerecht für anerkannte eheliche Kinder und ein Umgangsverbot mit denselben festgelegt worden. Des weiteren drohte eine Konventionalstrafe für Geheimnisverrat von 20 Millionen – eine Summe, die sie nie würde aufbringen können und die sie zum Sozialfall machen würde.

Sie musste, auf Grund ihres Wissens um die Macht und den Einfluss beider Cronenburgs, befürchten, dass sich vielleicht „rein zufällig“ Beweise für einen solchen Tatbestand finden lassen würden.

\* \* \* \* \*

Sie schaute Hartmut noch flüchtig nach, als er die Tür schloss, und schaute dann zur Seite. Ein kurzer Blick zeigte ihr, dass Herrmann, in Gedanken versunken, noch immer stolz auf das kleine Bündel in seinem Arm blickte.

Dann spürte sie, wie die Nachwirkungen der Medikamente zurückkamen, die sie wegen des Kaiserschnitts bekommen hatte, und wie ihr langsam die Augen zufielen. Kurz bevor sie endgültig einschliefe, dachte sie noch daran, wie anstrengend es werden würde, ihre Figur wieder für die kommende Bikini-Saison in Form zu bringen und fragte sich, ob durch die schon geplante Operation bei einem der führenden deutschen Ärzte für plastische Chirurgie wirklich - wie versprochen - die Narbe und die Schwangerschaftsstreifen verschwinden würden.

\* \* \* \* \*

Harald entwickelte sich - so wurde ihm später von allen Seiten mitgeteilt - bereits in den ersten drei Jahren zu einem wirklich schönen Jungen. Besonders stolz war seine Mutter auf die schwarze Lockenpracht seiner Haare und die tiefbraunen Augen, die von Außenstehenden so nicht zu erwarten gewesen waren, da beide Elternteile von Natur aus blond waren.

Für den Vater wie auch für die „Klatschmäuler“ in ihren Kreisen reichte als Erklärung die des Großvaters, der, als offensichtlich war, dass sich daran nichts mehr änderte, die wissenschaftliche Begründung dafür gab: Solche genetischen Merkmale können auch eine oder sogar mehrere Generationen überspringen. Im übrigen habe ja Hartmut die blonden Haare seiner Mutter geerbt, obwohl Herrmann und auch dessen Eltern alle schwarzhaarig gewesen seien. Hartmut kannte seine Mutter allerdings nur von den wenigen Schwarz-Weiß-Bildern, die Herrmann aus Südamerika mitgebracht und in das Familienalbum eingeklebt hatte. Auf ihnen war aber deutlich ein Unterschied zwischen den schwarzen Haaren des Vaters und der hellen Lockenmähne dieser Frau zu sehen.

\* \* \* \* \*

Die ersten in Haralds Kopf verankerten Bilder, die nicht aus dem Familienalbum stammten, waren die aus dem Jahr 1989. Es waren Bilder der Villa mit den beiden Seitenflügeln am Starnberger See, vom Großvater, ihm und jungen Frauen, deren Namen er vergessen hatte, Hausangestellte, deren Aufgabe es war, sich dann um ihn zu kümmern, wenn eines der Kindermädchen oder seine Eltern nicht da waren und auch sein Großvater keine Zeit hatte.

Eigentlich hatten nur die Kindermädchen immer Zeit.

Seinen Vater sah er, wenn überhaupt, vielleicht ein- oder zweimal im Monat, wenn er gerade wieder einmal aus München zu einer Besprechung mit dem Großvater anreiste oder von einer wichtigen Geschäftsreise zurückkam. Sein Großvater erzählte ihm, Hartmut müsse sehr viel arbeiten und habe deshalb sieben Tage in der Woche immer bis in die Nacht in der Zentrale der Cronenburg-Holding zu tun und übernachtete deshalb in seinem Haus in Grünwald, das er auch nach der Heirat für solche Zwecke behalten hatte.

Seine Mutter war zwar häufig in München, um, wie sie sagte, wichtige Einkäufe zu tätigen, blieb aber nur selten über Nacht. Wenn sie zurückkam, musste der Chauffeur immer viele große, bunte Papiertüten ausladen und in ihr

Ankleidezimmer im ersten Stock des rechten Seitenflügels bringen. Hartmut durfte ihr dann beim Auspacken zusehen, und er wartete sehnsüchtig auf den Moment, wenn sie aus einer der Tüten neue Stofftiere oder andere Spielsachen herausholte. Er setzte sich dann auf den Fußboden, spielte und sah ihr zu, wie sie immer neue Kleidungsstücke und Schuhe anprobierte, sich vor dem großen Spiegel drehte, sie wieder auszog, achtlos auf den Boden warf, um sich am Ende für eines der Gesamtkunstwerke zu entscheiden. Wenn ihr das Spiegelbild endgültig gefiel, rief sie nach einem der Dienstmädchen und gab die Anweisung, dass das alles in den begehbaren Schränken einzuordnen sei. Dann packte sie die Spielsachen wieder in eine Tüte, nahm Harald an die Hand und ging mit ihm zu seinem Kinderzimmer, um ihm noch schnell beim Einräumen der neuen Sachen zu helfen. Bevor sie wieder ging, drehte sie sich noch einmal schnell um ihre eigene Achse, so dass ihre langen, blonden Haare flogen, und fragte: „Findest du mich schön, Harald?“, und dann verließ sie den Raum, ohne eine Antwort abzuwarten, denn sie hatte ja noch weitere wichtige Termine. Kurz darauf erschien dann das Kindermädchen, um sich mit ihm zu beschäftigen.

\* \* \* \* \*

Madeleine von Cronenburg hatte wirklich viel zu tun. Nachdem sie ein halbes Jahr nach der Geburt von Harald vor dem Spiegel feststellen konnte, dass sich ihr persönlicher Trainingsaufwand und die Ausgaben für den plastischen Chirurgen insoweit tatsächlich gelohnt hatten, als wirklich nur noch minimale Spuren der Schwangerschaft zu entdecken waren, genoss sie ihre wiedergewonnene „Freiheit“ in vollen Zügen. Seit ihr endgültig klar war, dass Hartmut sie nur noch als schöne Marionette für Auftritte bei gesellschaftlichen Verpflichtungen und für Firmenfotos brauchte, hatte sie ihre sportlichen Aktivitäten ausgeweitet und dabei festgestellt, dass ihre Talente, alle ihre Talente, zum Beispiel von Reitlehrern sehr geschätzt wurden – ihr Vorbild war Prinzessin Anne, die Tochter der englischen Königin<sup>1</sup>; allerdings hatte sie noch keinen königlichen Stallmeister kennen gelernt. Und so einmal in der Woche hatte auch Herrmann Zeit, einen Abend mit ihr zu verbringen. Zusätzlich gab es ja auch noch die wöchentlichen Termine bei ihrer Kosmetikerin, dem gerade angesagten Frisör – schade, dass die meisten zwar gut aussahen, aber schwul waren – und vor allem den Besuch der „Münchener Einkaufsmeile“.

\* \* \* \* \*

---

<sup>1</sup> Wer mehr darüber erfahren will, der möge sich über die Geschichte der Anne Elizabeth Alice Mountbatten-Windsor, The Princess Royal von Großbritannien informieren.

So frei, allerdings ohne die jetzt vorhandenen Möglichkeiten, hatte sie sich zuletzt gefühlt, als sie im Sommer 1981 direkt nach dem Studium einen sehr gut bezahlten Job an einem Messestand der Frankfurter Messe angeboten bekommen hatte. Sie war sich dessen bewusst, dass sie das nicht ihrem ausgezeichneten Abschluss, sondern einzig und allein ihren körperlichen Vorzügen, ihrem schönen Gesicht und ihrer angenehmen Stimme zu verdanken hatte.

Und sie freute sich darauf, endlich Geld ausgeben zu können, aus ihrer Sicht viel Geld, denn sie war bis jetzt gerade so eben über die Runden gekommen, hatte sich, neben dem wenigen, was sie an staatlichen Fördermitteln für das Studium bekommen hatte, als Kellnerin gerade so viel dazuverdient, dass es mehr oder weniger immer gerade gereicht hatte.

Während sie freundlich lächelnd Prospekte verteilte, Adressen heraussuchte, Kaffee und Fruchtsäfte anbot, träumte sie von dem ersten Urlaub auf Mallorca, von Discobesuchen, Bars, Einkaufsbummel und Sonnenbaden am Strand.

Als sie von einem ihrer Chefs zu einem der vor den Stellwänden aufgebauten kleinen Tischen gerufen wurde, die für weiter gehende Besprechungen mit Kunden genutzt wurden, erwartete sie eine Bestellung oder einen anderen Auftrag und war sehr erstaunt, als ein ebenfalls dort sitzender, gut aussehender älterer Mann - grau melierte Haare, sonnengebräuntes Gesicht, ausnehmend elegant gekleidet mit einem dunkelgrauen Seidenanzug, weißem Hemd, dezent gemusterter, passender Krawatte - sie aufforderte, sich zu ihnen zu setzen. Er wurde ihr als Herrmann von Cronenburg vorgestellt.

Dieser Mann musste über eine Menge an Lebenserfahrung verfügen, denn er interpretierte den fragenden Ausdruck in ihrem Gesicht richtig: „Sie müssen meinen Namen nicht kennen. Aber ich habe Sie herbitten lassen, weil ihr Chef mir erzählt hat, dass Sie über einen ausgezeichneten Abschluss ihres Jurastudiums verfügen und noch keine Stellung gefunden haben. Meine Chefsekretärin hat gekündigt, weil ihre Mutter schwer krank wurde, und ich bin jetzt auf der Suche nach einem Ersatz, der allerdings den Erfordernissen modernen Managements gewachsen sein müsste. Vielleicht hätten Sie ja Freude daran, eine leitende Stellung in meinem Büro in München zu bekleiden.“

Madeleine war so verblüfft, dass ihr im Moment nichts einfiel, was sie antworten konnte. Deshalb schaute sie ihm einfach nur direkt in die Augen, doch er wich ihrem Blick in keiner Sekunde aus, er lächelte nur. Als sie sich wieder gefangen hatte, sagte sie zu ihrer eigenen Überraschung: „Eigentlich habe ich, seit ich hier arbeite, nur daran gedacht, mir von dem Geld, das ich hier verdiene, einen vierwöchigen Urlaub auf Mallorca zu leisten, etwas, wovon ich schon während meiner ganzen Studienzeit geträumt habe. Vielen Dank für Ihr Angebot, aber das werde ich sicher zuerst tun, wenn ich meine Arbeit hier beendet habe.“

Aus den Augenwinkeln sah sie das Erstaunen im Gesicht ihres Chefs.

Die Ursache dafür wurde ihr aber erst klar, als dieser sie über die Cronenburgs und ihre Stellung in der deutschen Wirtschaft aufklärte, nachdem Herrmann von Cronenburg den Stand bereits verlassen hatte.

Bevor dieser aufgestanden war, hatte er noch eine Karte aus der Innentasche seines Jacketts genommen, etwas auf die Rückseite geschrieben und ihr mit den Worten überreicht: „Dafür habe ich vollstes Verständnis. Genießen Sie den Urlaub. Vielleicht kommen Sie danach doch noch auf mein Angebot zurück. Auf der Rückseite finden Sie meine private Telefon-Nummer und noch etwas, das Sie vielleicht interessieren könnte.“

Madeleine hatte die Karte schnell in ihre Handtasche gesteckt und sich wieder an ihre Arbeit begeben.

Als sie am Abend auf der Bettkante ihres Hotelzimmers saß und sich die Füße massierte, die von den stundenlangen High-Heel-Attacken leicht angeschwollen waren, fiel sie ihr wieder ein. Sie kramte in der Tiefe ihrer Handtasche und fand sie schließlich, schon leicht geknickt, zwischen ihren Schminkutensilien. Auf der Rückseite war tatsächlich eine Telefon-Nummer notiert, von der sie später erfuhr, dass sie automatisch eine Durchwahl entweder zu dem Büro oder zur Villa herstellte, je nachdem, wo sich Herrmann von Cronenburg gerade befand. Darunter stand in klaren Druckbuchstaben: „Anfangsgehalt 10 000 DM pro Monat“. Da sie es nicht glauben konnte, las sie es wieder und wieder. Dann ließ sie sich nach hinten auf das Bett fallen, warf die Karte in die Luft, streckte die Arme nach oben und lachte, bis ihr die Tränen kamen.

\* \* \* \* \*

Als sie sonnenverwöhnt, irgendwie zufrieden, aber beinahe wieder mittellos nach den vier Wochen auf Mallorca nach Frankfurt zurückkam und ihren Koffer vom Gepäckband geholt hatte, ging sie kurz entschlossen zu einer Telefonzelle, holte die Visitenkarte aus ihrer Tasche und wählte. Als sie ein „Ja“ hörte, sprudelte sie einfach los: „Hier ist Madeleine. Ich möchte Ihr Angebot annehmen.“ Nach einer kurzen Pause, die ihr Herz höher schlagen ließ, weil sie nur undefinierbare Hintergrundgeräusche hören konnte, meldete sich die Stimme wieder: „Wo sind Sie jetzt, Madeleine?“ „Ich bin gerade von Mallorca zurückgekommen und stehe jetzt in einer Telefonzelle im Frankfurter Flughafen in der Nähe des Gepäckbandes.“ „Gut, gehen Sie durch den Zoll und dann zum Inlandsschalter der Lufthansa. Warten Sie dort, bis Sie ausgerufen werden. Man wird Ihnen ein Ticket und die Boarding-Karte für den nächsten Flug nach München geben. Mein Chauffeur wird Sie am Terminal ausrufen lassen und in ein Hotel bringen. Er wird Ihnen einen Umschlag mit etwas Geld und einer Firmen-Bank-Karte geben, mit der Sie in den nächsten Tagen Geld abheben und alles Notwendige kaufen können,

aber übertreiben Sie es bitte nicht. Morgen früh wird er Sie dann pünktlich um 8 Uhr wieder abholen und zum Cronenburg-Gebäude bringen. Melden Sie sich am Eingang an. Sie werden dann sofort in mein Büro gebracht. Ich wünsche Ihnen einen guten Flug. Bis morgen.“

Madeleine nahm den Hörer vom Ohr, starrte ihn an und murmelte leise vor sich hin: „Jeder Hollywood-Film ist nichts gegen das!“ Dann zwickte sie sich in den Unterarm. Es tat weh!

Und dann stand sie auf und ging wie in Trance durch den Zoll und zum Schalter der Lufthansa.

\* \* \* \* \*

Herrmann hatte seine impulsive Entscheidung, die er an dem Messestand in Frankfurt getroffen hatte, nie bereut.

Madeleine entwickelte sich – obwohl sie mit ihren 24 Jahren nach der Meinung vieler Außenstehender eigentlich viel zu jung für diese Position war - wirklich schnell zu dem Organisationsgenie seines Terminkalenders, aber auch zum Zerberus<sup>2</sup> seines Vorzimmers. Sie hatte eine ausgeprägte Auffassungsgabe für alle wirtschaftlichen Fragen, ein gutes akustisches und auch visuelles Gedächtnis und war in kurzer Zeit in der Lage, einen für Herrmann sinnvollen Tages- oder Wochenplan zu erstellen und, wenn es sein musste, auch umzustrukturieren. Hilfe bekam sie in der ersten Zeit von Herrmanns ehemaliger Sekretärin. Diese hatte sich dazu bereiterklärt – wenigstens stundenweise an einigen Tagen der Woche - Madeleine in die Geheimnisse von Herrmanns „Vorzimmersturzwall“ einzuführen.

Hilfe bekam sie auch von Herrmann, der ihr bald das „Du“ anbot, sich aber ihr gegenüber weiterhin nur wie ein väterlicher Freund verhielt. Madeleine hatte das Gefühl, dass er sie so behandelte, als wäre sie eine Tochter, die er ja nie gehabt hatte. Er ließ in ihrem Vorzimmer eine umfangreiche Bibliothek mit der wichtigsten Fachliteratur einrichten und „verordnete“ ihr die morgendliche Lektüre der bekanntesten Wirtschaftszeitschriften, aber auch großer Tageszeitungen und Magazine.

Er erklärte ihr auch geduldig die Strukturen der Holding sowie die der verschachtelten Firmengruppierungen und die Stärken und Schwächen der Geschäftspartner und –gegner.

Auf ewig in ihrem Gedächtnis haften bleiben würde wohl seine bildhafte Einführung in die Grundzüge der Holding in Form eines Vergleichs mit einer Edelboutique: „Du kaufst doch gern dort ein“, hatte er gesagt, „und wenn du dir

---

<sup>2</sup> Kerberos, Cerberus, der „Dämon der Grube“, der Höllenhund, der den Eingang zur Unterwelt bewachte.

einen solchen Laden genau anschaut, wirst du feststellen, dass er einen besonderen Inhalt hat. Es gibt da keine Kleidungsstücke oder Accessoires, die du in allen anderen Läden findest, vor allem keine Massenware. Das gilt auch für die Cronenburg-Holding. Unter ihrem Dach findest du nur ausgewählte Stücke aus aller Welt, entweder ganze Firmen oder aber Beteiligungen, die nur drei Bedingungen erfüllen müssen: Sie müssen Qualität haben, also krisensicher sein, sie müssen modern sein und sie müssen gewinnbringend sein.“

\* \* \* \* \*

Schon nach wenigen Monaten hatte sich die neue „Herrscherin des Zugangs zum Allerheiligsten der Holding“, die Schönheit im schwarzen Hosenanzug mit weißer Bluse, so viel Respekt erworben, dass man sie – mehr als Auszeichnung, denn als Kritik gedacht – mit einer mystischen Frauengestalt aus der germanischen Sagenwelt gleichsetzte. Wenn irgend jemand den Namen „Brünhild“<sup>3</sup> erwähnte, wusste jeder sofort, wer gemeint war.

Selbst Herrmanns Sohn Hartmut zählte, nachdem er zum ersten Mal von der – nach seinem persönliche Eindruck – gefühlt eiskalten Schönheit in das Büro seines Vaters geführt wurde, zu ihren Bewunderern, ließ sich aber nichts anmerken, weil er fürchtete, dass sein Vater ihm das übelnehmen würde.

Im übrigen war er in seiner Freizeit vollauf damit beschäftigt, andauernd „Häschen“ aus dem Dunstkreis der Münchener Schickeria abzuschleppen. In den angesagten Lokalen von Bayerns Hauptstadt warteten immer genügend gestylte „Sternchen“ darauf, sich im Glanz des Cronenburg-Erben nicht nur zu sonnen.

Madeleine hatte natürlich über die „Tratsch-Hotline“ des Sekretärinnen-Pools davon gehört, dem aber weiters keine Beachtung geschenkt, weil ihr Interesse nicht dem durchaus attraktiven Mann, sondern nur dem Manager Hartmut von Cronenburg galt, von dem sie wusste, dass der von seinem Vater gerade für dessen Nachfolge aufgebaut wurde.

Herrmann hatte vor, sich langsam aus der Spitze der Holding zurückzuziehen, wollte sein Büro und damit auch das Vorzimmer im Cronenburg-Gebäude aber – so lange es seine geistigen und körperlichen Kräfte zulassen würden – behalten, um als der Mann im Hintergrund immer noch ein paar der wichtigsten Fäden in seiner Hand behalten.

Er hatte diesen Plan Madeleine schon mitgeteilt und ihr versichert, dass sie noch ein paar Jahre für ihn arbeiten könne. Das wurde ihr auch, gleichzeitig mit einer Verdoppelung ihres Gehalts, schriftlich in einem neuen Arbeitsvertrag zugesichert.

---

<sup>3</sup> Brünhild, eine isländische Königin, verfügte in der Nibelungen-Sage über magische Kräfte, die aber an ihre Jungfräulichkeit geknüpft sind.

\* \* \* \* \*

Da sie sich ihren eigenen Zeitplan selbst erstellen konnte und dieser, begrenzt nur durch Herrmanns Terminkalender und die festen Termine für Absprachen mit den anderen Büros, auch tagsüber längere Zeitabschnitte enthielt, deren Nutzung sie sich frei einteilen konnte, fand sie auch während der Woche immer wieder Zeit für ihre Lieblingsbeschäftigung: den Einkauf von Kleidungsstücken und Schuhen in ausgewählten teuren Boutiquen der Stadt. Allerdings gab es nur wenige Gelegenheiten, meist geschäftlicher Art, wo sie diese Neuerwerbungen der dann staunenden Männerwelt präsentieren konnte.

Wenn sie nach zehn Uhr abends meistens als Letzte das Hochhaus verließ, um sich in ihr - von einer der Firmen der Holding kostenlos zur Verfügung gestelltes - Appartement am Rande der Stadt zu begeben, war sie meistens zu müde, um noch etwas zu unternehmen. Gut, manchmal ging sie auch dann noch in den englischen Garten oder in einen der zahlreichen Biergärten der Stadt und an Wochenenden nach Nymphenburg oder in irgendein Museum oder an die Isar. Aber das waren seltene Ausnahmen.

\* \* \* \* \*

Mit ihren Eltern hatte sie, seit sie ihre Stelle angetreten hatte, nur noch brieflichen Kontakt gehabt. Erst, als sie sich nach ein paar Monaten sicher war, dass sie in München bleiben würde, beschloss sie, diese an einem Wochenende zu besuchen. Da sie sie überraschen wollte, kündigte sie das vorher nicht an, auch, weil sie nicht damit rechnete, dass diese nicht zu Hause sein würden. Sie zog ein dezentes, aber sündhaft teures Kostüm an, das ebenso eine Neuerwerbung für diesen Zweck war wie die dazu passenden italienischen Designer-Schuhe und die Handtasche von Armani. Und in der befand sich ein Umschlag mit einem Bündel druckfrischer Hundertmarkscheine, die sie extra von der Bank geholt hatte.

Wie sehr ihr diese Überraschung gelungen war, konnte sie in dem erstaunten Gesicht ihrer Mutter lesen, als diese ihr die Tür öffnete, sie erst erstaunt ansah und dann nur „Kind“ sagte und sie umarmte. Und dann nahm sie Madeleines Hand und führte sie ins Wohnzimmer.

Darin hatte sich nichts verändert, seit sie das letzte Mal, nachdem sie das Staatsexamen bestanden hatte, jubelnd in die Wohnung gestürmt war. Ihr Vater saß in dem alten Sessel mit den schon abgeschabten Bezügen und blickte erstaunt über den Rand der Brille und der Zeitung, die er in der Hand hielt. Dann legte er die Zeitung bedächtig auf den Tisch, stand auf und nahm sie wortlos in die Arme. Und dann sagte er doch noch: „Schön, dich wieder einmal zu sehen“, setzte sich wieder in den Sessel und wies auf das Sofa, „setz dich, Kind.“

Die Mutter brachte Kaffee und selbst gebackenen Kuchen, setzte sich neben Madeleine auf das Sofa und sagte dann: „Und nun erzähl, Kind, wie geht es dir?“ Nach dem dritten „Kind“ in so kurzer Zeit, fing Madeleine an, sich irgendwie unwohl zu fühlen. Es war nicht nur das „Kind“, es war auch der abgestandene Rauch von Zigaretten – der Vater rauchte noch immer, obwohl er ja wissen musste, dass das ungesund war – und der Küchengeruch, der in das Wohnzimmer zog, weil die Mutter die Tür nicht geschlossen hatte, es war der Geruch der alten Möbel, die ihrem Aussehen nach dringend ersetzt werden mussten, es war die Rückkehr in eine Vergangenheit, von der sie glaubte, dass das ein abgeschlossenes Kapitel ihres Lebens wäre, was sie beunruhigte, obwohl sie eigentlich hätte wissen müssen, was sie erwarten würde.

Sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, und erzählte von Mallorca, ihrer tollen Stellung, ihrem Chef, diesem sehr reichen und mächtigen Mann, der so völlig normal sei, und sie erzählte auch, was für eine schöne Wohnung sie habe, mit ganz neuen Möbeln, was für tolle neue Kleider und Schuhe und Handtaschen sie habe, und dann sagte sie noch: „Allein das Kleid, die Schuhe und die Handtasche haben mehr gekostet, als ihr zusammen im Monat verdient.“ Die Eltern hatten ihr nur schweigend zugehört. Und dann sagte die Mutter: „Kind, du hast dich irgendwie verändert, ich kann das „Wie“ aber nicht in Worte fassen. Aber wir freuen uns natürlich, dass es dir so gut geht.“

Und dieses vierte „Kind“ war für Madeleine ein „Kind“ zuviel. Wie es geschehen war, konnte sie sich später nicht erklären, aber es geschah, einfach so: Sie schrie: „Hör auf, ich bin kein Kind mehr und überhaupt, das hier ist nicht mehr meine Welt. Die Welt, in der ich jetzt lebe, ist besser und viel schöner, und die Leute, mit denen ich es zu tun habe, sind alle gebildet und riechen gut und natürlich habe ich mich verändert, weil, ich bin jetzt wichtig und alle respektieren mich und ich bin erwachsen und ich bin nicht mehr euer Kind, ich bin ich!“

Der Vater hatte dem Ausbruch nur stumm zugesehen, er sagte nichts, er hatte auch früher eigentlich in Situationen, die spannungsgeladen waren, kaum etwas gesagt, nur die Mutter schaute sie von der Seite an und sagte: „Entschuldige, aber ich versteh das nicht, du bist doch unser Kind“, und dann schwieg sie und schaute sie an und der Vater schwieg immer noch und sah sie an. Und weil sie das Schweigen als bedrohlich empfand, sprang Madeleine auf, riss ihre Handtasche auf, kramte den Umschlag mit dem Geldbündel heraus, warf ihn auf den Tisch und sagte: „Da, für euch“, und dann drehte sie sich um und rannte aus der Wohnung, aus dem Haus und hielt erst wieder an, als sie um eine Ecke gebogen war und das Haus nicht mehr sehen konnte.

Als sie so da stand und tief einatmete, verdrängten die Abgase eines Autos, das gerade an ihr vorbeifuhr, den Geruch einer Vergangenheit, mit der sie nichts mehr zu tun haben wollte.

Wieder in ihrer Wohnung, beschloss sie, ihren Eltern monatlich Geld zu überweisen, obwohl sie das eigentlich nicht verdient hatten. Und als das nicht zurücküberwiesen wurde, fühlte sie sich bestätigt: „Mich kritisieren, aber das Geld nehmen, typisch kleinbürgerliches Verhalten!“

\* \* \* \* \*

Nach dieser „Vergangenheitsbewältigung“ stürzte sie sich wieder in ihre Arbeit. Sie ging darin auf, fühlte sich vollkommen ausgelastet und glaubte auch, dass sie erst einmal auf alle Arten verbindlicher menschlicher Nähe verzichten könne.

\* \* \* \* \*

Das änderte sich erst nach einem Jahr, als sie auf einer der Partys, die manchmal nach dem Abschluss von erfolgreichen Geschäften oder Übernahmen von Firmen stattfanden, einen jungen, gut aussehenden Bankkaufmann, Karl Monte, kennen lernte, der in einer großen Privatbank arbeitete, von der Madeleine wusste, dass diese häufig sehr große Geldbeträge von Firmen der Holding verwaltete und auf Konten in aller Welt transferierte. Dieser Karl machte ihr dann in Folge über Wochen hinweg auf eine sehr altmodische Art den Hof. Er schickte ihr in unregelmäßigen Abständen Blumen mit Kärtchen, auf denen sich in gemalter Handschrift Zitate bekannter, aber auch unbekannter Geistesgrößen, teils humorvolle, teils sehr tiefgründige, befanden. Er rief zwischendurch auch an, entschuldigte sich vielmals für die Störung, erkundigte sich einfach danach, wie es ihr so ginge, und war auch nicht sonderlich enttäuscht, wenn sie seine wiederholten Einladungen zu Restaurantbesuchen mit dem Hinweis auf die Fülle ihrer Arbeit und ihre ungewöhnlich lange Arbeitszeit, auch an Wochenenden, freundlich, aber bestimmt, ablehnte.

\* \* \* \* \*

Im Oktober 1982, es war ein Montag nach einem harten Wochenende, an dem Herrmann sie - mehr als üblich – mit Arbeit überhäuft hatte, hatte sie gerade ihren Platz am Schreibtisch eingenommen, als wieder einmal ein Bote mit einer in Zellophan eingehüllten, weißen Orchidee in einer Porzellanvase mit angehängter Karte zu ihr kam. Auf ihr stand: „Es gibt für alles im Leben eine Zeit! Jetzt ist Oktoberfestzeit. Karl“ Nachdem der Bote gegangen war, natürlich nicht ohne das großzügige Trinkgeld, das für ihn schon selbstverständlich war, lehnte sie sich zurück und schloss für einen kurzen Moment die Augen.

Sie schreckte auf, weil sie glaubte, ihren Wecker zu hören. Doch es war nur das Telefon. Und am anderen Ende der Leitung war, wie sie erleichtert feststellte, nur die Stimme von Karl zu hören: „Madeleine, entschuldige die Störung so früh am Morgen, aber meine Bank hat eine Reservierung für einen Tisch im Festzelt des Hofbräuhauses. Hättest du keine Lust, heute Abend dort ein bisschen zu feiern?“ Warum sie die Einladung annahm, war ihr später schleierhaft, aber sie tat es; wahrscheinlich war es deshalb, weil sie von der Anstrengung am Wochenende her noch zu müde war, um eine Begründung für eine weitere Ablehnung zu finden, vielleicht auch, weil sie sich - die Orchidee und den ersten Satz der Karte vor Augen- für einen Moment ausgebrannt und leer gefühlt hatte und sich – entgegen ihrer sonstigen Art - nach irgendeiner Art von menschlicher Nähe sehnte. Wobei ihr nicht klar war, wie dieses Gefühl sich in ihre Gedanken schleichen konnte, denn eigentlich hatte sie täglich genügend Menschen um sich, auch solche, mit denen man sich bei einer Tasse Kaffee gut unterhalten konnte, über die Arbeit, über Mode, die neuesten Filme im Kino, den neuesten Tratsch. Eigentlich hatte sie sich, seit sie die Aufgabe übernommen hatte, das geschäftliche Leben der obersten Etage zu dirigieren, nie unglücklich gefühlt, im Gegenteil: Die Arbeit machte ihr Spaß, erfüllte ihr Leben. Sie hatte keine Schlafprobleme, eher manchmal ein Problem mit dem Aufstehen, wenn sie erst nach Mitternacht alle anstehenden Aufgaben erledigt hatte - und sie hatte keine Geldsorgen. Das Letztere war ihr besonders wichtig, weil ihre Kindheit und ihre Jugend davon geprägt waren.

\* \* \* \* \*

Ihr Vater war Arbeiter in einem kleinen Handwerksbetrieb, ihre Mutter Verkäuferin in einem Bekleidungsgeschäft in einer kleinen hessischen Stadt. Vielleicht hatte sie ja von ihr den „Kleidertick“. Denn einmal im Jahr durften sie beide in dem Geschäft, in dem sie arbeitete, etwas Neues einkaufen. So ganz neu war das nicht, denn es handelte sich um Kleidungsstücke, die nicht mehr der aktuellen Mode entsprachen und deshalb an die Angestellten billiger verkauft wurden; allerdings waren sie immer noch so teuer, dass die Familie sich das eigentlich nicht leisten konnte. Ihre Mutter hatte einen guten Geschmack und fand immer etwas, das beiden gefiel. Wieder zu Hause, gingen sie dann ins Schlafzimmer, zogen die neuen Sachen an und bewunderten sich im großen Spiegel des alten Kleiderschranks, den ihre Mutter von den Großeltern geerbt hatte; viel zu groß für das kleine Zimmer, aber er hatte nichts gekostet. Die Mutter drehte sich dann vor dem Spiegel, nach links, nach rechts, um ihre eigene Achse, so dass ihre langen Haare flogen und Madeleine imitierte sie so lange, bis ihr die Bewegungen für jedes neue Kleidungsstück in Fleisch und Blut übergegangen war. Und abends musste dann der Vater im Wohnzimmer die Modenschau ertragen. Seine

Bewunderung klang manchmal gequält, vor allem dann, wenn klar war, dass noch mehr gespart werden musste, obwohl das eigentlich kaum möglich war – aber irgendwie ging das immer noch. Zu spüren war aber auch, dass er es im Grunde seines Herzens immer noch genoss, eine so schöne Frau an seiner Seite zu haben, der Männer seines Alters, aber auch jüngere, verstohlen nachschauten, wenn sie am Wochenende irgendwo spazieren gingen.

Auch wenn ihren Eltern irgendwann die „große Liebe“ aus den Anfangszeiten ihrer Ehe abhanden gekommen war, so war doch die „kleine Liebe“ geblieben, das heißt, auch wenn sie sich häufig stritten – und es ging meistens um das Thema Geld, weil das wenige, was sie verdienten, immer noch zu wenig war – dann hielt der gegenseitige Groll meistens nur ein paar Stunden, höchstens einen Tag an.

Dankbar war Madeleine dafür, dass ihre Eltern sie, nachdem sie in der Grundschule mühelos gute Noten bekommen hatte, auf das Gymnasium schickten.

Sie lernte schnell, dass die Kombination von wenig Taschengeld, hausgemachtem Pausenbrot, ärmlicher Kleidung und guten Noten bei ihren Mitschülern und vor allem bei den Mitschülerinnen nicht gut ankam. In den ersten vier Jahren musste sie häufig von ihrer Mutter, wenn diese abends von der Arbeit kam, getröstet werden, weil wieder einmal eine Gruppe von sogenannten „höheren Töchtern“ sie in der Pause und auf dem Schulweg verspottet, manchmal auch geschlagen oder auch nur an ihren langen, blonden Haaren gezogen hatte, bis sie vor Schmerzen schrie. Ein zaghafter Versuch der Mutter, den Klassenlehrer um Hilfe zu bitten, wurde mit der Bemerkung abgetan: „Das ist sicher übertrieben, denn das sind alles Kinder aus gutem Hause mit einer guten Erziehung. Und im übrigen sind kleine Rängeleien in diesem Alter völlig normal.“ Es blieb bei diesem einen Versuch, aber die Mutter versuchte nun häufiger, ihrer Tochter die Spielregeln zwischen Arm und Reich zu erklären, machte ihr dabei aber auch klar, dass sie mit dem Abitur und einem Studium zumindest Möglichkeiten bekommen könnte, die sie und ihr Vater nie hatten.

Nachdem sie so vier Jahre überstanden hatte, änderte sich beinahe unmerklich ihre Situation. Die Jungen in ihrer Klasse hatten sich eigentlich nur selten an den Quälereien und Hänseleien der Mädchen beteiligt, für sie war Madeleine einfach eine „Streberin“, die man als solche verachtete, auf die sie aber auch herabsahen, weil ihre Eltern nicht ihrem gesellschaftlichen Umfeld angehörten, nicht den Bildungsstand und vor allem nicht die für sie selbstverständlichen Wohlstandssymbole hatten.

Als aber ihre langen blonden Haare nicht mehr nur der alleinige Blickfang für die nun pubertierenden Augen waren, verändert sich auch die Haltung dieser Jungen. Deren Augen versuchten nun, wie unsichtbare Hände, die sich immer ausgeprägter, vor allem harmonisch entwickelnden, weiblichen Formen abzutasten, und es

begannen die ersten linkischen Annäherungsversuche. Die, die sie unternahmen, mussten aber bald einsehen, dass das zwecklos war. Nicht, weil Madeleine unfreundlich darauf reagiert hätte, sondern weil es immer mehr „Interessenten“ aus immer höheren Klassenstufen gab.

\* \* \* \* \*

Madeleine hatte allerdings die „Lektionen“ aus den vergangenen Schuljahren nicht nur nicht vergessen, sondern sie hatte - auch „gestählt“ durch die Gespräche mit ihrer Mutter - ihre eigenen Konsequenzen daraus gezogen.

Die Mutter war zwar häufig genauso traurig wie ihre Tochter gewesen, wenn diese ihr weinend gegenüber gesessen hatte, hatte es aber im Lauf der Zeit fertiggebracht, Madeleine das Leben und seine Schwierigkeiten zu erklären.

Zuerst tat sie das mit vergleichbaren Geschichten aus ihrem eigenen Leben, auch aus dem Leben der Großmutter. Sie vermittelte ihr, dass all diese Vorkommnisse zwar unschön, aber auch erklärbar waren, und dass man sie sicher hätte vermeiden können, wenn man sie nur auf die Volksschule geschickt hätte, so wie es ihre Eltern getan hatten:

Ihr Lehrer in der kleinen Dorfschule hatte zwar ihren Eltern, die beide auf einem Bauernhof arbeiteten, dringend ans Herz gelegt, dass sie das intelligente Mädchen auf eine höhere Schule schicken sollten, aber die hatten fünf Kinder durchzufüttern und mit Kleidung zu versorgen und waren froh um jedes Kind, das nicht nur Kosten verursachte, sondern wenigstens ein paar Reichsmark nach Hause brachte. Und dann warteten sie auch schon darauf, dass das erste der drei Mädchen, und das war Madeleines Mutter, so schnell wie möglich für immer das Haus verließ und womöglich sogar unter die Haube kam, das heißt heiratete, damit klar war, dass sie nicht mehr zurückkommen würde. Das war allein deshalb dann schon nicht mehr zu erwarten gewesen, weil es noch als üblich angesehen wurde, dass entweder ein zu erwartendes Kind der Heiratsgrund war – was damals häufiger vorkam als heute - oder sich sofort nach vollzogener Ehe in mehr oder minder großen Abständen „Kindersegen“ einstellen würde, was hinwiederum dazu führte, dass eine Trennung der Eheleute mit jedem neuen Kind immer unwahrscheinlicher wurde. Und dann war da auch noch der Schwur in der Kirche: „Bis dass der Tod euch scheidet“ und „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen.“

„Madeleine, ich habe viel Glück in meinem Leben gehabt, auch wenn das für dich nicht immer so aussah. Natürlich habe ich manchmal darüber nachgedacht, was gewesen wäre, hätte ich ein Gymnasium besuchen können. Aber dann hätte ich wahrscheinlich deinen Vater nicht kennen gelernt, und es würde dich nicht geben. Und beides möchte ich nicht missen. Aber dein Vater und ich sind uns einig, dass du diese Möglichkeit, die übrigens auch er aus den gleichen Gründen nicht hatte,

bekommen sollst. Deine Mitschüler quälen dich deshalb, weil sie von ihren Eltern beigebracht bekommen haben, dass du nicht dazugehörst, aber auch - und das ist bereits ihre persönliche Entscheidung - weil sie etwas dagegen haben, dass du gut bist. Vielleicht ist es auch, weil sie gar nicht begreifen können, dass ein Kind aus einer armen Familie das Recht hat, nicht dumm, sondern intelligent zu sein.“

Später erklärte sie Madeleine anhand von Hinweisen auf Verhaltensweisen von Menschen beim Einkaufen, dass auch manche Erwachsene sich auf dieselbe Art und Weise verhalten wie ihre Mitschüler.

Wenn zum Beispiel beim Metzger eine Frau sich vordrängte und sofort mit Titel – häufig war es sogar nur der des Mannes – und Namen begrüßt und auch bedient wurde und eine unbekannte, auch nicht so gut gekleidete Frau mit den Worten zurückgehalten wurde: „Sie werden sich doch wohl gedulden können, sie haben doch Zeit!“, dann sagte sie zu Hause: „Diese Frau schlägt zwar niemanden, zieht auch niemanden an den Haaren, aber vor hundert Jahren hätten ihr sogar alle freiwillig Platz gemacht, weil sie jemand ist, vor dem man Angst haben muss. Auch ich muss vor solchen Leuten Angst haben, weil sie mich nicht nur beschimpfen können, sondern sich auch bei meinem Chef beschweren, wenn sie unzufrieden sind, obwohl ich weder etwas Unpassendes gesagt noch getan habe. Und für den ist klar, wer Recht hat. Er fragt nicht einmal, sondern sagt sofort, dass er es nicht dulden, es sich vor allem nicht leisten kann, dass eine wichtige Kundin unzufrieden ist. Und wichtige Kunden sind alle, die „etwas Besseres“ sind. Und dann weist er mich noch darauf hin, dass erst vor kurzem eine Frau nach einer freien Stelle gefragt habe, die er aber leider enttäuschen musste. Was er damit meinte ist, dass er ja jederzeit das Recht hat, mir zu kündigen. Deinem Vater geht es in dieser Hinsicht auch nicht besser. Und du weißt ja, dass das Wenige, was wir zusammen verdienen, eigentlich gerade so für heute und morgen reicht.“

Nach solchen Unterhaltungen ging Madeleine doch wieder gern in die Schule. Und dort begriff sie dann auch, wie es möglich war, dass Schüler, die zwar nicht sonderlich gut im Unterricht, aber gut im Stören waren, trotzdem nur wenig Probleme bekamen. Es war klar ersichtlich, dass weder die Lehrer noch die Schulleitung Probleme mit deren Eltern haben wollten.

Sie lernte auch, in der Nähe welcher Gruppen, die sich gerade untereinander gut leiden konnten, sie sich besser nicht aufhalten sollte. Und da sie im Unterricht und in den Pausen versuchte, alles mitzuhören, was so in ihrer näheren Umgebung gesprochen wurde, ohne dass die Betroffenen das bemerkten, bekam sie auch mit, wie vor allem die Mädchen sich untereinander in einem permanenten Kleinkrieg, auch bereits um die Gunst von Jungen, befanden.

Die Jungen waren einfach zu verstehen. Hier ging es vor allem um Stärke, aber auch darum, was welche Eltern besaßen und hier vor allem, welche Autos sie

fuhren. Zuerst unverständlich fand sie zufällig mitgehörte Gespräche nach dem Sport, wenn die sich über nicht näher erklärte Größenverhältnisse und ihre Körper- und Gesichtsbehaarung unterhielten.

Da ihre Mutter, die sie deswegen fragte, das aber sofort zum Anlass genommen hatte, sie zwar behutsam, aber gründlich aufzuklären, ohne das Märchen von den Bienen zu bemühen, war sie nicht nur den Schülern ihrer Klassenstufe, sondern auch - wie sie später feststellen durfte - solchen aus höheren Stufen auf diesem Gebiet weit voraus.

Sie fand es großartig, dass sie nun mit ernster Miene kommentarlos zuhören konnte, wenn die Mädchen hitzig darüber diskutierten, ob man denn bereits durch einen nur aufgesetzten Kuss oder erst durch einen Zungenkuss schwanger werden könne. Oder wenn sie mitbekam, dass einige der Jungen, vor allem die Wortführer, von Aufhalten in undurchdringlichen Gebüsch mit ihren Eroberungen erzählten, von denen sie wusste, dass diese allein schon deshalb nicht stattgefunden haben konnten, weil eines dieser Mädchen genau die zu diesem Zeitpunkt mit ihren Eltern in dem Bekleidungsgeschäft war, in dem ihre Mutter arbeitete, und ein anderes gerade den Rasen vor ihrem Haus mähte, als sie vorbeikam.

Noch während dieser Zeit hatte sie ebenfalls das Prinzip und die Wirkung gesellschaftlicher Unterschiede und die daraus entstehenden Verhaltensweisen und Lebenswege endgültig begriffen.

Und sie hatte auch keine Angst mehr vor körperliche Übergriffen, weil sie merkte, dass sie durch ihre Zeit als Schlüssel- und damit auch Straßenkind kräftig genug geworden war, um es auch mit mehreren ihrer Klassenkameradinnen aufnehmen zu können.

Maßgeblich für diese Erkenntnis war auch, dass ihr die Mutter, die eigentlich gegen jede Art von Gewalt war und sie auch dementsprechend beeinflusst hatte, die Angst davor genommen hatte, zuzuschlagen, auch zu treten, wenn sie angegriffen würde, indem sie ihr erklärte, was man in Notwehr tun dürfe.

Das Schlüsselerlebnis für die Verbindung von Theorie und Praxis, was das Thema Gewalt anging, war aber ein Vorfall auf der Straße. Sie kam gerade von der Schule, als sie vor der Haustür des Mietshauses einen Fußball direkt ins Gesicht bekam. Sie ließ ihre Schultasche fallen und kickte den Ball einfach weg. Zwei Jungen in ihrem Alter kamen auf sie zu und verlangten, dass sie den Ball sofort wieder holen solle. Als sie das nicht tat, packte sie der eine und der andere gab ihr eine Ohrfeige. Was sie dann genau getan hatte, war ihr, als sie es am Abend erzählte, immer noch nicht ganz klar. Sie erinnerte sich nur bruchstückhaft daran, dass sie anscheinend wild um sich geschlagen und getreten hatte, dass sie plötzlich die Haare des einen Jungen in der Hand hatte und dieser schrie und der andere sich krümmte, weil sie ihn anscheinend in den Bauch getroffen hatte. Und dann waren sie weggelaufen.

\* \* \* \* \*

Die Einsichten aus allem verhalfen ihr, gepaart mit einer nicht altersgemäßen Schlagfertigkeit, deren Grundlage sie auch ihrer Mutter, aber auch ihrem Vater zu verdanken hatte, die beide um „lockere Antworten“ auf manche ihrer Fragen nicht verlegen waren, zu einer Überlegenheit, die sich vor allem in der anbrechenden „Balzzeit der jungen Pfauen“ (ein Ausdruck ihres Vaters, als sie zu Hause von dem sich ändernden Verhalten der Jungen erzählt hatte) zeigte.

Als sie sechzehn war, mussten sogar Schüler der Oberstufe, vor allem solche, die außer Standesdünkel und Geld nichts Interessantes besaßen, sehr schnell feststellen, dass sie der Schlagfertigkeit und dem Wissen dieser von vielen umworbenen Schönheit nichts entgegenzusetzen hatten und froh sein mussten, wenn diese sich herabließ, sich mit ihnen in der Öffentlichkeit zu zeigen.

Auch in dieser Zeit hatte Madeleine ihre Mutter immer häufiger bedrängt, ihr doch wenigstens eine Markenjeans zu kaufen. Ihre Mutter ließ sich nach langem Zögern doch erweichen und ging mit ihr in einen Second-Hand-Laden, der gerade neu eröffnet worden war. Sie fanden tatsächlich eine, die wie neu aussah und wie angegossen passte, und sie fanden auch noch eine dazu passende, eng anliegende, leuchtend rote Bluse, alles zu einem Preis, der für die Mutter erschwinglich schien. Als sie damit zum ersten Mal in der großen Pause stolz über den Schulhof ging, sah sie im Vorübergehen, wie eine Lehrerin, die sich gerade mit einem Kollegen unterhielt, sie mit einem kurzen Seitenblick streifte. Und sie hörte, wie diese dann hinter ihrem Rücken halblaut sagte: „Haben Sie diese kleine Schlampe gesehen, richtig schamlos, wie diese jungen Dinger sich heutzutage anbieten.“ Madeleine war das nicht peinlich, im Gegenteil: Sie musste sogar innerlich lachen, weil sie sich vorstellte, wie diese „platte, dumme Ziege“ in Jeans und enger Bluse aussehen würde.

Womit Madeleine zuerst auch kein Problem hatte, war, dass einer dieser „aufgeblasenen Möchtegerne“ – den Ausdruck hatte sie von ihrer Mutter gelernt - , nachdem sie ihm eine gründliche Abfuhr erteilt hatte, in der Schule das Gerücht verbreitete, sie sei eine Lesbe.

Da das Wort zu dieser Zeit - im Gegensatz zu dem bereits seit der Nazizeit als Beschimpfung gängigen „Homo“ - auch von gebildeten Erwachsenen nur hinter vorgehaltener Hand verwendet wurde, also noch nicht zum gängigen Wortschatz gehörte, auch nicht an Gymnasien, empfand sie es für eine kurze Zeit auch nicht als besonders unangenehm. Erst als eine ihrer Mitschülerinnen im Klassenzimmer triumphierend lächelnd auf sie zukam und überlaut fragte: „Bist du wirklich eine Lesbe?“, und daraufhin alle anderen sich umdrehten und laut kicherten oder sogar

lachten, fiel ihr wieder ein, dass sie das doch im Lexikon nachschlagen wollte. Allerdings fiel ihr in diesem Moment auch keine passende Antwort ein, und so drehte sie sich einfach um, ging an ihren Platz und beschäftigte sich ostentativ, ohne noch einmal aufzusehen, mit dem Stoff der nächsten Stunde.

Als sie dann die Bedeutung kannte und sich mit ihrer Mutter sehr lange über mögliche Reaktionen unterhalten hatte, drehte sie den Spieß um.

Sie bewog einen Jungen, von dem sie wusste, dass er schon lange für sie schwärmte, als Gegenleistung dafür, dass sie mit ihm Eis essen ging, dazu, seinen Freunden zu erzählen, dass Madeleine ihm selbst im Vertrauen erzählt habe, dass sie tatsächlich nur mit Mädchen etwas anfangen könne.

Was auch immer damit gemeint sein könnte, ließ sie, im Vertrauen auf eine Ausgestaltung durch die Verbreiter dieser Nachricht, offen.

Von da an wurde sie von der männlichen Bevölkerung der Schule gemieden oder sogar mit verächtlichen Blicken bedacht, vor allem von denen, deren Ego sie deshalb verletzt hatte, weil sie zwar mit ihnen ausgegangen oder sogar Parties besucht hatte, die sie aber schnell „ausgetauscht“ hatte, weil sie versucht hatten, ihr näher zu kommen, als sie es zulassen wollte.

Auch der weibliche Teil verhielt sich so, obwohl es auch einige wenige gab, die ihr, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, intensivere Blicke zuwarfen.

Eigentlich war ihr diese Entwicklung ganz recht, da sie sich so in den letzten zwei Jahren ziemlich ungestört der Schule widmen konnte, mit dem Ziel, ein möglichst gutes Abitur zu schaffen.

Ärgerlich war nur, dass sich das „Lesben-Gerücht“ natürlich auch bis ins Lehrerzimmer herumgesprochen hatte und dass vor allem ältere männliche Lehrkräfte es sich nicht verkneifen konnten, mehr oder wenige geistvolle, vor allem aber anzügliche Bemerkungen von sich zu geben. Madeleine blieb ihnen zwar keine, ebenfalls anzügliche Antwort schuldig, aber als es ihr zu lästig wurde, ging sie zur Direktorin der Schule, legte ihr eine von ihr angelegte Sammlung dieser Bemerkungen auf den Tisch und bat sie bescheiden um einen Rat. Die Direktorin versuchte sie zu beschwichtigen, indem sie sagte, dass das ja wohl alles nicht so gemeint gewesen wäre, aber dass sie natürlich vollstes Verständnis für die Empfindlichkeit einer jungen Frau habe. Bevor sie Madeleine entließ, meinte sie noch, dass solche Missverständnisse im Schulalltag durchaus vorkommen könnten und dass man sie nicht überbewerten solle.

Eigentlich hatte Madeleine nach dieser Unterredung keine große Hoffnung, dass sich etwas ändern würde, aber die Direktorin schien von den ihr vorliegenden, eigentlich eindeutigen Sätzen doch so beeindruckt gewesen zu sein, dass sie Gespräche mit denen geführt haben musste, deren Bemerkungen vielleicht sogar gerichtsverwertbar gewesen wären. Denn schon eine Woche danach musste Madeleine ihre Sammlung schließen, weil nichts Neues mehr dazukam. Im

Gegenteil, die Betroffenen schienen sie plötzlich mit Samthandschuhen anzufassen und waren selbst bei Korrekturen eher geneigt, Zweifelsfälle zu ihren Gunsten auszulegen.

Ganz so isoliert war sie in dieser Zeit übrigens auch nicht, denn zwei Jungen und ein Mädchen, die vor allem ihr Wissen, aber auch ihre Art schätzten und deren Eltern auch wenig von gesellschaftlichem Dünkel und Tratsch hielten, ließen sich von der „Isolierungskampagne“ nicht beeindrucken. Madeleine lernte mit ihnen zusammen, und sie verbrachte auch die immer weniger werdende freie Zeit mit ihnen.

Da alle vier nach dem Abitur in derselben Stadt studierten, allerdings in unterschiedlichen Studiengängen zu Gange waren, blieben sie weiterhin in Kontakt. Und dieser blieb so lange erhalten, bis sich nach dem Examen ihre Wege endgültig trennten.

\* \* \* \* \*

Eigentlich hatte Madeleine, nachdem klar war, dass sie ihr Examen an der juristischen Fakultät mit dem Schwerpunkt Zivilrecht wohl mit Auszeichnung bestehen würde, vor, noch zu promovieren. Als sie aber von den wenigen anderen Jurastudentinnen erfahren hatte, dass der Professor, der ihr das angeboten hatte, bekannt dafür sei, dass er von Frauen früher oder später gewisse Gegenleistungen für eine erfolgreiche Promotion erwarten würde, hatte sie es sich doch anders überlegt. Sie wusste aus Gesprächen mit Kommilitoninnen aus anderen Studiengängen, dass solche „Geschäfte“ gängige Praxis waren, die aber von der Universitätsleitung stillschweigend geduldet wurden. Die Männer an der Spitze der Universität, allen voran der Dekan, waren davon überzeugt, dass diese „jungen Dinger“, die ja immer häufiger in knappen Jeans und aufreizend engen Oberteilen den Campus bevölkerten, nicht von ihren Kollegen genötigt worden waren, sondern selbst die Initiative ergriffen hatten. Und sie hatten deshalb eher Mitleid mit denen, die einer solchen Versuchung, nach sicher schwierigen inneren Kämpfen, erlegen waren. Sie wurden in ihrer Haltung noch bestätigt, als alle Richter in ersten Gerichtsverfahren, die wegen angeblicher Vergewaltigung stattgefunden hatten, die angeklagten Kollegen freigesprochen hatten. In den Urteilsbegründungen, die den Vorträgen der Verteidiger der Angeklagten, aber vor allem den zu dieser Zeit vorherrschenden Denkweisen und Moralvorstellungen folgten, hieß es, dass die Klägerinnen Situationen ausgenutzt hätten, die sie selbst herbeigeführt hatten, indem sie durch ihr provokantes und vor allem schamloses Verhalten und in erpresserischer Absicht eine solche, von ihnen gewünschte Handlung faktisch erzwungen hätten.

\* \* \* \* \*

Madeleine verfluchte den „Tag der Schwäche“ im Oktober 1983, als sie sich kurz vor Weihnachten – sie hatte schon eine große Anzahl von teuren Geschenken für Karl eingekauft und konnte es kaum erwarten, sein erstauntes Gesicht beim Auspacken zu sehen - unter Tränen, aber erfüllt von einer ungeheuren Wut, von ihm trennte.

Wieder war es ein Montag, aber der Tag vor Heiligabend.

Als sie aufwachte und - noch im Halbschlaf – im Dunkeln neben sich nach Karl suchte, war da nichts. Allerdings sah sie durch die nur angelehnte Tür Licht im Wohnzimmer und sie hörte Karls Stimme. Schlaftrunken stand sie auf, rieb sich die Augen und wankte zur Tür und wollte sie schon ganz öffnen, als sie einen Satz hörte, der sie zutiefst erschreckte: „Ich habe sie endlich so weit.“ Sie hielt sich am Türrahmen fest und erstarrte, während Karls weitere Sätze ihr die Luft nahmen: „Ich muss sie vielleicht nur noch drei oder vier Wochen ertragen, um den Rest der Transaktionen und Transaktionswege der Holding aus ihr herauszuholen und noch ein paar Kopien zu machen. Dann habe ich genügend Material zusammen, um selbst einzusteigen. Und dann setzen wir uns auf Mallorca zur Ruhe und genießen das Leben, Liebling. Hab noch ein bisschen Geduld, du weißt doch, ich liebe nur dich, und ich tu das alles nur für uns. Ich muss jetzt aufhören, aber ich werde heute Nachmittag zu dir kommen.“

Madeleine hörte noch, wie er den Hörer auflegte. Ihre Erstarrung war kalter Wut gewichen. Sie riss die Tür auf und schrie: „Raus! Pack deine Klamotten und schere dich zum Teufel!“ Karl Monte wusste nicht, wie ihm geschah. Er saß wie gelähmt im Sessel und sah fassungslos zu, wie Madeleine seine Kleider und die Schuhe vom Boden aufsammelte, damit in den Gang zur Tür des Appartements ging, sie aufriss und alles hinauswarf.

Als sie zurückkam, versuchte er doch noch etwas zu sagen, doch sie ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Verschwinde endlich und lass dich nie wieder blicken oder ich rufe die Polizei und erkläre denen, dass du mich vergewaltigt hast.“ Sie zerriss mit beiden Händen vorne ihr Nachshirt und stürzte sich auf ihn. Karl versuchte sie abzuwehren, packte sie an den Armen und zog. Madeleine verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Gesicht auf Karls Schulter. Als sie vor Schmerz aufschrie, ließ er sie los. Sie richtete sich taumelnd auf, wischte sich mit der Hand die Nase ab und fing hysterisch an zu lachen, als sie das Blut auf ihrer Hand sah.

Karls Augen verfolgten gebannt den sekundenschnellen Weg der Blutstropfen bis zu ihrem Aufprall auf dem Shirt. In seinem Bewusstsein verschmolz das letzte „Raus“ von Madeleine mit einem aufkommenden Gefühl der Panik. Er sprang auf, rannte zur Tür und schlug sie hinter sich zu.

Der laute Knall holte Madeleine wieder in die Wirklichkeit zurück. Während ihr noch die Tränen aus den Augen schossen und sich auf dem Weg auf ihr Shirt und den Boden mit dem Blut aus der Nase vermischten, versuchte sie, durch den Nebel der Wut einen klaren Gedanken zu fassen: „Dieser Mistkerl darf nicht ungeschoren davonkommen!“

Sie wankte ins Bad und starrte im Spiegel das mit einer Mischung aus Blut, Tränen und Eyeliner verschmierte Gesicht an. Dann wusch sie die Spuren ab und schüttete sich minutenlang mit beiden Händen kaltes Wasser über den Kopf.

Anschließend ging sie zurück in das Wohnzimmer, kauerte sich mit angezogenen Knien in einen Sessel und dachte nach: „Herrmann! Herrmann kann ihn fertigmachen!“

Sie schaute auf ihre Armbanduhr. Es war 5 Uhr morgens. Herrmann würde schon wach sein. Sie nahm den Hörer ab, wählte und war, als er sich meldete, froh, die Stimme des Mannes zu hören, von dem sie glaubte, dass er einer der wenigen Ehrenmänner in diesen Kreisen war.

Er unterbrach sie kein einziges Mal, als sie ihm, zuerst stotternd, dann immer fließender, die Geschehnisse der Nacht schilderte. Als sie ihm freimütig erzählte, dass ihr Freund anscheinend wichtige Akten kopiert hatte, die sie zu Hause bearbeiten wollte, und dass sie sich öfter mit ihm - arglos und naiv, weil der Überschwang ihrer Gefühle ihr anfängliches Misstrauen außer Kraft gesetzt hatte - auch über Firmeninterna im Zusammenhang mit der Privatbank unterhalten hatte, war ihm klar, dass er etwas unternehmen musste. Zuerst aber musste er sie beruhigen.

Als ihm das anscheinend gelungen war, verabschiedete er sich: „Madeleine, ich werde jetzt auflegen, weil ich ein bisschen nachdenken muss. Bleib so, wie du bist, auf deinem Sessel sitzen und verändere nichts, bis ich dich wieder anrufe, und, Kopf hoch, es wird schon alles gut werden.“

Die nun folgenden Minuten dehnten sich für Madeleine zur Ewigkeit.

Dann läutete das Telefon und Herrmann erläuterte ihr mit ruhiger Stimme, was sie zu tun hatte und den Ablauf der nun folgenden Stunden.

\* \* \* \* \*

Als Karl Monte an diesem Morgen pünktlich sein Büro betrat, sah er sich zwei Männern gegenüber, die ihm vollkommen unbekannt waren. „Wer sind Sie und was tun Sie in meinem Büro?“ Einer der beiden hielt ihm eine Marke vor die Augen und sagte: „Kriminalpolizei, wir verhaften Sie wegen Vergewaltigung und Industriespionage. Alles Weitere erfahren Sie beim Verhör in unserer Dienststelle. Kommen Sie freiwillig mit oder müssen wir Ihnen Handschellen anlegen?“ Karl

konnte es nicht glauben, ging aber ohne weiteren Widerstand mit den Beamten zum Auto.

Selbst als er allein im Verhörraum saß, dachte er noch, dass er schon irgendwie aus dieser Sache wieder herauskommen würde, stand doch zumindest, was die Vergewaltigung anbelangte, Aussage gegen Aussage. Und Beweise für das Kopieren von Akten waren deshalb nicht zu finden, weil diese sicher verwahrt in dem Schließfach einer anderen Bank lagen, das er unter dem Namen seiner Freundin gemietet hatte. Deshalb schaute er auch gelassen den Beamten an, der sich vorstellte und ihm gegenüber Platz nahm. Allerdings wirkte der ziemlich überheblich, vor allem, als er betont langsam eine Mappe vor sich auf den Tisch legte.

„Herr Monte, die beiden Beamten, die Sie verhaftet haben, haben ihnen schon mitgeteilt, unter welchem Verdacht Sie stehen. Ich habe Ihnen noch zu sagen, dass Sie keine Antwort geben müssen, die Sie irgendwie belasten könnte. Sie können also jegliche Aussage verweigern, wenn Sie meinen, dass das in Ihrem Interesse ist. Im Klartext heißt das auch, dass Sie überhaupt nicht mit mir sprechen müssen. Sie müssen sich aber anhören, was ich zu sagen haben. Und ich möchte Ihnen im voraus den guten Rat geben, jetzt sofort ein umfassendes Geständnis abzulegen.“ Dabei schlug er mit der flachen Hand vielsagend auf die vor ihm liegende Mappe. Die Antwort Karls kam kurz und knapp: „Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Es kann sich bei allem nur um Missverständnisse oder sogar falsche Anschuldigungen handeln.“

Der Beamte lehnte sich leicht zurück, beugte sich dann wieder nach vorne, öffnete die Mappe, zog ein Blatt heraus und schaute es an, bevor er sich wieder an Karl wandte: „Waren Sie heute Morgen so gegen 4 Uhr im Appartement von Madeleine Müller, ja oder nein?“

Karl überlegte kurz, sah aber ein, dass es wenig Sinn machte, das zu leugnen, allein schon, weil er einem anderer Bewohner des Appartementhauses begegnet war, als er das Haus verließ, also sagte er: „Ja, aber.“ Weiter kam er nicht, denn der Beamte unterbrach ihn sofort: „Das reicht mir schon. Ich habe hier den schriftlichen Bericht eines Notarztes, der am Körper von Frau Müller eindeutige Merkmale einer Vergewaltigung festgestellt und beschrieben hat. Dazuhin haben wir als Beweismittel ein zerrissenes, mit Blut beflecktes Nachtshirt, das Frau Müller nachweislich zum Zeitpunkt der Vergewaltigung bis zum Eintreffen des Arztes getragen hat. Und dann haben wir noch die eidesstattliche Versicherung der Frau Müller unter einer detaillierten Beschreibung des Tathergangs, der von Beamten des 4. Reviers heute morgen aufgenommen wurde. Obwohl, Sie sehen eigentlich nicht so aus wie einer, der es nötig hat. Aber welcher Verbrecher sieht schon aus wie ein Verbrecher? Sie haben ein riesiges Problem, Herr Monte, wollen Sie mir vielleicht jetzt mit einem Geständnis helfen?“

Karl sprang von seinem Stuhl auf und schrie: „Das ist alles eine Lüge! Die blöde Kuh will sich nur an mir rächen!“ Der Beamte war ruhig sitzen geblieben, sagte aber in einem scharfen Ton: „Setzen Sie sich wieder, Herr Monte, sonst lasse ich Sie in Handschellen legen.“

Nachdem Karl Monte der Aufforderung Folge geleistet hatte und sich wieder gesetzt hatte, fuhr der Beamte mit ruhiger Stimme fort: „Sie bezeichnen also die Chefsekretärin von Herrmann von Cronenburg als blöde Kuh und wollen mich davon überzeugen, dass diese Frau aus Rache – wofür auch immer - sich selbst alle Blutergüsse an den Armen beigebracht, sich anschließend die Nase gebrochen, dann ihr Nachthemd zerrissen und mit Blut bespritzt und dann noch Blutergüsse im Bereich der Oberschenkel und des Unterleibs zugefügt hat? Und das Sperma, das der Arzt gefunden hat, hat sie sich wohl aus dem Kühlschrank geholt und selbst verschmiert? Und angesichts dieser Fakten wollen sie der armen Frau auch noch einen Meineid unterstellen? Für wie blöd halten Sie mich denn? Vielleicht hatte sie ja nur bemerkt, dass Sie ihr wichtige Akten mit Betriebsgeheimnissen der Cronenburg-Holding gestohlen haben und hat sie zur Rede gestellt, und Sie sind ausgerastet, wollten sie mit Gewalt einschüchtern und haben dann alle Grenzen überschritten und dann nur noch Rot gesehen? War es nicht so? Geben Sie es endlich zu, Sie haben keine Chance! Die Akten haben wir übrigens bei einer Durchsuchung im Bücherregal Ihres Wohnzimmers hinter einer Reihe von Büchern gefunden. Und deren Echtheit ist in der Zwischenzeit von Herrmann von Cronenburg bestätigt worden.“

Karl Monte starrte den Beamten an, und dann trommelte er mit den Fäusten auf den Tisch und schrie: „Das sind alles Lügen, gottverdammte Lügen! Ich will einen Anwalt.“

Der Beamte erwiderte mit einem süffisanten Lächeln: „Er wird Ihnen nichts nützen, aber Sie haben Recht, Sie brauchen einen Anwalt.“ Dann stand er auf, ging zur Tür, öffnete sie und sagte zu dem davor wartenden Polizisten: „Abführen!“

\* \* \* \* \*

Anfang Februar 1984 legte Herrmann, als er das Vorzimmer durchquerte, im Vorübergehen lächelnd eine Zeitung auf ihren Schreibtisch: „Lies selbst, Lokales, auf Seite 8. Ich hoffe Du freust Dich.“ Dann ging er in sein Büro.

Madeleine schlug die Seite auf und fand ziemlich weit unten eine kurze Notiz: „Das Landgericht München hat gestern in einer nicht öffentlichen Sitzung den wegen einer Vergewaltigung in Tateinheit mit schwerem Diebstahl angeklagten ehemaligen Angestellten einer Bank zu einer Haftstrafe von 7 Jahren verurteilt. Die ebenfalls angeklagte Freundin des Beschuldigten erhielt eine Freiheitsstrafe von zwei Jahren ohne Bewährung wegen Anstiftung und Beihilfe zu schweren

Straftaten. Der Verteidiger der beiden verzichtete in ihrem Namen auf einen Widerspruch. Die Urteile sind somit rechtskräftig.“

\* \* \* \* \*

Als Madeleine nach einer Woche Urlaub, die Herrmann ihr verordnet hatte, wieder an ihren Schreibtisch zurückgekehrt war, hatte dieser nur gesagt: „Die Akten sind wieder da, und es ist nichts passiert. Mach Dir also keine Vorwürfe. Es ist vorbei. Am besten, Du vergisst alles.“ Sie hätte ihm zwar gern noch einige Fragen gestellt, hielt es aber für besser, das nicht zu tun.

Angesichts des Strafmaßes war ihr aber jetzt klar, dass der Arm des Mannes, der ihr diese Genugtuung verschafft hatte, sehr weit reichen musste.

Sie stürzte sich wieder in ihre Arbeit und verbrachte noch mehr Zeit als vorher in Boutiquen und Schuhgeschäften.

Und es gab weiterhin kaum Gelegenheiten, ihre Neuerwerbungen in einer angemessenen Umgebung zu präsentieren bis zu dem Tag Anfang März, als Herrmann plötzlich aus seinem Büro auf sie zukam: „Hättest du Lust, heute Abend zu mir in die Villa am See zu einem kleinen Abendessen zu kommen?“

Madeleine hatte schon einmal, bei ihrer ersten Begegnung am Messestand seine Gabe, in ihrem Gesicht zu lesen, kennen gelernt. Denn er fuhr, die unausgesprochene Frage und die ziemlich weit gehenden Gedanken ignorierend, milde lächelnd, fort: „Die erweiterte, einfache Antwort auf deine gedachte Frage lautet: Ich habe noch einen Gast eingeladen, sogar einen männlichen, und er ist viel jünger als ich und durchaus ansehnlich. Und es gibt wirklich ein ausgezeichnetes Menü. Also?“

Madeleine entspannte sich: „Gut, und wie komme ich dahin und wieder zurück? Mit deinem Chauffeur?“ „Du hast es erraten. Heute Abend um sechs vor dem Haupteingang. Und er wird uns beide mitnehmen. Da ich annehme, dass du dich noch umziehen willst, werden wir zuerst zu deinem Appartement fahren. Und du kannst dir alle Zeit der Welt lassen. Ich habe gelernt, Geduld zu haben.“

Und die musste er tatsächlich aufbringen, denn Madeleine holte, nachdem sie geduscht hatte, Kleid um Kleid aus dem Schrank, hielt es vor sich, schüttelte den Kopf, warf es auf den Boden, bis sie schließlich eines in Rot fand, dessen Ausschnitt nicht zu tief war und das ihr auch nicht zu kurz erschien. Anschließend musste sie noch in Schuhkartons wühlen, bis sie endlich die High-Heels in der passenden Farbe gefunden hatte. Und dann musste sie sich auch schminken.

Als sie, beinahe atemlos, die Tür der Limousine öffnete und sich entschuldigte, war sie erstaunt, dass Herrmann gelassen von seiner Lektüre aufblickte, sie ansah und dann sagte: „Ein Gesamtkunstwerk. Schade, dass ich nicht malen kann. Ein

Rembrandt hätte sicher viel darum gegeben, das tun zu dürfen.“ Die Bedeutung dieser Worte ging ihr aber erst auf, als Herrmann sie bei einer kleinen Führung durch die unteren Räume der Villa in ein großes Zimmer führte, an dessen Wände nur großformatige Frauenbilder von Malern aus längst vergangener Zeit hingen. „Das ist meine kleine, aber feine Sammlung von Kunstwerken alter Meister“, erklärte er und seine Augen leuchteten. „Ich war sehr verwundert, als ich noch vor Kriegsbeginn auf irgendeinem Empfang mitbekommen habe, dass mein Vater sich für Gemälde interessierte. Dann habe ich - auch durch Zufall - mitbekommen, dass er ein Bild gekauft hatte, das schon ein paar Hundert Jahre alt war und damals 50 000 Reichsmark gekostet hatte. Und ich habe nur innerlich den Kopf geschüttelt und gedacht: „Wie kann man nur?“ Und dann habe ich vor zehn Jahren selbst angefangen, solche alten Bilder zu kaufen. Ich kann mir das nur so erklären, dass man als Mann - ab einem bestimmten Alter und wenn man über die Mittel verfügt – irgendwie das Gefühl entwickelt, dass der Besitz von Kunstwerken, die Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende alt sind, einem über die eigene Vergänglichkeit hinweghelfen könnten. Das würde auch erklären, warum sich niemand mit Kopien zufrieden gibt, obwohl die, wenn sie wirklich gut sind, selbst von Experten oft nicht als solche erkannt werden. Vielleicht ist die Ursache aber auch einfach nur ein Gedankenvirus, der sich in das Gehirn von alternden Männern einschleicht und der das Männertrauma „Wer hat den größten?“ in einer neuen Dimension heilt. Im übrigen bin ich wirklich nicht der einzige ältere, wohlhabende Mann, der sich mit Kunstwerken umgibt<sup>4</sup>. Es ist ein weltweites Phänomen.“

Als die Führung beendet war, folgte Madeleine Herrmann ins Esszimmer. Das Licht in dem großen Raum kam von drei großen, fünfarmigen Kerzenleuchtern, die gleichmäßig auf einem Tisch verteilt waren, an dem, wie Madeleine schnell anhand der Anzahl der Stühle feststellte, zwölf Personen Platz gefunden hätten. An der Stirnseite war aber nur für drei Personen gedeckt. Schön fand sie auch, dass trotzdem über die ganze Fläche Vasen mit bunten Blumensträußen und Blumengestecke verteilt waren, die das kalte Weiß der Tischdecke für die Augen erträglicher machte. Rechts konnte sie durch drei hohe Fenster einen Teil des Parks sehen, der vom aufgehenden Mond nur schwach beleuchtet wurde. Die gegenüberliegende Wand war rechts und links von einem Kamin mit großen Gobelins bedeckt. Und über dem Kamin hing ein überlebensgroßes Porträt eines Mannes. Herrmann war, nachdem sie den Raum betreten hatten, neben ihr stehen geblieben und hatte an ihrer Seite den Weg ihrer Augen verfolgt. Als diese an dem Bild hängengeblieben waren, sagte er: „Das ist mein Vater. Für einen

---

<sup>4</sup> Beispiele: der Verleger Burda, die Industriellen Flick und Ludwig, auch der Unternehmer Reinhold Würth, geb. in Öhringen, u.v.a.

Kunstsammler ist es aber ein später „Liebermann“ und als solcher sehr wertvoll. Meines Wissens hat er diesen Maler in den zwanziger Jahren in Berlin kennen gelernt und sich von ihm malen lassen. Das Bild wurde der Anwaltskanzlei meines Vaters kurz vor Kriegsende unter mysteriösen Umständen ohne Absender zugestellt, mit der Bitte, es aufzubewahren. Aber setzen wir uns doch.“

Damit ging er zum Ende des Tisches und bat Madeleine, an seiner rechten Seite Platz zu nehmen: „Es tut mir leid, dass mein zweiter Gast Verspätung hat, aber ich bin es eigentlich gewohnt. Möchtest du einen Aperitif, vielleicht einen alten Sherry?“ Er griff mit der Hand unter den Tisch und Madeleine sah erstaunt, wie plötzlich die Tür aufging und eine ganz in Schwarz gekleidete, junge Frau hereinkam und fragte: „Was wünschen Sie bitte?“ „Zwei Gläser Sherry, meine Marke bitte, Henriette.“ Die junge Frau verschwand und Herrmann wandte sich wieder an Madeleine: „Keine Zauberei, elektrische Klingel unter der Platte, und das ist Henriette, eine unserer Hausangestellten, die heute Abend Dienst hat. Dafür hat sie dann morgen frei. Du brauchst sie also nicht zu bedauern.“ Plötzlich näherte sich ein lautes Motorengeräusch und vor den Fenstern wurde es hell. Dann erlosch das Licht, und es wurde wieder still. „Würdest du mich bitte kurz entschuldigen?“ Herrmann stand auf und ging nach draußen. Nach ein paar Minuten erschien er wieder, und als die Person hinter ihm aus seinem Schatten trat, erkannte Madeleine den „Überraschungsgast“: Es war Hartmut, sein Sohn. Nachdem beide Platz genommen hatten, sagte Herrmann: „Ihr beide kennt euch ja schon vom Sehen, und ich habe euch beide eingeladen, weil ihr vielleicht in Zukunft, wenn ich etwas kürzer trete, mehr miteinander zu tun haben werdet. Da Madeleine und ich uns duzen, wäre es nett und auch einfacher, wenn ihr das ab jetzt gegenseitig auch tun würdet. Nimm mein Glas, Hartmut, und dann stoßt miteinander an!“

Madeleine sah Hartmut an und Hartmut Madeleine, und sie schienen beide dasselbe zu denken: „Soll ich jetzt folgsam: „Jawohl, Papa“ sagen?“ Im Raum zwischen ihnen schwebte plötzlich ein Gefühl der Verbundenheit, vor allem als jeder beim anderen sah, wie sich die Mundwinkel zu einem lautlosen Lachen verzogen. Wie von übernatürlichen Drähten gezogen, standen sie gleichzeitig auf, hoben die Gläser und sagten: „Auf Du!“, tranken einen Schluck, setzten sich wieder und schauten dann Herrmann an.

Der hatte die Szene mit Erstaunen verfolgt und fragte: „Ist was?“, und Hartmut antwortete lachend: „Nein, Papa, aber für Eltern bleiben Kinder immer Kinder, egal, wie alt sie sind, und ich habe mich gerade daran erinnert, wie du mich aufgefordert hast, einem anderen die Hand zu geben, um Frieden zu schließen. Wobei Madeleine und ich noch nicht einmal Gelegenheit hatten, uns zu bekriegen.“ Und dabei schaute er Madeleine an, mit einem Blick, den sie nie vergessen würde, einem Blick, den sie später den „Hundeblick“ nannte, der sie

festhielt und der, verbunden mit seinem Lächeln, irgendwie unschuldig, in ihren Gefühlen ein warmes Licht erzeugte, das sie verwirrte. In diese, für sie ungewohnte Unsicherheit hinein sagte Herrmann: „Na gut, Kinder, ich würde vorschlagen, dass wir uns jetzt den Köstlichkeiten für den Gaumen zuwenden, die die Küche für uns vorbereitet hat.“

Madeleine hatte sich, nachdem sie nun mit Vater und Sohn an einem Tisch saß, kaum vorstellen können, dass der Abend mit den beiden noch wirklich unterhaltsam werden könnte. Irgendwie beunruhigte sie sogar die Situation, obwohl sie eigentlich keinen Grund dafür hatte. Aber, je länger der Abend dauerte, desto ausgelassener und fröhlicher wurde die kleine Runde, zu deren Unterhaltung sie eigentlich nur wenig beitragen konnte, aber auch nicht musste, weil die beiden Cronenburgs anscheinend über ein unerschöpfliches Reservoir an interessanten, häufig auch komischen Begebenheiten verfügten, die zu immer neuen Lachanfällen aller führte.

Als Herrmann kurz vor Mitternacht das Ende des Abends verkündete, indem er sagte: „Entschuldigt, es war schön, aber ich bin jetzt wirklich müde und muss ins Bett. Madeleine, soll ich den Chauffeur rufen oder willst du lieber auf den harten Sportsitzen eines Ferraris gen München reiten?“, geriet Madeleine doch in Verlegenheit. Einerseits wollte sie Hartmut nicht vor den Kopf stoßen, andererseits kamen ihr plötzlich die Berichte aus der hauseigenen Gerüchteküche über dessen Frauengeschichten und sein in manchen Fällen auch grenzwertiges Verhalten in den Sinn. Andererseits glaubte sie aber auch, dass der Respekt vor Herrmann und ihrem Ruf als selbstbewusste Frau ihn von plumpen Annäherungsversuchen abhalten würde. Deshalb entschied sie sich, den „Ritt mit dem Ferrari“ zu wagen. Und es gab erst einmal keinen Grund, das zu bereuen.

Sie hatte zumindest einen Vollgasstart mit aufheulendem Motor und qualmenden Reifen erwartet, doch Hartmut ließ den Wagen sanft anrollen und machte auch nach dem Verlassen des Grundstücks keine Anstalten, übermäßig schnell oder gar riskant fahren zu wollen. Unsicher wurde sie, als Hartmut nicht auf die Autobahn fuhr, sondern auf die Bundesstraße. Sie war aber schnell wieder beruhigt, als er, ohne dass sie ihn gefragt hatte, erzählte, dass er nachts lieber diesen Weg nach München nehmen würde, weil da weniger Verkehr herrsche und weil er auch gern die Ruhe der nächtlichen Landschaft genießen würde. Madeleine war nun doch etwas verwundert, weil sie doch geglaubt hatte, dass sein Augenmerk ausschließlich den ausgeprägten Landschaften junger, schöner Frauen gelten würde.

Als sie schließlich München erreicht hatten, wartete sie, immer noch ein wenig misstrauisch, darauf, dass er wenigstens den Versuch machen würde, sie noch in sein Penthouse einzuladen. Und sie hatte sich für diesen Fall vorgenommen, ihm in

aller Deutlichkeit zu sagen, dass sie nicht die Absicht haben würde, eines von seinen „Kuscheltieren“ zu werden.

Doch er machte keine Anstalten, dies zu tun, sondern fuhr auf dem kürzesten Weg zu ihrem Appartement. Er unternahm auch keinen Annäherungsversuch, als sie sich verabschiedeten, und schien auch keineswegs enttäuscht zu sein, als sie ihn nicht einlud, mit ihr zu kommen. Er sagte nur lachend: „Dann bis morgen“, bevor er weiterfuhr.

Als Madeleine ihre Wohnung betrat, dachte sie: „Vielleicht ist das Meiste dessen, was so über ihn erzählt wird, doch maßlos übertrieben.“

Und das schien sich in den nächsten Wochen zu bestätigen.

Als sie sich am nächsten Morgen gerade an ihren Schreibtisch gesetzt hatte, kam Hartmut zu ihr, stellte ihr eine Tasse Kaffee auf den Tisch: „Ganz frisch, hat aber meine Sekretärin gemacht, die kann das besser“, erzählte ihr dann, dass er den gestrigen Abend ganz großartig gefunden und dass er sich schon lange nicht mehr so gut unterhalten habe. Und auch, dass er das wohl ihrer Anwesenheit zu verdanken gehabt hätte. Als er sie dann einlud, mit ihm in einem kleinen Lokal, das aber über eine hervorragende bürgerliche Küche verfüge, zu Mittag zu essen, war sie zwar ein wenig erstaunt, aber sie nahm die Einladung an.

Der Kaffee-Service wurde zur ständigen Einrichtung, die selbst Herrmann, der das ziemlich schnell mitbekommen hatte, in Erstaunen versetzte, ihm aber auch ein Lächeln entlockte; das galt auch für das gemeinsame Mittagessen.

Madeleine freute sich schon nach kurzer Zeit darauf, auch weil sie sich mit Hartmut nicht nur über allgemeine Themen, sondern auch über alles, was die Holding betraf, sehr gut unterhalten konnte und weil sie keine Angst haben musste, da ihr ja eine zweite „K-Katastrophe“ mit ihm nicht passieren konnte.

Als Hartmut sie dann zum ersten Mal zu einem Abendessen einlud, war sie doch etwas verwundert, weil das Ziel ein renommiertes Restaurant an der Peripherie von München war und nicht eines der angesagten im Zentrum. Doch er hatte ihr auch sofort den Grund für seine Wahl genannt: „Eigentlich sind dort immer dieselben Leute, und die sind alles andere als unterhaltsam, weil sie vor allem mit ihrer Selbstdarstellung beschäftigt sind, und das Essen dort ist bei weitem nicht so gut, aber viel teurer. Im übrigen glaube ich, dass du keine Lust darauf hast, dass andauernd jemand an unseren Tisch kommt, nur um uns zu begrüßen und irgendeinen inhaltslosen Satz loszuwerden.“

Der Abend verlief, wie auch die dann folgenden, äußerst angenehm, ohne unliebsame Überraschungen.

Madeleine hörte sich trotzdem intensiv nach neuen Gerüchten über Hartmut um, die gewöhnlich schnell durch die Buschtrommeln im Dschungel der weiblichen Mitarbeiter der Holding in Umlauf gesetzt wurden, aber ihr Misstrauen schwand mit jedem Tag, an dem es wieder keine negativen Neuigkeiten gab. Heimlich kaufte sie auch noch die Münchner Abendzeitung, um in ihrer Wohnung Bilder der Schickeria und neue Klatschgeschichten zu durchsuchen, aber Hartmut war weder auf Bildern zu sehen, auch nicht im Hintergrund, den sie sogar mit einer Lupe untersuchte, noch wurde sein Name in irgendeinem Artikel erwähnt.

Im April war sie sich endgültig sicher, dass Hartmut sein „wildes Leben“ ihr zuliebe aufgegeben hatte. Und sie deutete auch ihre Beobachtung, dass das Getuschel und die Gespräche weiblicher Mitarbeiter sofort beendet wurden, wenn sie auch nur annähernd in Hörweite kam, dahingehend, dass nach den vielen Geschichten, die vorher im Umlauf waren, es eine durchaus ernstzunehmende neue Entwicklung gab, die man sozusagen „in der ersten Reihe“ selbst mit Spannung beobachten konnte.

Als er sie wieder einmal nach Hause gefahren hatte, was er in der Zwischenzeit schon häufiger getan hatte, wenn sie spätabends zur gleichen Zeit ihre Arbeit beendet hatten, lud sie ihn zum ersten Mal auf ein Glas Wein ein.

An einem der folgenden Abende, als sie einer Einladung Hartmuts in das Penthouse folgte, stellte sie dann mit Erstaunen fest, dass dessen Einrichtung eine kalte, aber stilvolle Nüchternheit ausstrahlte, die in keiner Weise zu ihrer verschwommenen Vorstellung von einer „Lasterhöhle“ passte, und dass eine beinahe penible Ordnung herrschte. Und sie fand auch, obwohl sie, vor allem im Badezimmer, sehr genau hinschaute, keinerlei Hinterlassenschaften, die auf die – wenn auch nur kurzzeitige – Anwesenheit einer Frau hindeuteten.

\* \* \* \* \*

Erst später, einige Zeit nach ihrer Heirat, erfuhr sie, dass Hartmut einen Reinigungstrupp beschäftigte, der darauf spezialisiert war, auf Abruf zu jeder Zeit das Penthouse mehr als gründlich zu reinigen und alle Gegenstände zu entfernen, die auch nur annähernd so aussahen, als ob sie einer Frau gehörten.

\* \* \* \* \*

Madeleine fühlte sich glücklich, hatte Karl längst verdrängt, und sie hatte keinen Zweifel mehr daran, dass ihre neue Beziehung, in der sich auch nach den ersten

gemeinsamen Nächten nichts geändert hatte - selbst der morgendliche Kaffee wurde ihr weiter pünktlich serviert – eine auf Dauer sein würde.

Auch Herrmann, der so ab und zu morgens kurz aus seinem Büro kam und mit einem Lächeln wieder verschwand, schien mit dieser Entwicklung zufrieden zu sein, obwohl er sich ihr gegenüber nicht weiter äußerte.

\* \* \* \* \*

Mitte Mai musste Hartmut, nachdem er gerade von einem vierzehntägigen Crash-Kurs in amerikanischem Wirtschaftsrecht in New York zurückgekommen war, sofort weiter zu einer dreitägigen Konferenz nach London. Madeleine war unglücklich darüber, weil sie in diesem Stadium der Verliebtheit eigentlich jeden Tag ohne ihn als schmerzlich empfand.

Da er erst am Abend des dritten Tages zurückkehren sollte, beschloss sie an diesem Morgen, ihn abends mit einem kleinen „Candle-Light-Dinner“ in seinem Penthouse zu überraschen. Sie kaufte dafür in ihrer Mittagspause Champagner, Weißbrot und Kaviar und einen schönen Blumenstrauß und fuhr dann mit dem Privataufzug, für den sie in der Zwischenzeit ebenso einen Schlüssel hatte, wie für das Penthouse selbst, nach oben und öffnete die Tür.

Als sie das Wohnzimmer betrat, stockte ihr der Atem: Auf dem Boden lagen, wild verstreut, so, als ob es jemand mehr als eilig gehabt hätte, ein Minikleid, Spitzenunterwäsche und High-Heels – alles in Schwarz. Und dann hörte sie, dass im Bad die Dusche lief. Wie in Trance öffnete sie die Tür des Badezimmers und sah sich sprachlos einer jungen Frau unter der Dusche gegenüber, die sie mit glasigen Augen ansah und sie dann schrill und laut beschimpfte: „He, du aufgetakelte Putznutte, ich brauch keine Zuschauer! Also mach die Fliege! Ich will in Ruhe duschen. Hau endlich ab!“ Madeleine hatte zwar ein Gefühl, als ob sie auf den Fliesen festgefroren wäre, schaffte es aber doch, sich umzudrehen und die Tür hinter sich zu schließen. Während sie langsam wieder auf den Aufzug zuging, hörte sie noch, wie die Schimpfkanonaden im Badezimmer weitergingen.

Nachdem sie an ihren Schreibtisch zurückgekehrt war, saß sie erst einmal nur mit herabhängenden Schultern da und schaute vor sich ins Leere. Und diese Leere dehnte sich auch in Ihrem Inneren aus, füllte ihre Gedanken mit „Nichts“, und dieses „Nichts“ war schließlich so leer, dass sie auch keine Tränen mehr hatte. Und dann richtete sie sich innerlich auf: „Ich werde mit Hartmut reden. Ich werde ihm den Ausrutscher verzeihen, und wir werden eine Möglichkeit finden, das zusammen zu vergessen“, dachte sie und versuchte, sich wieder auf die Korrekturen zu konzentrieren, die sie im Terminkalender Herrmanns vornehmen musste.

Als Hartmut sie gegen acht Uhr anrief und fragte, ob sie nicht vielleicht Lust hätte, mit ihm ein Glas Wein trinken zu gehen, hatte sie sich schon soweit beruhigt, dass

sie ein leichtes Zittern in ihrer Stimme, das sich bemerkbar gemacht hatte, als sie sich meldete, sofort unterdrücken konnte. Sie sagte ihm, sie sei müde und deswegen schon früher nach Hause gegangen, aber es wäre schön, wenn er bei ihr vorbeikäme. Sie hätte auch noch eine gute Flasche Wein, und sie könnten sich doch auch bei ihr einen schönen Abend machen.

Hartmut kam eine halbe Stunde später und schien keine Ahnung von dem zu haben, was sich am Mittag abgespielt hatte, denn er redete, als er ihre Wohnung betrat, bereits darüber, wie schön er es fände, dass er wieder da wäre und dass er sie vermisst habe. Madeleine riss sich zusammen und wartete, bis er sich gesetzt hatte und sie den ersten Schluck Wein getrunken hatten. Dann sah sie ihn an und sagte: „Ich war heute Mittag im Penthouse.“ Als Hartmut nur „Und?“ sagte und sie dazu fragend anblickte, verlor sie die Fassung. Plötzlich schossen ihr die Tränen in die Augen, und aus ihrem Mund, der sich unter dem Tränenstrom immer wieder zusammenkrampfte, sprudelte in immer hastigeren Sätzen die Beschreibung dessen heraus, was sie dort erlebt hatte.

Hartmut hatte sich im Sessel zurückgelehnt. Er wirkte beinahe teilnahmslos, so, als ob ihn das alles nichts angehe. Und er hörte, ohne diese Haltung zu verändern, zu, ohne sie zu unterbrechen. Als er merkte, dass sie nichts mehr zu sagen hatte, auch, weil sie keine Worte mehr fand und nur noch schluchzte, lächelte er und fragte: „Wars das jetzt?“, und dann fuhr er, scheinbar unbeeindruckt, mit ruhiger Stimme fort, „Mädchen, falls du es noch nicht gewusst haben solltest: Es gibt Männer, die haben einfache Bedürfnisse, und dann gibt es solche wie mich. Ich habe diesen Kick mit der Kleinen gebraucht. Die ist wie ein Pawlowscher Hund. Halte ihr Koks unter die Nase und sie tut alles dafür, wirklich alles, von dem ein normaler Mann nur träumen kann, auch vieles, was über die Grenzen deiner kleinbürgerlichen Vorstellungskraft weit hinausgeht. Also lass mich in Ruhe mit deinen moralingeschwängerten Ideen von Treue oder Liebe oder was sonst noch in deinem naiven Denken herumspukt. Gut, ich habe die letzten paar Wochen nicht oft an Abwechslung gedacht und war durchaus zufrieden mit dem, was du mir geboten hast. Und dann hat mich Herrmann ja auch ermahnt, dass ich die Finger von dir lassen sollte, wenn ich die Absicht hätte, dich wie eines meiner Flittchen zu behandeln. Er hat mir sogar gedroht. Aber er hat auch nichts davon gesagt, dass ich für immer und ewig auf alles, was Spaß macht, verzichten solle. Wie du selbst mit eigenen Augen sehen konntest, habe ich für etwas Abwechslung gesorgt, nachdem ich mich schon seit ein paar Tagen mit dir gelangweilt habe, und das reicht. Gib mir die Schlüssel für den Aufzug und das Penthouse, damit ich endlich gehen kann.“ Er stand auf und streckte die Hand aus: „Nun gib schon, oder soll ich sie durch meine Anwälte besorgen lassen?“ Madeleine schaute ihn von unten her ungläubig an und sagte dann leise: „Du meinst das tatsächlich ernst?“ Dann stand sie langsam auf, ging in den Flur und kramte die Schlüssel aus ihrer Handtasche.

Als sie zurück ins Zimmer kam, drückte sie sie ihm, ohne ihn anzusehen, in die Hand. Hartmut drehte sich wortlos um, ging zur Tür hinaus und knallte sie hinter sich zu. Kurze Zeit später hörte sie den Motor des Ferrari aufheulen und dann das Quietschen der Reifen.

Sie ging langsam zu ihrer Couch, setzte sich in eine Ecke und kauerte sich zusammen. Als sie den Kopf auf ihre Knie legte, wurde ihr plötzlich übel und ihr gesamter Mageninhalt ergoss sich über ihre Beine auf das Sofa. Trotzdem blieb sie in dieser Haltung sitzen, selbst dann noch, als das Würgegefühl abgeebbt war. Irgendwann musste sie in dieser Stellung auch für kurze Zeit eingeschlafen sein, denn als sie die Augen aufmachte, den Kopf hob und auf ihre Armbanduhr schaute, war es schon halb zehn. Und Hartmut hatte irgendwann vor neun Uhr ihre Wohnung verlassen. Wie eine Schlafwandlerin stand sie auf, ging ins Bad, zog sich aus, ließ alles achtlos auf den Boden fallen und stellte sich unter die Dusche. Nachdem sie die Spuren ihrer Übelkeit mit warmem Wasser abgewaschen hatte, stellte sie den Hebel der Armatur auf kalt. Der Schock war nur kurz, doch dann merkte sie, wie ihr Kopf wieder anfang zu funktionieren. Nachdem sie sich noch einmal warm abgeduscht hatte, weil sie anfang zu frieren, trocknete sie sich ab, föhnte ihre Haare, holte das rote Kleid, das sie zum Abendessen bei Herrmann getragen hatte, aus dem Schrank, suchte die passenden High-Heels, zog sich an und ging wieder ins Bad. Dort versuchte sie, die Spuren des Abends sorgfältig mit Hilfe der von der kosmetischen Industrie dafür vorgesehen Mittel aus ihrem Gesicht zu entfernen, was ihr, wie sie ihrem Spiegelbild mitteilte, auch ganz gut gelang. Dann holte sie das Telefon von der Kommode im Flur, ging damit ins Wohnzimmer und wählte Herrmanns Nummer. Als er sich meldete, sagte sie nur: „Herrmann, schick mir deinen Chauffeur, ich muss mit dir reden, jetzt.“ Herrmann schien sofort zu verstehen, dass es nicht sinnvoll wäre, eine Erklärung zu verlangen, denn er sagte nur: „Ich schick dir den Chauffeur, der im Hochhaus Nachtdienst hat, der ist schneller bei dir.“

Und nach einer kurzen Pause fügte er noch hinzu: „Und trink bis dahin nicht so viel.“ Dann legte er auf.

\* \* \* \* \*

Der Wagen kam wirklich schnell. Und Herrmann hatte anscheinend dem Chauffeur einen Bonus versprochen, wenn er noch vor Mitternacht die Villa am See erreichen würde, denn der fuhr auf der Autobahn mit durchgetretenem Gaspedal auf der linken Spur und scheuchte alles, was dort vor ihm auftauchte, durch dichtes Auffahren und mit der Lichthupe aus dem Weg.

Als er vor dem Eingang angehalten hatte und ihr die Tür zum Aussteigen aufhielt, sagte er, mit einem breiten Grinsen im Gesicht: „Ich wünsche Ihnen noch einen

schönen Abend.“ Madeleine schaute ihn, als sie ausstieg, nur müde lächelnd an und sagte nichts, dachte aber: „Was immer du dir dabei denkst, behalte es für dich, denn sonst kannst du dir eine neue Stelle suchen.“

Sie blieb noch einen Moment stehen, starrte auf den erleuchteten Eingang der Villa, hörte, wie der Wagen hinter ihr gestartet wurde und wie das Motorengeräusch sich langsam entfernte, dann schaute sie auf ihre Füße und sah zu, wie ein Fuß nach dem anderen sich vorwärtsbewegte. Und dann hörte sie Herrmanns Stimme: „Das rote Kleid, es geht also um Hartmut.“ Sie hob den Kopf auch nicht, als Herrmann schon vor ihr stand, sie umarmte und kurz an sich drückte, auch dann nicht, als er sich von ihr löste, ihre Hand nahm und sie mit sich zog und sagte: „Komm herein, wir gehen in den Wintergarten. Dort gibt es eine gemütliche Sitzgruppe mit viel Grün außenherum, und Grün ist ja bekanntlich die Farbe der Hoffnung. Außerdem ist die Beleuchtung dort angenehmer. Ich habe schon für Wein und die Gläser gesorgt. Und dann kannst du mir in aller Ruhe alles erzählen, was du auf dem Herzen hast. Im Gästeflügel habe ich auch schon eines der Schlafzimmer für dich herrichten lassen, denn ich nehme an, dass es keinen Sinn macht, wenn du morgen zur Arbeit gehst. Ich werde auch alle meine Termine absagen, so dass wir auch morgen noch Zeit haben werden.“

Erst im Wintergarten, als Herrmann ihre Hand losließ und sie bat, sich zu setzen, blickte sie kurz auf, entschied sich für den Sessel, der ihr am nächsten war, setzte sich und senkte sofort wieder den Kopf und starrte auf den Fußboden. Sie hörte das Geräusch, als Herrmann seinen Sessel zurechtrückte, hörte, wie er sich setzte, und dann war wieder alles ruhig.

Irgendwann fing sie an, in diese Stille hinein zu reden, erst langsam, stockend, dann immer schneller, bis sie das Gefühl hatte, dass sie keine Luft mehr bekam und erst wieder tief durchatmen musste, bevor sie fortfuhr.

Als der Fußboden ihren letzten Satz: „Und dann nahm er mir die Schlüssel aus der Hand und verließ wortlos meine Wohnung“, verschluckt hatte, hob sie den Kopf und sagte leise: „Entschuldige, Herrmann, bitte entschuldige.“ Dieser schaute sie ernst an, nahm dann von dem kleinen Tisch, der zwischen ihnen stand, eine der Weinflaschen, entkorkte sie, schenkte zwei Gläser ein und reichte ihr eines davon mit der Bemerkung: „Trinken wir auf deine Jugend und deine Schönheit. Beides zusammen wird, nach meiner Erfahrung, dafür sorgen, dass der böse Schatten meines Sohnes, der dich momentan zu erdrücken scheint, über kurz oder lang immer kleiner werden und sich schließlich auflösen wird. Und ich werde versuchen, alles zu tun, um dir dabei zu helfen. Am besten fangen wir gleich mit einer einfachen Therapie an. Wir werden uns jetzt zusammen langsam, aber sicher, betrinken, und du versuchst einfach zuzuhören, während ich dir dabei die durchaus spannende Geschichte vom Sohn eines ostpreußischen Gutsbesitzers erzähle, der auf Grund seiner Erziehung und des Vorbildes seines Vaters zuerst die Kontrolle

über sich selbst und dann auch noch in seiner Selbstüberschätzung jegliches Gespür für den Unterschied zwischen Gut und Böse verloren hatte. Zur Therapie gehört auch, dass der Name Hartmut von jetzt an nicht mehr erwähnt werden darf. Wer dagegen verstößt, muss zur Strafe sofort ein ganzes Glas trinken. Da ich das aber, so ziemlich am Ende meiner Geschichte, zumindest einmal tun muss, werde ich mich vorab bestrafen.“ Damit hob er sein Glas und trank es in einem Zug aus. Madeleine sah ihm zu und brachte sogar wieder ein gequältes Lächeln zustande, als sie sagte: „Für die vielen Hartmuts, die ich dir zugemutet habe, ist es nicht mehr als recht und billig, wenn ich diese eher milde Strafe auch auf mich nehme“, und dann ebenfalls ihr Glas leerte.

\* \* \* \* \*

Herrmann schenkte beiden sofort nach und begann zu erzählen: „Es war einmal“, er machte eine kleine Pause und fuhr dann fort, „ich benutze diesen Anfang deshalb, weil dir manches von dem, was du hören wirst, wirklich märchenhaft vorkommen wird, manches sogar unwirklich, wie aus einer anderen Welt, aber es ist die Wahrheit. Also, es war einmal ein kleiner Junge, der 1917, also in der Mitte des ersten Weltkriegs, als Sohn eines damals schon sehr reichen Gutsbesitzers aus Ostpreußen mit dem Vornamen Hagen auf die Welt kam. Seine Mutter starb kurz nach seiner Geburt am Kindbettfieber. Sein Vater war im Krieg, und so wurde er von einem Kindermädchen und einer Frau, die den großen Haushalt des Gutes leitete, erzogen, bis sein Vater nach dem Ende des Krieges auf das Gut zurückkam und - zumindest, wenn er da war - mit der damals üblichen „harten Hand“ ebenfalls „schlagkräftigen“ Einfluss auf seine Erziehung nahm.“

Herrmann machte wieder eine Pause und hob sein Glas: „Trinken wir auf diesen Jungen. Und trinken wir gleich noch einen Schluck darauf, dass er, wie man ihm später immer wieder versicherte und wie er selbst auch wusste, bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr ein eher schüchterner und lieber Junge gewesen ist. Wenn ich jetzt weiter erzähle, werde ich, je älter dieser Junge wird, desto weniger auf sein Wohl trinken, weil es dafür immer weniger Gründe gibt. Das heißt, ich werde zwischendurch – wir wollen uns doch betrinken – häufig wortlos mein Glas heben, mit dir anstoßen und dabei an dein Wohlergehen denken.“

Er trank und erzählte weiter: „Er war auch in der Schule – zuerst in einer Volksschule einer kleinen Stadt, dann auf dem Gymnasium in Königsberg – bis zu diesem fünfzehnten Lebensjahr ein ruhiger, zurückhaltender, sogar fleißiger Schüler.

\* \* \* \* \*

Seinen Vater sah er bald kaum noch, weil der 1923, anlässlich eines Besuchs bei den Anwälten der Familie in Berlin, eine Schauspielerin kennen gelernt und diese nach kurzer Zeit Hals über Kopf geheiratet hatte. Er hatte dann eine Villa in Berlin gekauft und kam immer seltener und auch meistens nur für kurze Zeit auf das Gut, das er bei seinem Verwalter in guten Händen wusste.

Seine neue Frau hatte ihm schon kurz nach der Heirat deutlich zu verstehen gegeben, dass sie nicht daran denke, ihre Figur durch eine Schwangerschaft zu ruinieren, und hatte hinzugefügt, dass sie mit Kindern grundsätzlich nichts anfangen könne, und das schließe natürlich ein, dass sie mit diesem Balg von seiner Frau nichts zu tun haben wolle. Im übrigen sei der ja wohl in Ostpreußen ganz gut aufgehoben gewesen, und das könne ja wohl auch so bleiben.

Und es blieb so, weil Hagen - ganz im Gegensatz zu seinem früheren Verhalten auf dem Gut, wie auch seiner ersten Frau gegenüber - den dramatischen Auftritten dieser - in der damaligen Zeit als zumindest beinahe schön, aber vor allem als „Vamp“ (das war in ihrem Fall wohl auch eine Abkürzung für Vampir) geltenden - Egoistin erst einmal nichts entgegenzusetzen hatte. Und das hinwiederum lag sicher auch daran, dass sie in den Kreisen, in die sie ihn eingeführt hatte und in denen sie verkehrte, oft im Mittelpunkt stand und er sich unwohl fühlte, weil er anfangs eher mitleidig belächelt wurde, obwohl er ein „von“ in seinem Namen führte (von den „Vons“ gab es im Berlin dieser Tage genügend, und die meisten waren als arme Kirchenmäuse aus dem Krieg zurückgekehrt). Und als „ostpreußischer Gutsbesitzer“ wurde er deshalb belächelt, weil ja jeder wusste, dass viele dieser „in den östlichen Urwäldern beheimateten Gernegroße“ zu dieser Zeit sehr hohe Schulden hatten und deswegen ihre Güter zu Tiefstpreisen verkaufen mussten. Manche diese Güter kamen sogar „unter den Hammer“, d.h. sie wurden zwangsversteigert.

Da Hagen aber - dank seiner Anwälte - auch über die Zeiten der Inflation hinweg immer über genügend Geld, vor allem in Form von Dollars, verfügte und deshalb - im Gegensatz zu manchen anerkannten Mitgliedern dieser „feinen Gesellschaft“ - auch beim Begleichen hoher Rechnungen nie in Verlegenheit geriet, schaffte er es nach kurzer Zeit, zumindest in dieser Umgebung als ebenbürtig anerkannt zu werden: Viel Geld, wenn man es riechen kann und es vielleicht nach noch mehr Geld riecht, ist das beste Schmiermittel selbst für eingerostete Schlösser von Türen, die ansonsten den Zugang auch zu den am besten abgeschotteten, höchsten Schichten der Gesellschaft versperren.

Die Anwaltskanzlei, die als Verwalter großer Vermögen einen sehr guten Ruf hatte, hatte sich, was damals nicht üblich war, Wirtschaftsfachleute als Berater „eingekauft“. Und diese hatten schon vor dem ersten Weltkrieg dazu geraten, alles Geld, was man vor der Steuer verstecken konnte, in die Schweiz zu transferieren.

Und die Schweizer Banken lebten bereits zu diesem Zeitpunkt sehr gut von und mit solchen Transaktionen und waren auch bei ihrer Durchführung behilflich.

\* \* \* \* \*

Der Zufall half, als es darum ging, für seine weitere Zukunft, die er auch auf Anraten seiner Anwälte immer weniger im Osten und eher im Zentrum des Geldes und der Macht, in Berlin, sah, die Weichen zu stellen, obwohl ihm das erst zehn Jahre und eine noch größere Wirtschaftskrise später bewusst wurde. Ebenfalls noch 1923 traf er auf einem Empfang Erich Ludendorff<sup>5</sup> wieder, den General, unter dem er im Krieg als Stabsoffizier an der Ostfront gedient hatte. Und dieser machte ihn noch im selben Jahr mit einem unscheinbaren kleinen Österreicher namens Adolf Hitler bekannt. Hagen wunderte sich zwar, dass Ludendorff etwas mit einem ehemaligen Gefreiten zu tun hatte, half diesem aber, vor allem auf Bitten Ludendorffs, mit einer beträchtlichen Summe, als er wegen des „Marschs auf die Feldherrnhalle“ vor Gericht stand und zu 5 Jahren Festungshaft in Landsberg verurteilt wurde. Dieser Hitler hatte ihm das nicht vergessen, denn er schickte ihm 1926 sogar beide Bände von „Mein Kampf“<sup>6</sup> mit der persönlichen Widmung „Hagen, für einen Freund in schwieriger Zeit, Adolf Hitler“. Hagen hat keines dieser Bücher je gelesen und den Autor sehr schnell vergessen, auch das Geld längst abgeschrieben, bis dessen Name Ende der 20er Jahre häufiger in den Zeitungen auftauchte. Er wunderte sich deshalb sehr, als er von der NSDAP 1934 die vollständige Summe überwiesen bekam. Noch verwunderter war er allerdings, dass er gleichzeitig ein Schreiben eines „Reichsführers der SS“, Heinrich Himmler<sup>7</sup>, bekam, der ihn zu einem Empfang des in der Zwischenzeit zum Reichskanzler aufgestiegenen Mannes für führende Industrielle und Freunde der NSDAP einlud. Und das war der Beginn einer für Hagen – wie auch später indirekt für seinen Sohn - wichtigen Freundschaft.

\* \* \* \* \*

Noch einmal zurück zum Jahr 1923 und „Hagens Erwachen“ – so möchte ich das bezeichnen. Als dieser verinnerlicht hatte, dass allein sein Vermögen, von dem er

---

<sup>5</sup> Die Generäle Erich Ludendorff und Paul von Hindenburg waren die Erfinder der „Dolchstoßlegende“

<sup>6</sup> Adolf Hitler –der Erfinder eines „Tausendjährigen Reiches“ mit zwölfjähriger Laufzeit, ein zeitreisender Visionär, der allerdings in seinen Vorstellungen manchmal die Zeiten durcheinander brachte. So schien er beispielweise zu glauben, dass es in Folge der Erderwärmung in Russland keinen Winter mehr geben würde. Nur so ist die vollkommen unzureichende Kleidung seiner Truppen beim Einmarsch in Russland zu erklären.

<sup>7</sup> Heinrich Himmler war auch der Erfinder der „Friedel-Ehe“, ein Mann sollte zwei Frauen haben dürfen. Da Hitler nur einen Schäferhund und eine Geliebte hatte, verbot er diese „Reform der Ehe“ im Reich.

eigentlich nie genau wusste, wie groß es war, ausreichte, um ihm alle Türen zu öffnen, und als er seine Frau nicht mehr durch die Brille des verliebten Provinzlers sah, sondern erkannte, dass diese ihn von Anfang an nur als ihren „Goldesel“ betrachtet hatte, änderte er sein Verhalten gründlich. Da ihm die Auftritte seiner Frau nur noch lästig waren, widmete er sich immer öfter allein dem süßen Leben, das in den „Roaring Twenties“ - auf Deutsch: die „goldenen zwanziger Jahre“ - für Künstler und wohlhabende Bürger eine Fülle von Abwechslungen bot. Reiche Männer wie er hatten die Wirkung von „Fliegenfängern“, wobei neben meist männlichen „Schmeißfliegen“ - man könnte auch „Schmarotzer“ sagen - vor allem viele weibliche Fliegen daran kleben blieben. Seine Frau reagierte zuerst mit immer theatralischeren Eifersuchtsszenen und drohte, als sie mit diesen keinen Erfolg hatte, mit Scheidung. Hagen verwies kalt auf den Ehevertrag, der sie, da sie ja kein Kind von ihm hatte, in die Armut gestürzt hätte. Sie resignierte, ertränkte ihren Kummer in immer mehr Alkohol und starb schon 1928 an einer dadurch ausgelösten Leberzirrhose. Und Hagen sah nach ihrem Tod keinerlei Veranlassung, sein fröhliches Witwerleben durch eine neue Heirat zu beenden. Er suchte und fand angenehme Unterhaltung in verschiedenen Etablissements, bis Anfang der 30er Jahre der „Salon Kitty“<sup>8</sup> in Berlin eröffnet wurde, in dem er sich bald wie zu Hause fühlte. Dort traf er auch zum ersten Mal Reinhard Heydrich<sup>9</sup>, damals noch SS-Standartenführer, mit dem er sich in Champagnerlaune und in Gesellschaft schöner Frauen über das „neue“ Deutschland unterhielt.

Der Salon wurde übrigens auf Veranlassung dieses SS-Offiziers 1939 das erste staatseigene Spionage-Bordell Deutschlands und war damit sicher auch Vorbild für die „Inter-Hotels mit speziellem Zimmerservice“ der DDR.

Reinhard Heydrich war zu der Zeit, als Hagen ihn kennen lernte, schon ein stadtbekannter Alkoholiker. Erstaunlich ist in diesem Zusammenhang, dass eigentlich ein großer Teil der Nazi-Elite, vom „größten Führer aller Zeiten“ angefangen, Tabletten-, Rauschgift- oder Alkoholsüchtige waren.

Da Hagen weiterhin die Vermehrung seines Vermögens der Anwaltskanzlei überlassen hatte, die auch in der Weltwirtschaftskrise seinen ausschweifenden Lebenswandel klaglos finanzieren und vor allem den Aktienbesitz vermehren konnte, war es ihm möglich, sich nicht nur ausführlich seinem vorher schon geschilderten Hobby zu widmen, sondern auch der in seinen Kreisen immer populärer werdenden Idee vom „neuen Deutschland“.

---

<sup>8</sup> „Salon Kitty“ war der Name für ein Berliner Edelbordell, das viele bekannte Persönlichkeiten, Wirtschaftsführer, Diplomaten und Nazi-Größen zu seinen Kunden zählte.

<sup>9</sup> R. Heydrich, SS-Obergruppenführer, Leiter der Wannsee-Konferenz 1942, auf der Die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen wurde.

Wenn er trotz seines ausgefüllten Lebens Depressionen bekam, was zu dieser Zeit allerdings nicht so häufig vorkam, setzte er sich in einen bequemen Sessel aus echter deutscher Eiche in der Mitte eines großen Raumes seiner Villa und unterhielt sich mit den alten Meistern, die aus den teuren Gemälden an den Wänden zu ihm sprachen, über seine eigene Vergänglichkeit und die Unvergänglichkeit ihrer Kunst. Zu wissen, dass nur er allein mit diesen Bildern reden konnte, dass sie nur in seinen Augen ihre Pracht entfalten konnten, verschaffte ihm das Gefühl einer gottgleichen Macht. Verstärkt wurde das noch, weil die meisten dieser Kunstwerke aus dunklen Kanälen stammten und ihre Existenz nur wenigen bekannt war. Nicht voraussehbar war, dass sich dieses Interesse – je älter er wurde – zu einer wahren Obsession steigern würde.

\* \* \* \* \*

Nach diesem Ausschnitt aus dem Leben des Vaters nun zurück zu dem Jungen. Sein Wesen änderte sich – wie ich schon erwähnt habe – mit fünfzehn, zwar nicht von heute auf morgen, aber doch in einem sehr kurzen Zeitabschnitt, der begann, als er in den Sommerferien 1932 aus dem Internat in Königsberg auf das Gut zurückkehrte.

Als er am ersten Abend zu Bett gehen wollte, wunderte er sich nicht wenig, als plötzlich die Tür aufging, eines der Dienstmädchen hereinkam und sagte: „Der Herr Verwalter hat gesagt, dass ich den „jungen Herrn“<sup>10</sup> etwas wärmen solle, weil es doch in der Nacht immer so kalt ist.“

\* \* \* \* \*

Diese Art der „praxisnahen“ Aufklärung durch Väter war in wohlhabenden Familien im 19. wie auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchaus gängig. Wenn es kein weibliches Personal gab, das man zur Verfügung stellen konnte, dann blieb immer noch die Möglichkeit eines gemeinsamen Bordellbesuchs.

Für Mädchen aus solchen Familien galt das Gegenteil. Hier stand das Prinzip der „Behütung“ im Vordergrund. Der Mann, mit dem man die Tochter „verheiraten“ wollte – gängig war nicht die „Liebesheirat“, sondern die „Vernunfthe“ - sollte möglichst aus der gleichen oder sogar einer noch höheren Gesellschaftsschicht stammen. Man konnte also davon ausgehen, dass ein Mann, der den Kriterien „elterlicher Fürsorge“ entsprach, über die notwendige „Erfahrung“ verfügte. Und man musste deshalb möglichst dafür sorgen, dass das Mädchen bis zu diesem Zeitpunkt körperlich „heil“ und geistig „rein“ – im Sinne von unwissend – blieb.

---

<sup>10</sup> „junger Herr“ war die allgemeine Anrede von Söhnen

\* \* \* \* \*

Der Junge war nie aufgeklärt worden, hatte keine Ahnung vom „Aufwärmen“, aber er fand es so angenehm, dass er das Mädchen am frühen Morgen, als sie aufstand, fragte, ob sie denn jetzt jede Nacht zum Aufwärmen kommen würde. Sie antwortete: „Wenn du mich nicht verrätst, junger Herr, komme ich, aber ich muss warten, bis alle schlafen, und es darf wirklich niemand wissen.“ Was der Junge nicht wusste, war, dass sie das wirklich freiwillig tat, weil ihr der Junge gefiel, auch, weil sie sich manchmal einsam fühlte und Heimweh hatte.

Zurück in Königsberg begriff er, da er ein aufgeweckter Junge war, schnell - auch bestärkt durch Unterhaltungen mit Mitschülern, deren Väter ebenfalls teilweise der Kaste der Großgrundbesitzer angehörten – , dass das in diesen Kreisen nicht unüblich war. Naiv betrachtete er das ganze jetzt als ein aufregendes Spiel, und er freute sich schon auf die Herbstferien. Das Mädchen war noch da, und es kam auch häufig in der Nacht, wenn es ihr möglich war. Und in seiner Phantasie fühlte er sich als der Großgrundbesitzer, dem das Mädchen gehörte. Als er sie aber – am Tag vor dem Ende der Ferien – schlug, weil sie in der Nacht zuvor nicht gekommen war, rannte sie davon.

\* \* \* \* \*

Der Junge hatte das schnell vergessen und wartete voller Ungeduld auf Weihnachten. Und er war sehr enttäuscht, als er nach seiner Ankunft feststellen musste, dass das Mädchen nicht mehr auf dem Gut war. Als er am ersten Abend keinen Besuch bekam, ging er in die Küche und verlangte von der Köchin, dass diese ihm ein Mädchen mitgeben solle. Die schaute ihn nur seltsam berührt an und sagte, er solle mit dem Verwalter reden. Der sah ihn über den Rand seiner Brille forschend und streng an und sagte dann: „Jungchen, ein für alle Mal, die Zeiten, als die arbeitenden Menschen auf einem Gut Leibeigene waren, sind lang vorbei. Und wenn du das bis heute noch nicht gewusst hast, dann weißt du das jetzt. Ich habe genug Scherereien damit gehabt, dass du dich mit einem Mädchen heimlich getroffen hast. Und ich will keine mehr haben, also benimm dich in Zukunft! Und jetzt verschwinde, sonst vergesse ich mich noch! Raus!“

In dem Jungen stieg die Wut hoch, weil er nicht verstanden hatte oder nicht verstehen wollte, was der Verwalter zu ihm gesagt hatte. Und er glaubte auch, dass dieser Mann, der ja nur ein Angestellter seines Vaters war, gar nicht das Recht dazu hatte, ihm irgend etwas zu verweigern. Aber er hatte zu viel Angst davor, dass der Verwalter, ein kräftiger Mann, der zudem auch größer war als er selbst, vielleicht

nicht nur noch wütender werden, sondern ihn sogar schlagen könnte, obwohl er ja in seinen eigenen Augen gar nichts Unrechtes getan hatte.

\* \* \* \* \*

Als er in den Sommerferien 1933 zumindest an seiner pubertären Oberfläche verstanden hatte, dass er wirklich keine „Mädchen-Geschenke“ mehr bekommen würde, auch weil alle jungen Frauen ihn nur noch scheu von der Seite anblickten und versuchten, ihm aus dem Weg zu gehen, wurde er wieder wütend, und er erinnerte sich vor dem Einschlafen an einen Mitschüler, der ihm erzählt hatte, dass die Gutsherren früher nie gefragt hätten, sondern sich einfach genommen hätten, was sie wollten. „Wer ist hier der Gutsherr, doch ich? Und dieser Verwalter hat mir gar nichts zu sagen!“

Am nächsten Tag wachte er mit diesem Gefühl wieder auf. Und er fühlte sich stark, so stark, wie ein Gutsherr eben sein sollte. Und da er in diesem Zustand, in den er sich selbst immer weiter hineinredete, davon überzeugt war, dass es notwendig war und eindeutig auch zu den Rechten eines Gutsherrn gehörte, dass man dem weiblichen Personal die männliche Stärke eines Gutsherrn beweisen musste, vergewaltigte er an diesem Tag eines der jüngsten Dienstmädchen, die zwar gerade erst 14 Jahre alt war - also sogar jünger als er selbst -, aber für ihr Alter schon anziehende frauliche Formen hatte.

Sie hatte sich von ihm in den Kartoffelkeller begleiten lassen, weil er versprochen hatte, ihr beim Tragen zu helfen. Dieser Keller war nur über einen separaten Eingang am rückwärtigen Teil des Hauses zu erreichen. Dort fiel er über sie her. Da sie, als er ging, aufgehört hatte zu schreien, nur noch da lag und wimmerte und nicht schreiend hinter ihm herrannte, nahm er an, dass sie schon begriffen hatte, dass das völlig normal war und dass sie auch dafür bezahlt wurde.

Er ließ sie also beruhigt dort liegen und ging um das Haus herum auf den Hof und dann durch den Park zu einem kleinen See. An dessen Ufer legte er sich ins Gras und dachte über die Ahnen-Geschichte der Gutsherren nach: Der Urgroßvater hatte Friedrich dem Großen in den „Schlesischen Kriegen“ als General gedient und war dafür von diesem mit einem Gut belohnt worden. Der Großvater hatte ein Gut „dazugeheiratet“, als er die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers, dessen einziges Kind, geheiratet hatte, und er hatte so viel Land wie nur möglich dazugekauft. Und jetzt waren sie reich und er war der Erbe.

Auf dem Rückweg ging er um einen kleinen Wald am Rande des Parks herum und wollte dann durch den Pferdestall und über den Hof wieder zurück ins Haus gehen. Als er den Stall betrat, sah er in der Mitte des Ganges dasselbe Mädchen, die gebückt, gerade dabei war, eine Box mit frischem Heu zu füllen. Sie war so in ihre Arbeit vertieft, dass sie ihn nicht kommen hörte. Er packte sie von hinten, stieß sie

in die Box, warf sie auf das Heu, stürzte sich auf sie und hielt ihr den Mund zu. Nachdem er mit ihr fertig war, holte er sein Messer aus dem Stiefelschaft, hielt es ihr an den Hals und drohte ihr: „Wenn du irgend jemand auch nur einen Ton sagst, bringe ich dich um!“ Dann verließ er den Stall, ohne sich noch einmal umzusehen, und ging ungerührt in sein Zimmer, um ein Buch zu lesen.

Als der Verwalter, nachdem er am Abend von der Inspektion eines Gestüts zurückkam, davon erfuhr, schickte er einen Knecht, der den Jungen in sein Büro bringen sollte. Der tat, wie ihm geheißen, aber auf der Treppe zum Erdgeschoss rannte der Junge plötzlich davon und verschwand zum Haupteingang hinaus.

Der Verwalter saß in seinem Arbeitszimmer und wartete auf den Knecht, der ihm den Jungen bringen sollte, als er plötzlich lautes Geschrei hörte, das vom Pferdestall her kam. Als er zum Fenster hinausschaute, sah er, wie der Junge auf dem besten Pferd seines Vaters aus der Stalltür kam und durch den Park in Richtung Wald ritt. Weit kam er allerdings nicht. Als kurz nach dem Verlassen des Parks ein kleiner Graben vor ihm auftauchte, schlug er dem Pferd, so stark er konnte, mit der Reitpeitsche auf die Hinterhand, um es zum Springen zu bewegen. Das wieherte laut vor Schmerz, stieg hoch und fiel mit den Vorderbeinen in den Graben. Der Junge wurde aus dem Sattel geschleudert und war kurze Zeit bewusstlos, weil er mit dem Kopf zuerst auf dem Boden aufgekommen war. Als er wieder zu Bewusstsein kam, sah er entsetzt, wie der Verwalter eine Pistole an den Kopf des Pferdes hielt und abdrückte. Er verlor erneut das Bewusstsein und wachte erst wieder auf, als ein Schwall eiskalten Wassers sein Gesicht traf. Jetzt lag er auf dem Boden im Hof vor dem Gutshaus, und der Verwalter stand breitbeinig über ihm und brüllte: „Jetzt reichs, Jungchen, wir bringen dich ins Bett und da bleibst du, bis dein Vater kommt. Und vor deiner Tür bleibt ein Mann und passt auf, dass du nicht abhaust. Wenn du`s versuchst, wird er dich windelweich prügeln.“ Dann drehte er sich zu zwei Männern um und befahl ihnen: „Bringt ihn rauf und passt gut auf ihn auf!“

\* \* \* \* \*

Am nächsten Tag teilte der Verwalter dem Vater in Berlin telefonisch mit, was passiert war, und dass er keinerlei Einfluss mehr auf den Jungen habe, auch, weil dieser seine Autorität nicht mehr anerkenne und die Ausführung aller seiner Anordnungen missachten würde. Und dann berichtete er in allen Einzelheiten, welche Probleme der „junge Herr“ auf dem Gut verursacht hatte.

Da der Verwalter - auch ein Sohn eines Gutsbesitzers - und Hagen zusammen zur Schule gegangen und seit dieser Zeit per Du waren, obwohl sie sich vor dem Personal mit „Sie“ ansprachen, war es für diesen einfacher, die Geschehnisse unverblümt darzustellen.

Zuerst erzählte er von dem Mädchen, das er ihm in Hagens Auftrag aufs Zimmer geschickt hatte, erzählte, dass dieses ihn insgeheim weiter besucht hätte, dann im Herbst schwanger geworden sei und er sie deshalb wieder zu ihren Eltern zurückgebracht habe, die sie gegen gute Bezahlung wieder aufgenommen hätten. Einfach sei das nicht gewesen, weil die Eltern zuerst nicht nur eine Abtreibung bei einer „Engelmacherin“ abgelehnt, sondern auch noch viel mehr Geld verlangt hätten. Erst als er ihnen klar gemacht hatte, sie keinen Beweis für die Vaterschaft des „jungen Herrn“ hätten, dass wohl Aussage gegen Aussage stehen würde und dass er viele Zeugen hätte, die glaubhaft versichern würden, dass dieses Mädchen eine „Schlampe“ gewesen sei, die es mit jedem getrieben habe, und dass diese Zeugen das sogar beidnen würden, wären sie auf sein Angebot eingegangen. Hagen wisse ja, dass es solche Fälle schon immer gegeben hätte und dass man auch schon immer versucht habe, das auf diese Weise zu regeln.

Jetzt aber habe es eine Geschichte gegeben, die höchst kompliziert sei. Der Junge habe zweimal am selben Tag ein junges Mädchen vergewaltigt, die Tochter eines Instmannes und einer ehemaligen Küchenhilfe des Guts aus dem nahen Dorf: „Schlimm ist nicht nur, dass die ganze Umgebung schon darüber Bescheid weiß und dass es schwierig, aber natürlich nicht unmöglich sein wird, eine polizeiliche Untersuchung zu verhindern, sondern vor allem, dass du die Mutter kennst. Und das wird dich viel Geld kosten! Ich weiß nicht, ob du dich daran erinnern kannst, dass du, als du aus dem Krieg zurückkamst, über längere Zeit angenehme Stunden mit einem hübschen Mädchen aus der Küche verbracht hast, die dann schwanger wurde. Ein Instmann hatte sich damals gegen Zahlung einer hohen Abfindung für die Beschädigung und für zukünftige Kosten, die du ja verursacht hattest, dazu bereit erklärt, diese Frau zu heiraten. Und sie hat dann eine Tochter geboren, die allerdings den Familiennamen ihres Mannes trägt. Und dieses Mädchen, die ja eigentlich deine Tochter ist, hat dein Sohn vergewaltigt. Damit nicht genug, er ist, als ich ihn deswegen zur Rede stellen wollte, einfach abgehauen, hat dein bestes Pferd aus dem Stall geholt und ist davongeritten. Weit ist er nicht gekommen, weil ihm ein Graben im Weg war. Das Pferd hat gescheut, ist in den Graben gestürzt und hat sich dabei die Vorderbeine gebrochen. Ich musste es deshalb erschießen. Wie du siehst, gibt es wohl viele gute Gründe, die deine Anwesenheit hier wünschenswert erscheinen lassen.“

Die Mädchengeschichten ließen den Vater weitgehend kalt, obwohl ihm klar war, dass die Geschichte mit diesem „besonderen Mädchen“ ihn noch mehr kosten würde, als er für die Verheiratung ihrer Mutter bezahlt hatte. Aber dass sein Sohn sein bestes Pferd ruiniert hatte, machte ihn richtig wütend. Er versprach, mit dem nächsten Zug nach Königsberg zu kommen. Der Verwalter sollte ihn dort mit dem Auto abholen.

Nachdem er in der Nacht angekommen war, ging er in das Zimmer des Jungen, zerrte ihn aus dem Bett und zog ihn hinter sich her in sein Arbeitszimmer, ohne ein Wort zu sagen. Nachdem die Tür krachend hinter den beiden zugefallen war, stellte er sich vor ihn hin und brüllte: „Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen, du kleiner Rotzlöffel! Wer glaubst du, dass du bist? Der liebe Gott?“ Als der Junge „Aber“ sagte, holte Hagen mit der Hand aus und schlug ihm, so stark er konnte, ins Gesicht. Und dann brüllte er: „Verschwinde, aber schnell!“ Und der Junge rannte, so schnell er konnte, aus dem Zimmer und die Treppe hinauf.

Als der Vater am nächsten Tag am Frühstückstisch auf den Jungen wartete und dieser nicht kam, schickte er eines der Dienstmädchen nach oben, um ihn zu holen. Als diese zurückkam und berichtet, dass der „junge Herr“ nicht in seinem Zimmer sei, rief Hagen den Verwalter zu sich und befahl ihm, alle verfügbaren Männer zusammenzurufen und mit Pferden loszuschicken, um den Jungen zu suchen. Gegen Mittag fand ihn ein Knecht am Ufer eines der umliegenden Seen. Er brachte ihn zum Gutshaus zurück, indem er ihn vor sich auf sein Pferd setzte. Vor dem Eingang des Gutshauses ließ er ihn absteigen und übergab ihn dem Verwalter. Und dieser brachte ihn in das Arbeitszimmer zu seinem Vater, ließ ihn vor dessen Schreibtisch stehen und ging. Als der Junge sich in einen der Sessel vor dem Schreibtisch setzen wollte, brüllte Hagen: „Stehenbleiben, du Feigling!“ Er stand auf, ging um den Schreibtisch herum auf den Jungen zu, blieb vor ihm stehen und brüllte weiter: „Dir wird ich zeigen, wie man hier mit Menschen- und Pferdeschändern umgeht!“ Dann packte er ihn am Arm und zog ihn hinter sich her. Auf dem Gang erteilte er dem Verwalter, der draußen gewartet hatte, die Anordnung, dass sich das gesamte Personal des Gutshauses auf dem Hof zu versammeln habe.

Dann ging er mit dem Jungen durch Haupteingang des Gebäudes auf den Hof. Als er glaubte, dass genügend Zuschauer da wären, schrie er: „Alles hersehen! Ich will, dass alle wissen, was ich mit jedem machen werde, der glaubt, auf meinem Gut tun und lassen zu können, was er will! Dieses Jüngelchen hat geglaubt, nur weil er der Sohn des Gutsherrn ist, dass er sich über alle Gesetze und Regeln hinwegsetzen könnte! Vielleicht hat er ja auch in seinem Wahn davon geträumt, ich sei schon tot und er wäre der Gutsherr! Schaut ihn euch genau an, diesen feinen jungen Herrn in seinen feinen Kleidern, und schaut zu, was davon übrig ist, wenn er diese feinen Kleider nicht mehr anhat! Und dann wandte er sich an den Jungen: „Ausziehen! Alles ausziehen! Sofort!“ Der starrte ihn mit ungläubigem Entsetzen an, rührte sich aber nicht. Da zog der Vater die Reitpeitsche aus dem Gürtel und schlug ihm damit ins Gesicht und schrie erneut: „Ausziehen!“ Da der Junge einsah, dass er keine Chance hatte, begann er langsam sich auszuziehen. Hagen schlug ihn erneut und schrie: „Schneller!“ Und der Junge beeilte sich, aus Angst vor weiteren Schlägen. Als

das letzte Kleidungsstück auf dem Boden lag, packte ihn der Vater am Oberarm und drehte ihn langsam, so dass alle ihn sehen konnten, um sich herum: „Schaut alle her! Schaut euch dieses armselige kleine Würstchen an, dieses Nichts, und vergesst niemals, was ihr hier gesehen habt!“ Die geladenen „Zeugen“ hatten das Schauspiel regungslos und ohne ein Anzeichen von Mitgefühl beobachtet, teilweise sogar mit höhnischem Grinsen, weil ja alle den Grund kannten. Und die Männer, denen Hagen dann befahl, die Sachen zusammenzupacken und den Jungen auf sein Zimmer zu bringen, genossen es richtig, dieses zitternde und heulende, nackte Etwas grob an den Armen zu packen und ganz langsam durch eine in der Menge sich öffnende Gasse ins Haus zu schleifen.

Die Nachricht von der Bestrafung verbreitete sich in Windeseile vom Gut aus in die Dörfer, dann zu den nächsten Gutshöfen und in die Kleinstädte.

Auch im Gymnasium in Königsberg hatte sich, als der Junge zurückkam, schon herumgesprochen, was auf dem Gut passiert war, und die Mitschüler machten sich deswegen über ihn lustig und verspotteten ihn.

\* \* \* \* \*

Der Junge wurde einsilbig, vermied bald jeden Kontakt und war froh, als ihn sein Vater 1934 von der Schule nahm und ihn in eine der neu gegründeten NPEA`s - offiziell: Nationalpolitische Erziehungsanstalten - nach Suhm schickte. Seine neuen Mitschüler waren zwar ebenfalls Söhne aus gut situierten Familien oder von Offizieren, aber keiner von ihnen kannte die Geschichte von seiner Erniedrigung durch seinen Vater.

Die Idee hinter der Gründung dieser Schule war übrigens, eine Führungselite für das „neue, nationalsozialistische Deutschland“ heranzuziehen. Und auf dieses Ziel hin war auch der Lehrplan ausgerichtet. Besonderer Wert wurde auf Sport gelegt: Frühsport vor dem Frühstück, Leichtathletik, Handball, Schwimmen, aber auch Boxen, Rudern, „Geländesport“ im Wald mit Einführungen ins Karten- und Kompasslesen und in militärische Tarnung.

Die Schule selbst war der SS unterstellt, und die Lehrer wie auch die Schüler trugen SS-ähnliche Uniformen und hatten auch ähnliche Rangabzeichen.

Der Junge fühlte sich in dieser neuen Umgebung sehr wohl, und die Erinnerung an die erlittene Schmach verblasste allmählich. Sein Selbstbewusstsein wuchs wieder, auch deshalb, weil er schnell zum Scharführer aufstieg und einen Ehrendolch mit der Gravur „Mehr sein als scheinen“ tragen durfte.

\* \* \* \* \*

Herrmann unterbrach die Geschichte und hob sein Glas: „Auf dein Wohl, Madeleine! Ich nehme nicht an, dass du weißt, dass viele Männer, die heute zu den Spitzen der Gesellschaft in der BRD gezählt werden, auf eine dieser Schulen<sup>11</sup> waren. Ich will dir ein paar Beispiele nennen, und ich verspreche dir, du wirst dich wundern: Heinz Dürr, Chef der AEG; Alfred Herrhausen, Chef der Deutschen Bank; Hellmut Karasek, „Literaturpapst“ des „Spiegel“; Leopold Chalupa, ehemaliger NATO-General; Hans Klein, Bundesminister; Hans Poepfel, stellvertretender Generalinspekteur der Bundeswehr; Axel Springer, der Pressemogul; Rüdiger von Wechmar, deutscher UNO-Botschafter und viele mehr.

\* \* \* \* \*

1937 bestand der Junge sein Abitur und ging zum Studium nach Königsberg. Sein Vater hatte dort eine Wohnung gekauft, die er ihm überließ, und er bekam ein mehr als großzügiges Taschengeld.

Das Gut sah er nie wieder, weil Hagen es im selben Jahr an einen Industriellen verkaufte<sup>12</sup>, der ihm für die 2000 Morgen, das sind umgerechnet über 600 Hektar, die das Gut umfasste, beinahe eine Million Reichsmark geboten hatte. Einen Großteil dieser Summe bekam er in Form von Aktien, und seine Anwälte konnten den Rest in die Schweiz transferieren und dort dafür Gold bei einer Schweizer Bank kaufen. Das war allerdings nur möglich mit der Unterstützung Heinrich Himmlers. Vielleicht erinnerst du dich noch daran, dass Hagen ihn schon seit 1934 kannte.

Während des Jura-Studiums an der Universität in Königsberg trat der Junge, der jetzt eigentlich schon ein junger Mann war, einer nationalistischen Studentenverbindung bei, in der „Trinken bis zum Umfallen“ ein wichtiges Ritual war. Für deren ausschließlich männliche Mitglieder - ein Kennzeichen der meisten studentischen Verbindungen bis auf den heutigen Tag – gab es nur zwei Arten von Frauen: solche, deren Väter „Alte Herren“ der Verbindung waren und die man zu großen Festen einlud, und solche, von denen man wusste, dass sie einen an sich heranließen, die man aber auch bequem wieder loswerden konnte.

Nach dem Studium verbrachte er den Großteil der vorgeschriebenen Praktikumszeit, die er bis zu seiner Zulassung als Rechtsanwalt im Jahr 1944 absolvieren musste, pro forma in der Kanzlei der Anwälte seines Vaters. Pro forma hieß, er war zwar dort angestellt, betrat aber bis 1943 nie diese Kanzlei, sondern wohnte in der Villa seines Vaters in Berlin, die groß genug war, so dass sich beide aus dem Weg gehen konnten, und genoss vor allem das Berliner Nachtleben auf Kosten des Vaters. Sein Vater hatte ihn mit Hilfe seiner

---

<sup>11</sup> „NPEA oder NAPOLA“ – Eliteschulen waren keine NS-Erfindung; Salem für Reiche, Jesuitenschulen für „Gläubige“

<sup>12</sup> Vergleichbare reale Zahlen findet man im Internet unter „Biesendahlshof“

Beziehungen vom „Dienst mit der Waffe“ befreien lassen, mit der Begründung, dass er „für die Volkswirtschaft eminent wichtige Arbeit“ zu leisten hätte. Die einzige „eminent wichtige Arbeit“, die er tatsächlich leistete, war sein Auftreten bei gesellschaftlichen Veranstaltungen seines Vaters in einer maßgeschneiderten schicken, schwarzen Uniform eines Hauptsturmführers der SS, der er nach dem Studium beigetreten war.

Hagen hatte damals ein Formular mitgebracht, das er dann unterschrieben hatte. Und seine Ernennung war ihm schriftlich vom SS-Hauptamt mitgeteilt worden. Das Tragen der Uniform zu den erwähnten Anlässen oder wenn er gerade Lust dazu hatte oder einer Frau imponieren wollte war aber bis 1943 seine einzige Beziehung zu dieser Organisation.

\* \* \* \* \*

(Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Aktien, die Hagen besaß, bestand übrigens aus Anteilen an chemischen Fabriken wie Hoechst, Bayer, BASF und Degussa. Der letzteren gehörte auch die Degesch<sup>13</sup>, auf die die Geschichte der Cronenburgs später noch zurückkommen wird.

Diese Firmen waren zwar seit 1926 nur noch Unterabteilungen der damals neu gegründeten IG Farben. Da diese IG Farben aber als Firmenverbund konstruiert worden war, behielten die Aktien der einzelnen Unternehmen ihre Gültigkeit und wurden nicht in Aktien mit neuem Namen umgetauscht.

Das ist wichtig, weil diese Aktien in den 50er Jahren in neue Aktien der unter ihrem alten Namen wieder „auferstandenen“ Firmen umgetauscht werden konnten.)

\* \* \* \* \*

Die IG Farben hatte übrigens 1941 begonnen in der Nähe von Auschwitz ein riesiges Werk für die Herstellung von synthetischem Gummi und synthetischem Treibstoff zu bauen. Dafür wurden zuerst einmal Häftlinge vom bereits vorhandenen Konzentrationslager Auschwitz als billige Arbeitskräfte eingesetzt. Für den weiteren Ausbau und vor allem für die Fabrikation wurde dann das firmeneigene „Arbeitslager Monowitz“, später „KZ Auschwitz-Monowitz“<sup>14</sup> genannt, gebaut.)

\* \* \* \* \*

---

<sup>13</sup> „Degesch, Degussa, IG Farben“, wer sucht, der findet!

<sup>14</sup> Das „KZ Auschwitz-Monowitz“ war zuerst nur ein Arbeitslager für den Aufbau der Buna-Werke

Als die Anwaltskanzlei 1943 vom Vorstand der IG Farben beauftragt wurde, jemanden nach Auschwitz zu schicken, der vor Ort die Verwendung finanzieller Mittel für den Ausbau der dort entstandenen Buna-Werke und des dazu gehörenden Lagers überwachen sollte, erinnerten sich die Leiter der Kanzlei an ihren eigentlich arbeitslosen Praktikanten mit glänzendem Namen. Nachdem sie vorher mit dessen Vater gesprochen hatten, luden sie ihn zu einem Gespräch ein und machten ihm klar, dass er diese Aufgabe in nationalem Interesse übernehmen müsse, die er aber mit nur wenig Arbeitsaufwand erledigen könne. Darüber hinaus versprachen sie ihm ein hohes Gehalt und ein schönes Haus mit Angestellten, die von der IG bezahlt würden. Dem Jungen, der ja inzwischen 26 Jahre alt und damit eigentlich ein Mann war, der aber weder wusste, was das Wort „Arbeit“ bedeutet, noch die Bedeutung des Wortes „Verantwortung“ kannte, war das „nationale Interesse“ egal. Gut fand er, dass es für wenig Arbeit viel Geld geben sollte und dass er weiterhin ein gutes Leben führen konnte. Ihm gefiel auch, dass er für seine Aufgabe zum SS-Sturmbannführer ernannt werden sollte, was aus seiner Sicht bedeutete, dass er sich schicke neue Uniformen schneidern lassen konnte, mit schönen neuen Achselklappen und Silberschnüren. Also unterschrieb er den Vertrag, der auch beinhaltete, dass er 1944 ohne weitere „Belästigungen“ zum Anwalt ernannt werden würde.

\* \* \* \* \*

Als er in der Stadt Auschwitz ankam, war er natürlich enttäuscht, weil er ja die Abwechslung gewohnt war, die ihm die Großstadt Berlin geboten hatte: Varietés, Bars, Restaurants und vor allem die Frauen.

Aber die erste „Arbeitsstelle“ seines Lebens übertraf dann doch alle Erwartungen. Es gab tatsächlich wenig zu tun, weil er nur so ab und zu gerufen wurde, um sich die neuesten Aufstellungen über die Kosten der Fabrikation anzusehen, hauptsächlich die der Rohstoffe und der Zwangsarbeiter, für die drei bis vier Reichsmark pro Tag bezahlt werden mussten. Wenn er mit seiner Unterschrift bestätigt hatte, dass alles seine Ordnung hatte, konnte er sich wieder seinem Privatleben widmen.

Was ihm bei der Durchsicht von Einnahmen und Ausgaben irgendwann auffiel, ihn aber nur oberflächlich interessierte, waren Rechnungen einer Firma, die Schädlingsbekämpfungsmittel herstellte. Diese Degesch, die zur Degussa gehörte, eine der Firmen, die Teil der IG Farben waren, lieferte ein Entlausungsmittel mit dem Namen „Zyklon B“ in großen Mengen an die Lager Auschwitz und Birkenau, nicht aber an Auschwitz-Monowitz. Hinter diesen Rechnungen eingeordnet waren aber Dankesbriefe der Lagerleitungen, in denen darauf hingewiesen wurde, dass „Zyklon B“ nicht nur gute Dienste bei der Herstellung von hygienischen

Zuständen in diesen Lagern leistete, sondern sich auch seit neuestem bei der Sonderbehandlung größerer Gruppen „lebensunwerter Nicht-Arier“ bewährt habe. Der Leiter der Buchhaltung erklärte ihm auf seine Nachfrage sachlich, dass es, weil die Aufnahmekapazitäten der Lager erschöpft seien, notwendig geworden sei, Arbeitsunfähige und Personen, die nicht dringend für notwendige medizinische Forschungen gebraucht wurden, zu entsorgen und dass dieses Mittel äußerst effizient und seine Anwendung für die Betroffenen sehr schonend sei.

Da er aus Unterhaltungen mit anderen SS-Offizieren wusste, dass es notwendig geworden war, auch um möglichen Unruhen in den Lagern vorzubeugen, renitente Ankömmlinge – und das seien vor allem Mütter mit Kindern sowie ältere Arbeitsunwillige – schon bei ihrer Ankunft auszusortieren und, wenn es wirtschaftlich und gesellschaftspolitisch wünschenswert war, auch deren Aufenthaltsdauer zu verkürzen, war diese Auskunft für ihn ausreichend, und er dachte auch nicht weiter darüber nach.

Bei einem dieser unregelmäßig stattfindenden Treffen lernte er eine Frau kennen, die in Begleitung eines Offiziers gekommen war. Ihr Name war Irma Grese<sup>15</sup>, eine der wenigen Frauennamen, die ihm im Gedächtnis geblieben waren. Sie war gerade 20 Jahre alt und keine überwältigende Schönheit, aber ihre gewellten, dunklen Haare und ihr Lächeln gefielen ihm. Sie war Aufseherin in Auschwitz-Birkenau, und einer der Anwesenden meinte an der Theke hinter vorgehaltener Hand, dass er sich vor ihr in Acht nehmen solle, weil sie dafür bekannt sei, mit ihren zwei Schäferhunden und einer Reitpeitsche alles unter Kontrolle zu haben, und dann gäbe es da auch noch Männergeschichten. Er verstummte, weil sie in diesem Augenblick direkt auf sie zukam, sich zwischen sie drängte und von dem Mann an der Bar einen Cognac verlangte. Da sie weder Hunde noch eine Peitsche dabei hatte und auch ihr Begleiter sich nicht weiter um sie zu kümmern schien, war sie für das „Herrensöhnchen“ einfach nur eine Frau. Er war beeindruckt von ihrem Selbstbewusstsein, obwohl ihn das, weil er das ja von seinen üblichen Frauenbekanntschaften nicht gewohnt war, auch ein wenig unsicher machte. Als er sie nach den Hunden fragte, antwortete sie nur kurz, dass sie die bräuchte, weil das arbeitsscheue Gesindel im Lager manchmal jeglichen angebrachten Respekt vor einer Frau vermissen lasse. Mehr als erstaunt war er, als sie ihn, nachdem sie sich ein wenig unterhalten hatten, geradeheraus fragte, ob er denn keine Wohnung hätte, in der sie ungestört weiter feiern könnten.

Als sie am nächsten Morgen das Haus verließ, und er fragte, ob er sie denn wiedersehen dürfe, antwortete sie kalt: „Nein“, drehte sich um und ging. Er hat sie auch nie wieder gesehen.

---

<sup>15</sup> Irma Grese, eine reale Person, wurde 1942 mit 18 Jahren im KZ Ravensbrück zur Aufseherin ausgebildet, war dann von 1943 bis 1945 im KZ Birkenau, dann noch einmal in Ravensbrück und wurde 1945 zum Tode verurteilt und gehängt.

In seinem Haus war er schon nach kurzer Zeit uneingeschränkter Herrscher gewesen, also das, was er sich mit fünfzehn schon in seinen Träumen ausgemalt und sogar einmal in die Tat umgesetzt hatte, wofür er aber mit der - unauslöschlich in seinen Gedanken eingebrannten - Erniedrigung durch seinen Vater seiner Ansicht nach zu teuer bezahlen musste. Und er genoss die Macht über das Personal. Da alle „Hausangestellten“ aus dem Lager kamen und wussten, dass sie beim geringsten Fehler entweder in die Fabrikation oder sogar in eines der anderen Konzentrationslager geschickt werden konnten, reichte schon die leise Bemerkung: „Sie wollen uns doch nicht etwa verlassen?“, damit alles zu seiner Zufriedenheit erledigt wurde. Und weil ihm die Angst in den Augen dieser Menschen zweiter Klasse gefiel, ließ er sich immer neue Kleinigkeiten einfallen, mit denen er diese Leute schikanieren konnte.

Beeindruckend an diesem neuen Abschnitt seines Lebens war auch, dass es keinen Mangel an Nahrungsmitteln gab, auch nicht an teuren Delikatessen; und Champagner und Cognac aus Frankreich waren genauso eine Selbstverständlichkeit wie Spitzenweine.

Alles in allem führte er ein Leben wie ein kleiner „Sonnenkönig“.

Besonders angenehm war seine Zusammenarbeit mit dem Leiter des zur Fabrik gehörenden Lagers. Dafür, dass er über dessen regelmäßige „Unregelmäßigkeiten“ bei der Verwendung der finanziellen Mittel hinweg sah, hatte er bei jeder neuen Lieferung für das Lagerbordell<sup>16</sup> die freie Auswahl. Und er konnte die Frauen zurückschicken, wann immer er wollte.

Da er auch noch alle zwei Monate einmal für eine Woche nach Berlin fliegen durfte, weil er ja der Kanzlei Bericht erstatten musste, war er rundum zufrieden und wäre gern länger als bis zum September 1944 geblieben, wenn er nicht diesen dringenden Anruf seines Vaters erhalten hätte.

\* \* \* \* \*

Diesem Anruf vorausgegangen war eine Unterhaltung von Hagen mit Heinrich Himmler, der ihm in diesem sehr vertraulichen Gespräch sein Wissen über den tatsächlichen Verlauf des Krieges, die Auswirkungen der Landung der Alliierten in der Normandie und über den psychischen und physischen Zustand Adolf Hitlers nach dem Attentat mitteilte und ihm eine Möglichkeit anbot, sich selbst, seinen Sohn und einen Teil seines Vermögens in Sicherheit zu bringen.

Himmler erzählte Hagen zuerst einmal freimütig, dass er bereits seit 1943 versucht habe, über Mittelsmänner Kontakte zu den westlichen Alliierten aufzunehmen<sup>17</sup>,

---

<sup>16</sup> „Lagerbordell“ gab es u.a. in Auschwitz; es ist nicht bekannt, ob es das auch in Auschwitz-Morowitz gab

<sup>17</sup> In den Berichten über Heinrich Himmler finden sich Beweise für diese Versuche.

dass er aber dabei bis jetzt keine großen Fortschritte gemacht habe. Und dann beschrieb er die Lage an der West- wie auch an der Ostfront ausführlich so, wie sie wirklich war, und er teilte ihm auch seine Einschätzung des Wahrheitsgehalts für den immer noch von Goebbels propagierten Endsieg mit. Wörtlich sagte er: „Der Untergang des Dritten Reichs ist nicht mehr aufzuhalten!“ Er selbst halte es ebenfalls für wahrscheinlich, dass Berlin – entweder von Westen oder von Osten her - spätestens in der Mitte des nächsten Jahres eingenommen werden würde. Und Adolf Hitler sei nur noch ein Schatten seiner selbst, ein physisches wie psychisches Wrack, unfähig, noch vernünftige Gedanken zu äußern.

Hagen hatte ihn ungläubig angeschaut und ihn nach Beweisen für seine Behauptungen gefragt. Und Himmler hatte einen dicken Aktenordner geholt, ihn auf den Tisch gelegt und gesagt: „Überzeug dich selbst! Du hast alle Zeit der Welt, zumindest bis der nächste Fliegeralarm kommt, den Göring noch immer als Panikmache aus übertriebener Angst vor ein paar verirrtten Flugzeugen abtut.“ Nach zwei Stunden, nachdem er die ersten Seiten langsam gelesen und dann die nachfolgenden immer häufiger nur kurz angeschaut und dann umgeblättert hatte, richtete sich Hagen auf, schaute Himmler lange an und sagte dann nur ein Wort: „Unglaublich!“

„Können wir jetzt über das reden, was ich dir angeboten habe?“, entgegnete der SS-Führer. Und dann erklärte er ihm einen Plan, den er Anfang des Jahres in die Tat umgesetzt hatte.

Er hatte sich bereits Mitte 1943 überlegt, wie man ein eventuelles Geheimtreffen mit alliierten Unterhändlern organisieren könnte, und war dann auf die Idee gekommen, dass so etwas am besten auf einem alliierten Schiff mitten im Nordatlantik stattfinden könnte. Da Briten und Amerikaner dort bereits die See- und Lufthoheit hatten, überlegte er sich, dass eine deutsche Delegation am sichersten den Weg unter Wasser nehmen sollte. Dafür brauchte er aber U-Boote. Und er brauchte die Unterschrift Adolf Hitlers unter einen Befehl an den Admiral Dönitz, dass dieser die Boote zur Verfügung stellen solle. Also ging er zu ihm und bat ihn um sechs U-Boote neuester Bauart und verschiedener Klassen mit großer Reichweite, die angeblich nur kurzzeitig für eventuell notwendige Evakuierungsmaßnahmen und wichtige Sondertransporte benötigt würden. Hitler erschien das einleuchtend, denn er sagte zu ihm, dass er diesen Befehl schriftlich ausfertigen und ihm zur Unterschrift vorlegen solle. Himmler tat das, ließ aber das Wort „kurzzeitig“ weg. Und Hitler unterzeichnete den Befehl nach einer anstrengenden Sitzung, in der er allen seinen Generälen wieder einmal ihre Unfähigkeit – verglichen mit seinem eigenen genialen strategischen Denken – vorgeworfen hatte, ohne ihn noch einmal zu lesen. Mit diesem Befehl ging

Himmler dann zu Dönitz<sup>18</sup>. Der erklärte erst einmal, dass das unmöglich sei, begann dann zu handeln und war zufrieden, als Himmler Verständnis äußerte und erklärte, dass er auch mit vier Booten zufrieden sei. Allerdings müssten diese im Bunker in Trondheim, eines nach dem anderen, auf den neuesten technischen Stand gebracht werden. Anschließend sollten sie in unregelmäßigen Abständen vom Januar 1944 an den Befehl zum Auslaufen bekommen. Da sie nicht mehr zurückkehren würden, sollten sie als vermisst gemeldet werden<sup>19</sup>. Himmler versprach dann noch, die Unterbringung der Boote und der Besatzungen zu organisieren, so dass sich Dönitz nicht weiter darum kümmern müsse.

Bis September verschwanden dann tatsächlich neben anderen diese vier Boote aus verschiedenen U-Boot-Klassen aus unerklärlichen Gründen. Man nimmt bis heute an, dass manche von ihnen wegen Problemen mit dem neuen Schnorchel, der ihnen eine erheblich längere Unterwasserfahrt nicht nur mit Elektromotoren, sondern auch mit den Dieselmotoren erlaubte, gesunken seien.

Himmler reiste persönlich jedes Mal, wenn Dönitz ihm die Fertigstellung eines Bootes meldete, nach Trondheim und händigte dem Kommandanten seinen Marschbefehl aus.

Ein Boot nach dem anderen lief aus und verschwand in irgendeinem unzugänglichen kleinen Fjord weit oberhalb von Tromsø und ging dort, unter Tarnnetzen verborgen, vor Anker. Die Besatzungen, auch die Kommandanten waren vorher ausgetauscht und durch Freiwillige ersetzt worden, die vor allem ledig sein mussten. Sie wurden auf die Gefährlichkeit einer geheimen Mission hingewiesen und in einem von SS-Leuten bewachten Lager untergebracht, das man extra in der Nähe dieser Fjorde mitten in einem Wald errichtet hatte, von jeglicher Außenwelt isoliert.

Himmler erklärte Hagen nun, dass er sich, da er diese Boote nicht mehr für den ursprünglich gedachten Verwendungszweck brauche, überlegt hätte, damit einem ausgewählten Kreis von 20 Personen – fünf je Boot - die sofortige Ausreise zu ermöglichen und dass mit diesen Booten auch wichtige Dokumente und vor allem Gold transportiert werden solle. Dabei habe er auch an Hagen und seinen Sohn gedacht. Er selbst habe für sich schon andere Vorkehrungen getroffen.

Hagen überlegte nur kurz und sagte dann, dass er das Angebot nur für seinen Sohn annehmen würde, da er selbst gute Gründe habe, dazubleiben, und fragte, ob es denn möglich sei, dass dieser auch circa 250 kg Gold, die in Schließfächern von mehreren Banken lagerten, mitnehmen könne. Auch das wurde ihm zugestanden, und Himmler versprach, für den sicheren Transport zu den U-Booten zu sorgen,

---

<sup>18</sup> Oberbefehlshaber der U-Bootflotte

<sup>19</sup> Siehe Internet „u-boat.net“ für alle Infos zu U-Booten: U-Boot-Bunker, U-Boot-Klassen, vermisste U-Boote, U-Boot-Standorte, technische Details, leider alles nur in Englisch; 12 U-Boote vermisst seit Januar 1944

Bedingung war die Lieferung innerhalb einer Woche an eine bestimmte Adresse: die SS-Ordensburg „Wewelsburg“<sup>20</sup> im Kreis Paderborn.

Und dann nannte Himmler dem staunenden Hagen noch das Ziel der Reise: Argentinien.

\* \* \* \* \*

Hagen erzählte seinem Sohn, der aus dem Staunen nicht mehr herauskam, von seinem Gespräch mit Himmler und sagte am Schluss: „Du hast die Wahl: entweder diese riskante Fahrt nach Argentinien, wo du, wenn du es erreichst, weiterhin gut leben kannst, oder eine ungewisse Zukunft, die auch Armut, sogar Tod bedeuten kann, in dem Chaos, das hier bald entstehen wird. Entscheide dich! Ich rufe dich in einer Stunde wieder an.“ Der Sohn dachte fieberhaft nach und fällte seine Entscheidung dann nach dem Prinzip: Besser reich untergehen, als arm verrecken! Als Hagen wieder anrief, fragte er ihn nur noch: „Was muss ich tun?“ Hagens Antwort war kurz: „Du musst morgen Abend um acht Uhr am Flugplatz in Krakau sein. Dort wird man dir alles weitere erklären. Guten Flug und, falls wir uns nicht wiedersehen, alles Gute.“ Dann legte er auf.

\* \* \* \* \*

Alles lief wie geplant. Der Sohn wurde am Flugplatz empfangen und in eine „He 111“ gesetzt, eigentlich ein Bomber mit großer Reichweite von über 2000 km, der wieder für die Aufnahme von zehn Passagieren umgebaut worden war. Die Maschine flog zunächst nach München, wurde dort aufgetankt und flog dann weiter zu einem ehemaligen Feldflugplatz der „Legion Condor“ in Spanien. Sie wurde erneut aufgetankt, flog dann in großer Höhe weiter und erreichte schließlich das Ziel, ein kleines Flugfeld auf der Halbinsel Jandia<sup>21</sup> im äußersten Süden der Insel Fuerteventura. Dort mussten alle aussteigen und wurden von einem Mann in schwarzem Ledermantel empfangen. Mit einem Lastwagen, auf dessen Ladefläche man Bänke geschraubt hatte, wurden sie zu einem einsam liegenden Haus, der „Villa Winter“, gefahren, und dort gab es Essen, Wein und für jeden ein Feldbett zum Schlafen. Als die Gruppe am nächsten Morgen geweckt wurde, war es noch dunkel. Der Lastwagen brachte sie zum Rand einer Klippe. Von dort aus führte sie der Mann im Ledermantel über einen kaum sichtbaren Weg nach unten. Als sie um die Ecke eines Felsens bogen, sahen sie zuerst kleine tanzende Lichtflecken auf dem Meer, das vor ihnen lag, und dann den Eingang einer großen Höhle, in der, eng nebeneinander vertäut, vier große U-Boote auf dem Wasser lagen, deren

---

<sup>20</sup> Die „Wewelsburg“ kann man heute noch besichtigen.

<sup>21</sup> Siehe Internet „Großdeutsche Geheimstützpunkte“

abgeblendete Lichter am Turm die Flecken erzeugten. Der „Ledermantelmann“ befahl seinen Begleitern stehen zu bleiben und zu warten. Dann betrat er selbst über einen Klappsteg das erste Boot, kletterte auf den Turm und verschwand in der Luke. Nach kurzer Zeit kam er hinter einem Mann in Marineuniform wieder heraus. Dieser wartete neben dem Turm, bis sich schließlich alle Kommandanten – um die handelte es sich nämlich – am ersten Turm versammelt hatten. Dann unterhielt er sich mit ihnen und kam mit ihnen zusammen zu der Gruppe zurück. Die Kommandanten stellten sich nicht vor, sondern lasen von einem Blatt, das ihnen der Ledermantelmann gegeben hatte, die Namen derer ab, die mit auf ihr Boot kommen sollten.

Als die Passagiere durch die Luke ins Innere des Bootes geklettert waren, wurden sie von penetrantem Dieselgeruch und vielen neugierigen Augen empfangen. Der Kommandant stellte sie „seinen Männern“ vor, und dann ging er mit ihnen wieder zurück auf den Turm und schloss die Luke. An die Reling gelehnt, erklärte er seinen „Gästen“ in dürren Worten, was sie erwarten würde: das hämmernde Geräusch der Motoren; der permanente Gestank von Schweiß und Dieselöl, der sich in allen Kleidern festsetzt; die dadurch und durch die Bewegungen des Bootes erzeugte Übelkeit; eine über einen Monat andauernde Langeweile; einfachste Schlafmöglichkeiten in engen Kojen, die sie aber im Turnus mit den Besatzungsmitgliedern räumen müssten; brauchbares einfaches Essen; von ihm selbst rationierte Alkoholmengen und vor allem Angst vor der überall lauenden, andauernden Gefahr, entdeckt und im schlimmsten Fall versenkt zu werden. Seine Schlussbemerkungen waren: „Ich wünsche uns allen ein angenehmes Leben in Argentinien. Sie werden aber keinem der Besatzungsmitglieder erzählen, wohin wir fahren. Gehen wir wieder nach unten, meine Herren, damit wir endlich von hier wegkommen.“

Der Kommandant hatte nicht zuviel versprochen.

Zunächst fuhren die Boote von den Kanarischen Inseln zu den Kapverdischen Inseln, wo sie von einem kleinem Tankschiff erwartet wurden, das mit einem vorgetäuschten Maschinenschaden in einer Bucht der Insel Sao Nicolao lag. Weil die Gefahr, von feindlichen Flugzeugen oder Kriegsschiffen entdeckt zu werden, sehr groß war, blieben die Boote die ersten drei Tage unter Wasser und tauchten erst in der Nacht des dritten Tages für kurze Zeit auf. In dieser Zeit hatte sie erst rund 160 Seemeilen zurückgelegt, und es lagen noch beinahe 700 Seemeilen vor ihnen.

Den Passagieren war es bis dahin nie langweilig geworden, weil sie, in einer der Kojen oder auf dem Boden liegend, nur damit beschäftigt waren, alles, was ihr Magen hergab und auch noch dessen Leere, in Behältnisse aller Art zu füllen. Als sie in dieser dritten Nacht kurz auf die Brücke durften, konnte sich der Kommandant ein Lächeln nicht verkneifen, als er diese Landratten mit bleichen,

aber glücklichen Gesichtern über der Reling des Turmes hängen oder auf dessen Boden kauern sah. Es schien so, als ob das Einatmen von frischer, salziger Meeresluft für sie einen höheren Genuss bedeutete, als es das Rauchen einer Havanna je gewesen war.

Die verminderten Ansprüche zeigten sich auch beim Essen und der Auswahl der Getränke, denn sie bevorzugten Zwieback und Tee und verzichteten auf kritische Bemerkungen über das Menü.

Ihre Lebensgeister kehrten erst so langsam zurück, als die Boote, auch, weil das Wetter zwar nicht schlecht, aber der Himmel wolkenverhangen war, immer häufiger auftauchten und längere Zeit über Wasser fuhren und dadurch auch mehr frische Luft den Mief im Bootsinneren etwas verdünnte.

So richtig wohl fühlten sie sich allerdings erst, als die Kapverden erreicht waren und sie zu einem der kleinen Strände, die es zwischen den Felsen der Steilküste dort gab, gebracht wurden, dort sogar baden konnten, während die Boote ihre Diesel- und Frischwassertanks auffüllten. Allerdings holten sie sich dabei auch einen kräftigen Sonnenbrand, so dass sie die nachfolgenden Tage und Nächte im Boot nur noch in irgendeiner freien Ecke auf dem Boden sitzend verbrachten, auch, weil ihnen die salzige Meeresbrise bei ihrem abendlichen „Turmbesuch“ viele kleine, sehr schmerzhaft Risse in ihre Gesichtshaut geschnitten hatte.

Als sie dann zur Überquerung des Atlantiks aufbrachen, vor sich beinahe 6000 Kilometer „Wasserwüste“, wie ihnen der Kommandant mitgeteilt hatte, wurde es den wenigen „Nicht-Seeleuten“ doch wieder ziemlich mulmig. Der Kommandant erzählte ihnen zur Aufmunterung einen alten Witz: „Der Unterschied zwischen einem normalem Schiff und einem U-Boot ist nicht sehr groß: Beide können tauchen, aber nur das U-Boot kann wieder auftauchen.“

Petrus war ihnen gnädig gesonnen und schenkte ihnen manchmal tagelang schönes Wetter und eine beinahe glatte See. An die Schaukelbewegungen des Bootes hatten sie sich in der Zwischenzeit schon so gewöhnt, dass sie auch nicht mehr seekrank wurden, wenn dann zwischendurch die See etwas rauer und die Wellen etwas höher wurden. Ungute Gefühle kamen immer dann auf, wenn ein Ausguck von einem der Boote glaubte, ein Flugzeug oder die Silhouette eines Schiffes am Horizont entdeckt zu haben und auf allen Boote der Befehl zum Alarmtauchen gegeben wurde, wobei das Boot in heftige Schräglage versetzt wurde und es für die „Bootsneulinge“ schwierig wurde, sich einen festen Halt zu verschaffen und gleichzeitig irgendwelchen doch durch den Raum fliegenden mehr oder minder harten Gegenständen auszuweichen.

Und sie freuten sich dann, wenn schon kurze Zeit danach der Befehl zum „Ausblasen“ ertönte, weil sie schon gelernt hatten, dass das bedeutete, dass keine Gefahr bestand und die Boote wieder an die Oberfläche zurückkehren würden.

Was nicht unbedingt zu erwarten war: Das „Rudel grauer Wölfe“ wurde nicht entdeckt, und so erreichte es Anfang November 1944 unbehelligt den Golfo San Matias im Süden Argentinien. 50 Seemeilen vor der Einfahrt in den Golf gingen alle Boote auf Seerohrtiefe und tauchten erst in der Nacht wieder auf. Dann fuhr eines der Boote in den Golf, setzte dort einen Funkspruch ab und kehrte dann wieder zu den anderen zurück. In der nächsten Nacht konnte man vom Turm aus sehen, wie sich langsam Positionslichter von kleinen Schiffen näherten. Es waren Fischerboote aus San Antonio Oeste, die, wie sie später erfuhren, von einem reichen Farmer deutscher Abstammung, Hernao Schmidt, im Namen und auf Rechnung einer nur ihm bekannten Organisation, gekauft und mit desertierten Matrosen internierter deutscher Schiffe besetzt worden waren.

Zuerst einmal wurde an Bord der Fischerboote die Ankunft der U-Boote kräftig bis in die Morgenstunden gefeiert. Dann wurde die Fracht - wasserdichte Stahlblechkisten mit Dokumenten und Gold - verladen und zum Schluss, kurz vor Sonnenaufgang, wurden alle Passagiere und der Teil der U-Boot-Besatzungen, der nicht mehr gebraucht wurde, „umgeladen“. Die Fischerboote fuhren zurück nach San Antonio Oeste, und die U-Boote gingen wieder auf Seerohrtiefe. Fracht und Passagiere wurden in dem kleinen Hafen auf Lastwagen verladen und dann zu der Farm von Hernao Schmid in der Pampa Humeda<sup>22</sup>, der Viehzuchtregion der Provinz Buenos Aires, gefahren. Dort erfuhren sie auch, was mit den U-Booten geschehen war: Sie waren in einiger Entfernung vor der Küste der Halbinsel Valdes versenkt worden, und die Kommandanten und Restbesatzungen waren ebenfalls schon auf dem Weg zu der Farm.

Die Schiffe sind übrigens bis heute nicht entdeckt worden, auch weil sie keiner sucht, weil ja offiziell verkündet worden war, dass sie im Nordatlantik verschollen sind.

Ich werde nun eine Episode vorziehen, die zeigt, dass sich der Charakter des Sohnes von Hagen nicht verändert hatte:

Auf der Estancia ist auch ein Junge geboren worden, als Kind einer brasilianischen Frau, die nach seiner Geburt 1952 mit einer für sie „fürstlichen Abfindung“ in ihre Heimat zurückgeschickt worden ist. „Mann“ hat nie wieder etwas von ihr gehört, hat auch keine Nachforschungen angestellt und dem Jungen, als er schon in Deutschland war und dann größer wurde und Fragen gestellt hat, erzählt, sie sei gestorben.

---

<sup>22</sup> „Argentinien“ und „Google Maps“ ; man kann mit ein paar Mausclicks die ganze Reise nachvollziehen.

Liebe Madeleine, ich habe bis jetzt vermieden den vollen Namen dieses Sohnes auszusprechen. Aber ich nehme an, dass du sehr schnell begriffen hast, dass das meine Geschichte ist, die von Herrmann von Cronenburg, auf die ich wahrlich nicht stolz bin und die ich jetzt im Alter gerne ändern würde, wenn es mir möglich wäre, aber selbst mein Vermögen kann mir da nicht helfen. Ich trinke jetzt ein Glas auf dein Wohl, auch, weil ich mir wünsche, dass du mich - nach all dem, was du jetzt über mich weißt – nicht völlig verachtest.

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt: Alle Passagiere – ich war die einzige Ausnahme - und die Besatzungen, auch die der Fischerboote, wurden mit einer ausreichenden Menge an Geld für den Neuanfang zu Personen geschickt, die ihnen weiterhalfen. Man besorgte ihnen einen neuen Pass, ein Haus, ein gut gefülltes Bankkonto und eine neue Arbeitsstelle. Fragen stellte keiner, auch deshalb nicht, weil alle wussten, dass sie keine Antworten erhalten würden.

Wieviel Goldbarren die U-Boote transportiert hatten, wusste außer Hernao, für den sie bestimmt waren, und den Kommandanten der U-Boote niemand. Neben diesen Personen war ich wohl der einzige, der überhaupt wusste, was in den Kisten war. Und auch ich konnte die Menge nur anhand der Anzahl der Kisten schätzen. Es mussten mehrere Tonnen gewesen sein, auch, weil die U-Boote eine solche Last durchaus befördern konnten, da sie, nachdem sie für diesen Sondereinsatz umgerüstet worden waren, nur noch je zwei Torpedos für einen Ernstfall in den Rohren hatten und deshalb ihre Ladekapazität deutlich erhöht war.

Diese Kisten hat Hernao übrigens an irgendwelche Adressen in Buenos Aires geschickt, die er mir nie verraten hat, obwohl ich ja bis 1954 bei ihm gelebt habe und er mich wie einen Freund behandelt hat. Ich durfte bleiben, weil Hernao mir mitteilte, dass ein deutscher Freund, dessen Namen er auch nie nennen wollte, ihn darum gebeten hatte.

Ich habe auf dieser Farm, deren Ausmaße du dir nicht vorstellen kannst - auch nicht den Luxus, der dort herrschte - bis 1954 vollkommen unbeschwert gelebt, auch, weil die Vierteltonne Gold, die mir mein Vater mitgegeben hatte - von Hernao sicher in Banken untergebracht und teilweise auch gewinnbringend angelegt - für meinen unbescheidenen Lebenswandel, den ich ja gewohnt war, vollkommen ausreichte. Ich hatte ein eigenes Haus, nicht weit entfernt vom riesigen Haupthaus der Farm, Angestellte, die gewohnt waren zu gehorchen, und konnte, vollkommen unabhängig, auf der „Estancia“ ein Leben führen, wie ich es mir in meiner Jugend für meine Zukunft als zukünftiger Gutsherr vorgestellt hatte. Wenn Hernao mich in die nächst größere Stadt mitnahm, was er manchmal tat, obwohl ich auf der Farm genügend Abwechslung und daher kein Verlangen danach hatte, aßen wir meistens in einem Restaurant, in dem beinahe nur deutsch gesprochen wurde, von Leuten, die er alle gut zu kennen schien. Haften geblieben

sind nur ein paar Namen, die viel später auch in Deutschland sogar auf den Titelseiten von Zeitungen standen.

Ungefähr zwei oder drei Jahre nach dem Krieg - teilweise sogar schon vorher - war über eine Hilfsorganisation, geleitet von einem katholischen österreichischen Bischof namens Hudal<sup>23</sup>, eine größere Anzahl von Männern, die als Kriegsverbrecher gesucht wurden, mit falschen Pässen versehen worden und mit dem Schiff nach Argentinien gekommen. Vielleicht sagen dir die Namen Alfred Eichmann, Willem von Sassen, Josef Mengele oder Hans-Ulrich Rudel etwas. Als ich ihnen vorgestellt wurde, waren das alle, mit Ausnahme von Oberst Rudel, der sehr viel Wert auf seinen militärischen Rang legte, unscheinbare, biedere Männer, die auf mich eher langweilig gewirkt haben. Ich habe sie auch nur noch ein- oder zweimal gesehen und nie das Verlangen gespürt, mich mit ihnen länger zu unterhalten.

\* \* \* \* \*

Die Anwaltskanzlei der Familie hatte sofort nach dem Zusammenbruch ihre Arbeit wieder aufgenommen, auch weil ihre Bezahlung gesichert war. Hagen hatte bei einer Schweizer Bank ein großes Depot mit DuPont<sup>24</sup> Aktien eingerichtet, von deren Dividenden die laufenden Rechnungen der Kanzlei ohne zeitliche Begrenzung in Dollars bezahlt wurde.

\* \* \* \* \*

1954 habe ich von einem der Anwälte meines Vaters, dem ich nach dem Krieg meine Adresse mitgeteilt hatte, dann die Nachricht bekommen, dass einer Rückkehr nach Deutschland nichts mehr im Wege stehen würde. Mein Entnazifizierungsverfahren sei in meiner Abwesenheit abgeschlossen worden und ich sei, mangels irgendwelcher Beweise, als nur gering belastet eingestuft worden. Allerdings hätten sie mir auch eine traurige Mitteilung zu machen: Mein Vater sei in den Wirren der Tage nach der Kapitulation spurlos verschwunden, und es gäbe auch nicht den geringsten Hinweis auf seinen Verbleib. Ich müsste ihn also für tot erklären lassen. Sie hätten für diesen Fall ein Testament in ihrem Tresor, in

---

<sup>23</sup> Der gebürtige Österreicher war Rektor des deutschen Priesterkollegs und Vorsteher der deutschen Nationalkirche Santa Maria dell'Anima in der Via della Pace in Rom. Der Träger des „Goldenen Ehrenzeichens der NSDAP“ hatte sich für eine Symbiose von Katholizismus und Nationalsozialismus stark gemacht und 1936 das Buch „Die Grundlagen des Nationalsozialismus“ veröffentlicht. Hunderte von Flüchtlingen verdankten Hudal ihre Flucht. Die „Rattenlinie“ ist der umgangssprachliche Begriff für die Möglichkeiten, die prominente „NS-Ratten“ bekamen, um das „sinkende Schiff“ zu verlassen.

<sup>24</sup> DuPont – amerikanischer Chemieriese

dem ich als Alleinerbe eingesetzt sei. Im übrigen sei auch das Vermögen der Cronenburgs wieder verfügbar, weil sie vor allem die Aktien von Bayer, Hoechst und der BASF, die sie vor Ende des Krieges in die Schweiz ausgelagert hätten, wieder zurückgeholt und in neue umgetauscht hätten. Diese hätten zwar an Wert verloren, würden aber in absehbarer Zeit wieder steigen.

Da sich bei verschiedenen Schweizer Banken auch noch eine größere Menge an Gold, aber auch Konten mit Devisen und Depots mit Aktien befänden, fänden sie es angebracht, wenn ich baldmöglichst über eine Rückkehr nachdenken würde. Das wäre auch deswegen nötig, weil wichtige Weichenstellungen für eine Neuordnung des Vermögens erst dann getroffen werden könnten, wenn ich sie als Erbe persönlich unterzeichnen würde. Im Zusammenhang damit müsste auch geklärt werden, wie man die durch ein „Lastenausgleichsgesetz“ anfallende Zahlungen möglichst klein halten und Steuerzahlungen vermindern und vielleicht sogar vermeiden könnte.

Das Ergebnis all dieser Aktivitäten, liebe Madeleine, war dann die Gründung der Cronenburg-Holding.

Ich habe nicht mehr lange nachgedacht und bin dann mit einem neuen „Reisepass der Bundesrepublik Deutschland“, den mir Hernao von der deutschen Botschaft in Buenos Aires gegen eine kleine „Gebühr“ hatte ausstellen lassen, im Herbst 1954 nach Deutschland zurückgekehrt.

Da die Villa meines Vaters in Berlin in den letzten Tagen des Krieges zerstört worden war, und die Anwaltskanzlei jetzt in München residierte, habe ich zuerst in einem von der Kanzlei gemieteten Haus am Rand der Stadt gewohnt. Eines Tages wurde ich in die Kanzlei gerufen, wo man mir mitteilte, dass ein gewisser Gunther von Kron, der, und das war amtlicherseits nachgeprüft worden, keine direkten erbberechtigten Nachkommen hatte, mir eine Villa und ein großes Jagdgebiet und ein Jagdhaus in der Nähe des Sees vermacht hatte. Weder die Anwälte noch ich hatten jemals von einem Mann mit diesem Namen gehört, und er war auch in den Cronenburg-Akten auf keiner Seite zu finden, obwohl viele Augen danach gesucht haben. Das Rätsel ist zwar keines mehr, aber das ist eine ganz andere Geschichte, über die ich aus vielerlei Gründen nicht sprechen möchte. Und jetzt, liebe Madeleine“, sagte Herrmann mit einem Blick auf die vier leeren Flaschen und die leeren Gläser, „haben wir beide wohl die nötige Bettschwere. Ich bringe dich noch auf dein Zimmer, und über alles andere reden wir, wenn wir wieder wach sind.“ Damit erhob er sich, leicht schwankend, half Madeleine aus dem Sessel, und dann machten sich beide auf den Weg in den Seitenflügel. Als sie durch die Flure gingen, mussten sie sich immer wieder gegenseitig halten und stützen, wenn der andere das Gleichgewicht zu verlieren drohte. Sie schauten sich dann fragend für einen Moment an und brachen in lautes Gelächter aus.

Als sie schließlich das Zimmer erreicht und mit vereinten Kräften die Tür geöffnet hatten, brauchte Herrmann noch einige Zeit, bis er den Lichtschalter gefunden hatte und das Licht anging. Aus dem Lautsprecher eines Radioweckers, auf dessen beleuchteter Anzeige Madeleine nur verschwommen die Zahl sechs erkennen konnte, erklangen leise die Geigen eines Tanzorchesters. Madeleine ging auf Herrmann zu, der sich gerade umgedreht hatte, um das Zimmer zu verlassen, packte ihn am Hemd, zog daran und sagte: „Komm, Herrmann, tanzen, bitte!“ Herrmann stolperte rückwärts und hatte Mühe, nicht umzufallen. Da Madeleine sich an dem Hemd festgehalten hatte, während er sich umdrehte, rutschte es aus der Hose, was wieder zu einem Lachanfall, zuerst von Madeleine, dann auch von ihm führte. Madeleine löste sich von ihm, hob mit beiden Händen ihre langen, blonden Haare nach oben, fing an, ihre Hüften zu bewegen, und rief: „Striptease, Herrmann, Striptease!“ Dann ließ sie die Haare wieder fallen, griff mit einer Hand nach hinten und öffnete den Reißverschluss ihres Kleides, das durch die Bewegungen langsam nach unten rutschte, bis es schließlich auf dem Boden lag. Sie hörte sich noch sagen: „Herrmann, du auch, das Hemd!“, und dann waren Lichter und Töne wie in Watte gepackt, und sie fühlte sich so leicht und schwerelos.

\*\*\*\*\*

Die Augenlider waren bleischwer und deshalb versuchte Madeleine, sie nur langsam, Millimeter um Millimeter, zu öffnen. Als sie es schließlich geschafft hatte, schaute sie sich erstaunt um: Das war nicht ihr Schlafzimmer. Sie richtete sich mühsam langsam, weil ihr Kopf, in dem sich zuerst nur Meeresrauschen breit machte, in dem aber dann immer heftiger Wellen schmerzhaft von innen gegen ihre Stirn schlugen, eine schnellere Bewegung nicht zuließ. Und dann schien die Erinnerung zurückzukehren, Bilder und Geräusche: der Wintergarten, Herrmann, seine Stimme, die Gläser, die immer wieder voll und dann wieder leer waren, die Musik aus dem Radiowecker und dann noch das letzte Wort: „Striptease“. Während sie - nachdem sie die Decke zurückgeschlagen, die Beine angezogen, den Kopf auf ihre Knie gelegt und die Arme davor verschränkt hatte - noch versuchte, sich weitere Bilder, die es doch geben musste, in ihr Gedächtnis zurückzurufen, fiel ihr plötzlich auf, dass sie nichts anhatte. Sie musste sich also ausgezogen haben, und daran müsste sie sich doch erinnern können. Wo waren ihre Kleider? Als sie sich suchend umschaute, entdeckte sie sie, ordentlich zusammengelegt, auf einem Sessel. Weil sie anfang zu frieren, zog sie die Decke über den Kopf und blieb in dem angenehmen Dunkel einfach so sitzen, sah immer wieder dieselben Bilder, aber es kamen keine neuen dazu.

Und dann hörte sie Herrmanns Stimme: „Guten Morgen, Madeleine, wie geht es deinem Kopf? Ich habe meinen schon in Aspirin aufgelöst.“ Madeleine zog an der Decke, so dass eine kleine Öffnung entstand, durch die sie ihn sehen konnte, und erwiderte: „Ich will gar nicht wissen, wieviel Uhr es ist. Und die Aspirin-Kur kann auch warten. Viel wichtiger ist, ob du mir sagen kannst, was passiert ist, nachdem wir ins Zimmer gekommen sind. Das letzte, woran ich mich erinnern kann, ist, dass ich das Wort „Striptease“ gesagt haben muss. Und ich kenne weder den Zusammenhang, noch weiß ich, wie ich ins Bett gekommen bin. Wenn du etwas weißt, bitte sag es mir.“ „Tut mir leid, ich kann mich noch nicht einmal an dieses Wort erinnern, nur daran, dass ich plötzlich auf dem Hof des Gutshofs war und vor meinem Vater getanzt habe und dass mich dann jemand gepackt hat und auf ein Bett geworfen hat und dass ich dann eingeschlafen bin. Und dann habe ich geträumt, dass ich mich umdrehen wollte und dass das nicht ging. Irgendwie bin ich deshalb aufgewacht. Und du lagst auf mir und hast fest geschlafen, und ich habe dann versucht, dich langsam auf die Seite zu schieben. Als mir das gelungen war, bin ich aufgestanden und habe unsere Sachen zusammengesucht, die überall verstreut herumlagen. Deine habe ich auf den Sessel gelegt, meine angezogen, und dann bin ich in mein Schlafzimmer gegangen. Vor einer Stunde hat eines der Mädchen an meine Tür geklopft und gefragt, wann ich denn frühstücken wolle. Das war so um eins.“ Madeleines Gedanken kreisten jetzt nur noch um eine Frage, die sie dann auch zögernd äußerte: „Haben wir?“ Und Herrmann antwortete: „Tut mir leid, ich weiß es nicht. Wie ich dir schon gesagt habe, ich kann mich noch nicht einmal an dieses Wort erinnern. Du solltest jetzt aufstehen. Das Badezimmer ist gleich nebenan, und dann komm bitte zum Wintergarten. Wir müssen noch viel miteinander besprechen.“ Dann verließ er das Zimmer.

Herrmann wartete schon im Wintergarten: „Frühstück?“ „Nein danke, aber Aspirin und Mineralwasser wäre nicht schlecht.“ „Schau auf den Tisch, alles da. Du siehst übrigens fabelhaft aus. Als ich mich im Spiegel gesehen habe, bin ich erschrocken.“ Nachdem er Madeleine zugeschaut hatte, wie sie tapfer die Tabletten geschluckt und mit Wasser hinuntergespült hatte, sagte Herrmann: „Wenn ich mich richtig erinnere, magst du die Balearen. Ich hoffe, dass drei Wochen Abstand von Hartmut und der Firma genügen werden, damit du wieder zur Ruhe kommst und wieder klare Gedanken fassen kannst. Eine Münchener Firma baut gerade auf Ibiza eine Reihe von Fincas für Leute, die wie du die Sonne des Mittelmeers lieben und darüber hinaus auch noch über das nötige Kleingeld verfügen. Und die Holding hat dieser Firma finanziell unter die Arme gegriffen, nachdem sie etwas in der Klemme war. Es war vorgesehen, dass einer der jungen Manager der Finanzabteilung bei uns im Haus dorthin fliegen sollte, um die Baufortschritte und die Bücher vor Ort zu kontrollieren. Ich würde vorschlagen, dass du diese Aufgabe übernimmst. Die

Unterlagen lasse ich mir zufaxen, und du musst nicht viel tun, außer dich ein bisschen herumfahren zu lassen und die Häuser anzuschauen. Du wirst in einem kleinen Luxushotel mit eigener Badebucht untergebracht, das dieser Firma gehört, und kannst das Meer und die Sonne genießen. Was meinst du dazu?“ Madeleine fragte ihn erstaunt: „Und meine Arbeit?“ „Zerbreche dir darüber nicht den Kopf, sag mir einfach, ob du damit einverstanden bist. Dann kannst du übermorgen fliegen. Für morgen ist es schon zu spät.“ Herrmann wartete ihre Antwort gar nicht ab, sondern fügte noch hinzu: „Hartmut wird das natürlich durchschauen, aber da ich ihm keine Rechenschaft über meine Entscheidungen ablegen muss, wird er erst einmal keine Fragen stellen und den Mund halten. Allerdings werde ich mir die Freiheit herausnehmen und einige für ihn schmerzhaft Veränderungen veranlassen. Und das wird dazu führen, dass er auf mich zukommt. Du kannst übrigens so lange hier bleiben und erst am Morgen des Abflugs kurz zum Packen in deine Wohnung gehen, der Chauffeur steht dir zur Verfügung, und er wird dich auch zum Flughafen bringen. Also, was ist, fliegst du?“

\* \* \* \* \*

Als das Flugzeug nach Ibiza seine Reiseflughöhe erreicht hatte und Madeleine auf die sonnenbeschienene Wolkendecke unter ihr schaute, verlor sich langsam das Gefühl der Beklemmung, das sie die letzten beiden Tagen noch begleitet hatte. Die Sitze in der Business-Klasse waren viel breiter und damit auch bequemer als die in der Chartermaschine, mit der sie nach Mallorca geflogen war. Und erst der Service! Da sie, aus welchen unerfindlichen Gründen auch immer, die einzige in diesem durch einen Vorhang abgeteilten Bereich war, hatte sie eine Stewardess ganz für sich alleine. „Reich sein bringt wirklich jede Menge Annehmlichkeiten mit sich“, dachte sie, während sie ein Glas echten Champagner trank.

Der Bauleiter der Münchener Firma holte sie am Flughafen ab und fuhr sie zum Hotel. „Ich rufe sie in zwei Tagen an und hole sie zu einer ersten Besichtigungsfahrt ab“, sagte er, als er sich von ihr verabschiedete.

Das Hotel lag traumhaft schön auf einer Klippe, und sie hatte von ihrem Balkon aus einen herrlichen Ausblick auf das Meer. Das Zimmer war wegen der großen Fensterfront zum Balkon hin sehr hell. Und es war sehr groß und mit geschmackvollen, anscheinend von Hand gefertigten, spanischen Möbeln eingerichtet. Als sie die wenigen Sachen, die sie mitgenommen hatte, ausgepackt und eingeräumt hatte, ließ sie sich auf das große Bett fallen, schloss die Augen und genoss die Stille.

Und dann dachte sie an Herrmann, diesen gütigen, älteren Mann mit der unglaublichen Geschichte, der ihr das ermöglicht hatte. Und sie fragte sich, ob sein

Charakter sich in den letzten zwanzig Jahren wirklich gewandelt hatte. Denn - im Gegensatz zu den „öffentlichkeitswirksamen Auftritten“ von Hartmut – hatte sie von keiner Seite Berichte aus der Vergangenheit über „Skandälchen“, schon gar nicht über Skandale gehört. Natürlich würde er, da er ja nie geheiratet hatte, „Frauengeschichten“ gehabt haben, aber diese mussten unter dem Ausschluss der Öffentlichkeit sehr diskret stattgefunden haben.

Und, so weit sie das einschätzen konnte, schien er von allen in seiner Umgebung nicht nur respektiert, sondern auch geachtet und von manchen sogar bewundert zu werden.

Was sie sich allerdings vorstellen konnte, war, dass er, als er irgendwann nach seiner Rückkehr angefangen hatte, über sein vorheriges Leben nachzudenken, für sich entschieden hatte, dass aus dem halt- und gewissenlosen Sohn und Erben eines großen Vermögens ein Mann werden wollte, für den allein das Wissen um die „Macht des Geldes“ ausreichte, um zufrieden zu sein.

Am frühen Abend fuhr sie mit dem Aufzug – einen Weg gab es nicht – vom Hotel aus hinunter zum Strand. Er war viel breiter, als es von oben ausgesehen hatte, und wirkte, obwohl er durch steile Felswände links und rechts begrenzt war und für jeden der dreißig Gäste Liegestühle und Sonnenschirme aufgestellt waren, nicht überfüllt. Die Sonnenschirme waren, weil sie in der milden Abendsonne nicht mehr benötigt wurden, schon alle zusammengeklappt worden und es waren nur noch wenige Gäste da. Madeleine legte ihr Strandlaken ein paar Meter vom Meer entfernt in den weißen Sand, legte sich darauf, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, sah in den wolkenlosen Abendhimmel, hörte den Wellen zu, wie sie am Saum knirschend den Sand vor sich her schoben, und wartete darauf, dass sich der Himmel rosa färben und die Sonne untergehen würde.

\*\*\*\*\*

Der Bauleiter holte sie, wie versprochen, am dritten Tag ab, und Madeleine genoss die Fahrt durch die Landschaft und war erstaunt darüber, was sich hinter dem Begriff „Finca“ so alles verbarg. Es waren eigentlich alles kleine Villen mit großen Terrassen, Garagen, einem Swimmingpool und einem weitläufigen Garten mit Palmen und vielen blühenden Pflanzen. Auch wenn die meisten noch nicht fertiggestellt waren, konnte sie sich doch vorstellen, wie schön es sein musste, hier seine Zeit zu verbringen. Und sie überlegte auch, wie lange sie sparen müsste, um sich ein solches „Häuschen“ leisten zu können.

Der Bauleiter versuchte mit ihr zu flirten, gab es aber bald auf, weil sie auf keine seiner Bemerkungen oder Blicke einging, sogar manchmal sehr schroff reagierte.

Nachdem sie zwei Wochen lang dieses Leben zwischen Hotel, Strand und gelegentlichen Hausbesichtigungen genossen hatte, sogar einmal in der Hauptstadt der Insel die Geschäfte ausgiebig nach Kleidern, Schuhen und Handtaschen „durchsucht“ hatte und auch in bescheidenem Ausmaß fündig geworden war und sie sich langsam gedanklich schon auf den Tag der Abreise vorbereitete, blieben ihre Augen abends im Badezimmer plötzlich an dem fetten, blauen Aufdruck „Für Hygieneartikel“ des Plastikbeutels neben der Toilette hängen. Und dann erschrak sie, weil ihr einfiel, dass sie in dem ganzen gedanklichen Durcheinander vor ihrer Abreise und der in Ibiza einsetzenden Distanz vergessen hatte, dass sie eine Frau war. Natürlich war es schon manchmal so gewesen, dass „ihre Tage“ ausgeblieben waren. Und es hatte sich bisher immer als Fehlalarm herausgestellt. Aber jetzt? Als sie dann im Bett lag und versuchte einzuschlafen, kreisten ihre Gedanken unaufhörlich um die Frage: „Was wäre, wenn?“ – und sie fand keine Antwort. Nachdem sie ein paar Stunden grübelnd wach gelegen hatte, stand sie auf und „plünderte“ die Minibar. Als sie merkte, dass auch das nichts half, ging sie an den Strand, legte sich auf eine Liege, starrte in den tiefblauen Nachthimmel, versuchte, die Sterne zu zählen, und sie sehnte sich eine Sternschnuppe herbei, damit sie sich etwas wünschen könnte.

Irgendwann zwischen dem Zählen und dem Wünschen schlief sie ein.

Die restliche Zeit ihres Aufenthalts bis zu ihrem Rückflug nach Deutschland verlief vor allem deshalb nicht mehr so angenehm, weil sich die innere Unruhe mit jedem Tag steigerte, an dem das nicht passierte, was sie sich immer ungeduldiger herbeisehnte: die Mitteilung der Natur, dass alles in Ordnung sei.

Das Flugzeug landete abends in München, und sie ließ sich mit einem Taxi zu ihrem Appartement fahren. Während sie noch auspackte und ihre „neuen Schätze“ in den Schränken verstaute, beschloss sie, um der lähmende Ungewissheit ein Ende zu bereiten, am nächsten Tag zu ihrem Gynäkologen zu gehen und sich untersuchen zu lassen.

Freundlich lächelnd teilte ihr dieser – nachdem er sie untersucht hatte und auch die Ergebnisse einer Blutanalyse vorlagen – mit: „Ich gratuliere Ihnen, sie sind schwanger. Ihren eigenen Angaben zufolge sind sie wohl irgendwo zwischen der dritten und fünften Woche.“ Er schien das Entsetzen in ihrem Gesicht bemerkt zu haben und fragte wohl deshalb: „Freuen sie sich denn gar nicht?“ Madeleine brachte nur ein „Doch, doch“ heraus, und dann verabschiedete sie sich hastig und ging. Der Arzt rief ihr noch nach: „Kommen sie doch nächste Woche wieder vorbei!“

Wieder zu Hause, dachte sie über die Konsequenzen nach. Eine Abtreibung, darin war sie sich sicher, würde sie nicht vornehmen lassen. Wenn sie das Kind also

austragen würde, was müsste sie dann alles in ihre Überlegungen mit einbeziehen? Ihr war klar, dass sie, bevor die körperlichen Veränderungen sichtbar und damit der Aufmerksamkeit vor allem der weiblichen Belegschaft nicht entgehen würden, in ihrem eigenen Interesse kündigen musste, weil sie das tägliche Spießrutenlaufen und die Nachrichten des „Dschungeltelefons“ nicht aushalten könnte.

Gut, sie konnte bis dahin noch ein paar Tausend Mark auf die Seite legen, vielleicht bis zum Mutterschutz auch noch ein paar Monate arbeiten gehen, wenn Herrmann – da war sie sich eigentlich sicher – ihr eine neue Stelle besorgen würde, in der sie zwar sicher weniger verdienen würde, aber immer noch mehr, als ihre Eltern zusammen. Und dann?

Irgendwie verweigerte ihr Kopf das logische Nachdenken über das, was dann folgen könnte, und ihre Gedanken „bissen“ sich in der für sie grauenhaften Vorstellung fest, dass das sorgenfreie Luxusleben, das sie bisher, ohne weiter darüber nachzudenken, in vollen Zügen genossen hatte, vorbei sein würde, endgültig.

Und dann kroch ihr die Angst unter die Haut, die Angst vor dem Absturz in ein Leben, dem sie glaubte, endgültig entronnen zu sein, nachdem sie sich in ihrem neuen Leben eingerichtet hatte: Ein Leben mit Zukunftsangst, nicht nur für sich, sondern auch für das Kind, ein Leben mit unangenehmen Abhängigkeiten, letztendlich ein Leben wie das der „grauen Büromäuse“, auf die sie – und das fiel ihr jetzt auf – eigentlich immer geringschätzig herabgesehen hatte.

Sie erinnerte sich plötzlich an eine Szene in einem Schwarz-Weiß-Film, in dem eine junge Frau durch einen Gang lief, aus dessen Wände plötzlich viele Hände herauswuchsen, die alle nach ihr griffen. Und sie erinnerte sich auch daran, wie sie im Kino panisch die Hände vors Gesicht geschlagen hatte, weil sie den Anblick nicht ertragen konnte. Und dann änderte sich das Bild, und sie sah, wie die Büromäuse zu Ratten mutierten, die von allen Seiten auf sie zuliefen, sah wie sie ihre Mäuler aufrissen, ihre spitzen Zähne zeigten und sie hörte, wie sie kreischten und lachten.

Nein, sie konnte und wollte nicht zurück in ein Leben, das so sein würde wie das ihrer Kindheit und Jugendzeit!

Und doch: Erst einmal war sie auf Herrmanns Großzügigkeit angewiesen. „Ob er ihr weiter das Appartement zur Verfügung stellen würde? Ob er ihr eine Stelle besorgen würde? Ob er sie unterstützen würde?“ – Sie konnte nur hoffen.

Und Hartmut? So, wie sie ihn jetzt wieder einschätzte, würde er alles versuchen, um so wenig wie möglich für das Kind zu bezahlen, sofern überhaupt. Wahrscheinlich würde er mit Hilfe seiner Anwälte sogar so weit gehen, die Vaterschaft überhaupt anzuzweifeln, mit dem Hinweis auf ihren zweifelhaften Ruf als ehemalige Freundin eines Vergewaltigers und Diebes.

Wer war überhaupt der Vater?

Es musste Hartmut sein. Auch deswegen, weil ja absolut nicht klar war, ob in der Nacht, als sie bei Herrmann Zuflucht gesucht hatte, überhaupt etwas passiert war. Und wenn doch, dann waren die Chancen, dass ausgerechnet er der Vater sein könnte, um ein Vielfaches geringer, eigentlich minimal – oder gar nicht vorhanden, weil Hartmut ja jung war und Herrmann doch schon sehr alt. Und dann konnte sie es sich überhaupt nicht vorstellen, mit Hartmut zu reden. Wie sollte sie das anstellen, was sollte sie sagen?

Was am Ende blieb, war das totale Chaos der Gedanken.

\* \* \* \* \*

Als sie am nächsten Tag den Aufzug verließ und auf das Vorzimmer zuing, braungebrannt und dem Anschein nach gut erholt, glaubte sie zu spüren, wie sich die neidischen Blicke der weiblichen „Büroarmada“ in ihren Rücken bohrten. Ihre „Urlaubsbräune“ verhinderte allerdings, dass man sehen konnte, wie übernächtigt und innerlich angestrengt sie eigentlich war, weil sie kaum geschlafen hatte und immer noch nicht wusste, wie sie Herrmann, aber vor allem Hartmut – falls der wider Erwarten auftauchen sollte – begegnen und vor allem, was sie sagen sollte.

Herrmann musste schon vor ihr in sein Büro gekommen sein, denn, als sie sich gedankenverloren an ihren Schreibtisch setzte, hörte sie, wie hinter ihr die Tür aufging. „Schön, dass du wieder da bist, Madeleine. Hast du dich wenigstens ein bisschen erholt?“ Madeleine wagte es nicht, sich nach ihm umzudrehen und schaute erst hoch, als er neben ihrem Schreibtisch stand. Und sie hörte sich „Ja doch“ sagen und dann „Hast du Zeit? Wir müssen reden!“

Herrmann erwiderte nur: „Komm!“, und ging ihr voraus in sein Büro.

Nachdem sie sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch gesetzt hatte, dauerte es eine Weile, bis sich das Schweigen, das den Raum immer mehr füllte, auflöste, weil sie endlich in der Lage war, zumindest den einen Satz aus sich herauszuquälen: „Ich bin schwanger.“

Und dann sah sie mit Entsetzen, wie Herrmann blass wurde, sich mit der Hand an den Hals griff und anfang, schwer zu atmen. Bevor sie begriffen hatte, was da passierte, öffnete er eine Schublade, holte ein Tablettenröhrchen heraus, nahm eine Tablette und warf sie in ein Glas, das auf dem Schreibtisch stand. Dann füllte er das Glas mit Mineralwasser und kippte den gesamten Inhalt hinunter. Und dann lehnte er sich zurück und flüsterte heiser: „Tut mir leid, Madeleine, ich habe seit einiger Zeit manchmal Probleme, aber es geht gleich vorbei.“ Dann schwieg er wieder. Als sich seine Gesichtsfarbe wieder normalisiert und die Atmung wieder flacher geworden war, beugte er sich wieder nach vorne, legte die Arme auf den

Tisch, faltete die Hände und sagte: „Der Teufel sch...“, führte den Satz aber nicht zu Ende, weil er damit rechnen konnte, dass Madeleine wusste, wie er lautete. Und dann sagte er: „Alkohol in Mengen muss für dich jetzt wohl tabu sein. Und ich sollte wohl auch nüchtern bleiben, weil du sicher erwartest, dass ich nachdenken soll. Geh fürs erste ins Vorzimmer zurück und versuch, etwas zu arbeiten, oder tu zumindest so, als ob, und dann verlass das Haus, wenn die anderen auch gehen. Ich hoffe, dass mir bis heute Abend irgendwas einfällt. Und ich werde dann zu dir kommen und wir werden darüber reden.“  
Madeleine erhob sich, ohne etwas zu sagen, und ging.

\* \* \* \* \*

Im Wohnzimmer des Appartements saß Herrmann erst einmal schweigend einer ebenso schweigsamen Madeleine gegenüber. Dann fragte er: „Willst du das Kind behalten?“, und Madeleine antwortete: „Ja, auf jeden Fall!“  
Auf seine nächste Frage: „Und wie hast du dir deine Zukunft vorgestellt?“, antwortete sie mit einer Beschreibung der chaotischen Bilder ihrer Gedankenwelt der letzten Nacht.

Herrmann sah sie nur ernst an und sagte erst einmal längere Zeit wieder nichts. Und dann sagte er: „Wenn ich dich richtig verstanden habe, möchtest du auf das Leben, an das du dich gewöhnt hast, seit du hier bist, nicht verzichten, und du möchtest auch, dass dein Kind in diesem Leben und nicht in einem anderen aufwächst. Und ich habe wohl auch verstanden, dass du Angst davor hast, dass dein zukünftiges Leben so farblos, eigentlich nur grau, aussehen würde, wie du dir deine Kinder- und Jugendzeit jetzt zurechtmalst – entschuldige, wenn ich dir das so direkt und in aller Deutlichkeit sage.

Und dann hast du Angst davor, mit Hartmut zu reden.

Und du hast Angst vor seinen möglichen Reaktionen.

Mir sind, als ich heute im Büro über diese Situation nachgedacht habe, einige Möglichkeiten eingefallen, wie man damit umgehen könnte. Jede dieser Möglichkeiten setzt allerdings voraus, dass du damit nicht nur einverstanden bist, sondern auch bereit bist, die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, zu tragen. Ich könnte dich adoptieren, aber ich glaube kaum, dass deine Eltern damit einverstanden wären, Hartmut übrigens auch nicht, und du müsstest mit seiner lebenslangen Feindschaft rechnen. Obwohl, du bist, was deine Entscheidung angeht, von Hartmut nicht wirklich abhängig, und du bist volljährig, also könnten weder Hartmut noch deine Eltern das verhindern. Aber du wirst hoffentlich klug genug sein, sie nicht für immer verlieren zu wollen, zumal du nicht vergessen solltest, dass sie es ja waren, die dir den Zugang zu der Welt, die du so sehr liebst, ermöglicht haben.

Solltest du dich dafür entscheiden, das Kind alleine groß zu ziehen, dann kannst du sicher mit meiner Unterstützung rechnen, aber sie wird – auch wenn du das vielleicht hart findest - so bemessen sein, dass du über kurz oder lang auch auf eigenen Füßen stehen musst, weil ich aus meinem Leben gelernt habe, dass ein „Madendasein“ nicht unbedingt glücklich macht. Meine Unterstützung würde sich deshalb, so unfair es für dich auch klingen mag, nur darauf erstrecken, dass du von Armut verschont bleibst, nicht aber den Lebensstandard garantieren, den du jetzt hast.

Und ich kann mit Hartmut reden und eine Begegnung in meinem Büro vereinbaren, einem Ort, an dem er sich zusammenehmen muss und an dem du vor jeglichen Gefühlsausbrüchen sicher bist. Ich schließe die Möglichkeit nicht aus, dass er, wenn er die Neuigkeit erfährt, vielleicht doch einmal sein bisheriges Leben gründlich überdenkt und das als eine Chance sieht, aber sicher bin ich mir da nicht. Was du aber auch vorher wissen musst, ist, dass ich in der Zeit, in der du auf Ibiza warst, Hartmut schon gründlich geärgert habe, indem ich ihn dazu gezwungen habe, von heute auf morgen das Penthouse zu räumen und in ein Haus in Grünwald umzuziehen.

Mehr habe ich nicht zu sagen, und ich werde dich jetzt verlassen, damit du anfangen kannst, darüber nachzudenken. Zuviel Zeit hast du nicht, zumal du ja auch noch arbeiten musst. Ich würde aber sagen, dass es angemessen ist, wenn du mir vor dem Wochenende Bescheid gibst, wie du dich entschieden hast.“  
Er lächelte, stand auf und ging.

\* \* \* \* \*

Madeleine ging am Freitag zu Herrmann ins Büro und teilte ihm mit, dass sie gern in seinem Beisein mit Hartmut reden würde. Und Herrmann erwiderte nur: „Dann am Montag um acht in meinem Büro“, bevor er sich wieder den Akten widmete, die vor ihm lagen.

Sie wollte sich schon umdrehen und gehen, da blickte er noch einmal auf: „Warte noch einen Augenblick, vielleicht sollte ich dir doch noch ein wenig mehr über Hartmut erzählen, wie er so war, als Kind, als Jugendlicher und als junger Erwachsener. Ich habe lange überlegt und bin zu dem Entschluss gekommen, dass es vielleicht unfair dir gegenüber wäre, wenn ich dir wesentliche Details aus seinem früheren Leben vorenthalten würde. Deinen Reaktionen nach zu schließen, habt ihr euch wohl nie darüber unterhalten. Setz dich! Willst du ein Glas Wasser?“  
Madeleine verneinte, setzte sich aber in den Besuchersessel vor seinem Schreibtisch und sah ihn erwartungsvoll an.

„Also, zuerst einmal, wenn ich ehrlich bin, weiß ich vieles nicht, weil ich es selbst erlebt habe, sondern weil ich es nur aus zweiter Hand oder sogar nur durchs

Hörensagen erfahren habe. Was ich damit ausdrücken will, ist, dass ich mich eigentlich so gut wie gar nicht um ihn gekümmert habe. Ich hatte immer viel zu tun und konnte mit dem kleinen Kind, das ich aus Argentinien mitgebracht hatte und für das ich eigentlich keine besonderen Gefühle hegte, nichts anfangen. Ich war ein Mann, und ich war von einem Kindermädchen erzogen worden und habe immer geglaubt, dass ein Kind „Frauensache“ sei. Natürlich hat der Kleine alles gehabt, was ein reiches Elternhaus bieten konnte. Aber damit allein schien er nicht zufrieden zu sein, denn er fing schon mit drei Jahren an, seine Spielsachen zweckentfremdet als Wurfgeschosse gegen Menschen zu benützen, wenn er nicht das bekam, was er gerade wollte. Die Trefferquote war anfangs nicht sehr hoch, wurde aber immer besser, je älter er wurde, und die Gegenstände wurden auch beliebiger. Dazuhin entwickelte er eine bemerkenswerte Ausdauer im Schreien, und irgendwann fing er sogar an zu treten, zu schlagen und zu beißen. Da ich auf Grund eigener Erfahrung der Meinung war, dass Schläge kein Mittel der Erziehung sein sollten, hatte ich das dem Personal verboten und mich auch selbst immer daran gehalten. Der Junge ließ sich aber durch nichts beeindrucken, versprach, wenn man mit ihm redete, immer sofort, dass er so etwas nie wieder tun würde, aber das war schon kurze Zeit später vergessen. Das führte dazu, dass es bald kein Kindermädchen länger als ein paar Monate aushielt und kündigte. Schließlich stellte ich eine schon etwas ältere Frau ein, die ungefähr so groß war wie ich und vor der er anscheinend allein auf Grund dieser körperlichen Überlegenheit so viel Respekt hatte, dass er seine „Wurfübungen“ und auch seine körperlichen Attacken einstellte. Und er hörte auch auf zu schreien, nachdem diese ihn mehrmals sofort in sein Zimmer geführt hatte, sich dort laut lachend vor ihn gestellt hatte und so lange geblieben war, bis er aufgehört hatte. Wenn er dann wieder anfang, wenn sie das Zimmer verließ, hatte sie sich einfach umgedreht und war zurückgekommen. Er schien sich beruhigt zu haben, aber das war nur eine Scheinruhe, denn als er in die Schule kam, fing er nicht nur wieder an, mit Gegenständen zu werfen, sondern trat und schlug blindwütig aus nichtigem Anlass nicht nur Mitschüler, sondern auch Lehrer. Ich musste ihn deshalb noch vor dem Ende des ersten Schuljahres von der Schule nehmen und auf ein Internat schicken, das dafür bekannt war, gegen zu dieser Zeit erstaunlich hohe Schulgebühren auch mit schwierigen Jungen fertig zu werden. Allerdings waren auch die Klassen sehr klein. Keine hatte mehr als zwölf Schüler. Die wichtigste Erziehungsmaßnahme dieser Schule war die tägliche körperliche Belastung der Schüler mit mehreren, über den Schultag hinweg verteilten Sportstunden, die auf schuleigenen Sportstätten stattfanden.

Die Lehrer waren sehr konsequent und bestrafte sogar die kleinsten Regelverstöße zuerst mit vermehrten Aufgaben, die alle kontrolliert wurden, dann gab es Zimmerarrest und schließlich Ausgehverbot. Bei besonders schweren Vergehen

wurde der Schüler vom Unterricht suspendiert und musste einen ganzen Tag lang allein in einem Zimmer, das nur einen Tisch und einen Stuhl enthielt, Aufgaben für die Fächer bearbeiten, die er an diesem Tag gehabt hätte. Und dann gab es noch die „Sippenhaft“. Wenn zum Beispiel einer von vier Schülern, die in einem Zimmer wohnten, nicht ordentlich aufgeräumt hatte, dann mussten alle beim Aufräumen helfen und bekamen zusätzlich noch Küchendienst verordnet. Hartmut hatte - den schriftlichen Berichten nach, die vierteljährlich bei mir eingingen – nur einmal, ganz am Anfang versucht, sich nach seinem „Erfolgsmuster“ zu verhalten. Er hat später zu Hause erzählt, dass er aus Wut in einer Pause auf einen Mitschüler losgegangen wäre. Daraufhin hätten ihn zwei ältere Schüler, die Ordnungsdienst hatten, gepackt und ihm auf dem Weg zum Rektor gedroht, sie würden ihn verprügeln, wenn er das noch einmal versuchen würde. Er war immerhin so intelligent, dass er diese Drohung ernstnahm und für den Rest seines Aufenthalts nie vergaß. In allen Ferien, die er in der Villa verbrachte, gab es erstaunlicherweise nie wieder irgendwelche „Ausfallerscheinungen“.

Als er mit dem Abitur in der Tasche die Schule verließ, habe ich eigentlich geglaubt, dass er nun ein ganz normaler junger Mann sei. Ich hatte mich gründlich geirrt.

Da er während der Schule bereits seinen Führerschein gemacht hatte, schenkte ich ihm zur Belohnung einen knallig roten Opel Manta, der gerade ziemlich neu auf dem Markt und bei jungen Leuten ziemlich begehrt war. Hartmut war begeistert, weil er damit, seinen Worten nach, in seiner Clique der „King“ war. Doch nach ein paar Wochen starb dieses „Kingmobil“ einen kläglichen Tod auf einem Acker, nachdem es aus einer Kurve heraus einen Baum gestreift, durch einen kleinen Schuppen „gebrettert“ und schließlich in den Furchen des Ackers gelandet war. Hartmut - mit zerrissener Kleidung und ziemlich verschrammt, aber ohne größere Verletzungen - hatte mich am frühen Morgen aus dem Bett geholt und hatte mir durch eine Wolke von Alkohol hindurch noch mitgeteilt: „Karre kaputt, Acker nicht weit weg, geh jetzt pennen“, bevor er in sein Zimmer wankte. Ein Anwalt hat das noch am selben Tag mit dem Bauern persönlich geregelt. Es war ein teurer Spaß, weil der Bauer sehr schnell begriffen hatte, dass allein die Bitte, den Vorfall nicht der Polizei zu melden, viel Bares wert war. Er verlangte dann noch Geld für einen neuen Schuppen, Schmerzensgeld, weil der Schuppen ein Andenken an seinen Vater wäre, sowie Arbeitslohn für das Umpflügen des Ackers und für das Entfernen des Blechhaufens. Dafür schleppte er aber auch das Autowrack vom Acker zu der Villa. Den Schuppen ließ er übrigens so, wie er war, und nagelte nur das „Einfahrtsloch“ mit ein paar alten Brettern notdürftig zu.

Als Harald wieder nüchtern war und ich ihn deshalb zur Rede stellte, hörte er sich mit gesenktem Kopf alles an und versprach Besserung. Aber irgendwie schien er begriffen zu haben, dass ich - um den Namen Cronenburg vor unliebsamen Schlagzeilen zu schützen - bereit war, sehr viel zu tun.

Für ihn stellte sich wohl damals nur die Frage, wie weit er gehen könnte. Und die Suche nach einer Antwort darauf schien ihm Spaß zu machen.

Seine Clique bestand übrigens aus Söhnen und Töchtern ebenfalls sehr wohlhabender Eltern, die alle ein Problem hatten: „Was können wir tun, um der tödlichen Langeweile des Wohlstands zu entfliehen?“ Und sie suchten - vereint in ihrer Verzweiflung, die sie befiel, weil sie nicht wussten, wie sie das großzügig bemessene Taschengeld möglichst schnell unter die Leute bringen konnten - nach immer neuen Möglichkeiten der Bewusstseinsweiterung und auch neue Herausforderungen. Und sie fanden Kokain, LSD und Shit. Und sie veranstalteten zum Beispiel nachts Autorennen auf einsamen Landstraßen oder verprügelten betrunkene Obdachlose in Parks.

Was sie sonst noch alles auf dieser Suche gefunden oder getan haben, weiß ich bis heute nicht. Ich weiß nur etwas über die Vorfälle, wo etwas so schiefgegangen war, dass ich mit Geld und Beziehungen helfen durfte.

In dieser Clique schien Hartmut auch seine persönliche Note für den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht entwickelt zu haben. Für ihn gab es eigentlich ab einem gewissen Zeitpunkt nur noch „Schlampen“, das waren die, die sich ihm an den Hals warfen, oder „blöde Zicken“, das waren die, die das nicht taten.

Sein Jurastudium an der Uni in München dauerte nicht einmal ein Semester. Nachdem er in einer Vorlesung betrunken den Professor mehrmals mit „Arschloch“ und noch schlimmeren Schimpfwörtern titulierte und eine Bierflasche nach ihm geworfen hatte, bekam er Hausverbot und musste sie verlassen.

Ich schickte ihn dann auf eine private Hochschule in der Schweiz, wo er meines Wissens und den Rechnungen zufolge mehr Urlaub machte, als zu lernen. Von dort kam er nach drei Jahren mit einem Diplom zurück, das auch ziemlich teuer war. Und jetzt kannst du mir viele Vorwürfe machen, du kannst mir auch Versagen auf der ganzen Linie vorwerfen, und ich kann dir entgegen, dass ich, weil ich mich erkundigt habe, weiß, dass die meisten aus seiner Clique irgendwann ihr Leben geändert haben, zumindest nach außen hin. Vielleicht weiß ich aber zu wenig über das, was nicht nach außen dringt. Hartmut ist übrigens, nachdem er aus der Schweiz zurückkam und ich ihm immer mehr Aufgaben in der Holding gegeben habe, ein guter Manager geworden. Allerdings habe ich mich um sein Privatleben nicht gekümmert, auch deswegen nicht, weil es dazu aus meiner Sicht keine Veranlassung dazu gab. Das hat sich geändert. Und auch du kannst deine Meinung jetzt noch ändern. Willst du?“

Madeleine sah ihm in die Augen, senkte dann den Kopf und erwiderte: „Nein, obwohl oder vielleicht auch, weil ich weiß, dass die Konsequenzen dieser Entscheidung, nach dem, was du erzählt hast, zu einem Drahtseilakt führen könnten.“

Und dann erhob sie sich schnell und sagte beim Hinausgehen noch: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt – altes Sprichwort, Herrmann.“

\* \* \* \* \*

Der Montag kam für Madeleine schneller, als sie es sich gewünscht hatte. Sie war schon kurz vor acht in Herrmanns Büro gegangen, und der hatte sie stehend empfangen, auf seine Armbanduhr geschaut und nur gesagt: „Ich bin gespannt, ob er das erste Mal in seinem Leben wirklich pünktlich ist.“ Und dann ging tatsächlich die Tür auf.

Hartmut kam auf Madeleine zu, gab ihr einen Kuss auf die Wange und sagte: „Herrmann hat mir erzählt, dass du schwanger bist. Und was nun?“

Madeleine sah ihn lächelnd an, sah, dass er lächelte, und antwortete: „Sag du`s mir!“

\* \* \* \* \*

Irgendwie schien die Welt wieder in Ordnung zu sein! Auch noch am nächsten Tag, als er sie schon am ihrem Schreibtisch erwartete. Er hatte ein rotes Seidentuch in der Hand und bat sie darum, ihr die Augen verbinden zu dürfen. Dann führte er sie in Herrmanns Büro. Als er ihr das Tuch wieder abnahm, stand sie vor Hermanns Schreibtisch und sah von diesem nur das lächelnde Gesicht, denn der Rest wurde von einem riesigen Strauß langstieliger roter Rosen in einer Glasvase verdeckt. Bevor sie sich von ihrer Überraschung erholen konnte, holte Hartmut, der sich neben die Blumen gestellt hatte, ein kleines Samtkästchen aus seiner Anzugtasche, öffnete es, hielt es ihr vor sie hin und sagte: „Geliebte Madeleine, ich möchte hiermit um deine Hand anhalten. Bitte heirate mich. Und ich verspreche dir, in Gegenwart meines Vaters, des besten Zeugen, den du dir wünschen kannst, dass ich dir in Zukunft ein treusorgender Ehemann und unserem Kind ein guter Vater sein werde.“ Madeleine war sprachlos, sah über die Rosen hinweg Herrmann an, dann Hartmut und dann den Inhalt des Kästchens, einen Ring mit einem funkelnden Diamanten in einer Größe, wie sie sie vorher noch nie gesehen hatte. Hartmut nahm den Ring, dann ihre linke Hand, schob ihn auf den Ringfinger und sagte: „Wie du sehen kannst, passt wie angegossen.“ Madeleine sah auf den Ring, dann Hartmut in die Augen und dann umarmte sie ihn und flüsterte ihm ins Ohr: „Meine Antwort ist „Ja“, ich will“, und dann hielt sie sich an ihm fest.

Und die Welt schien auch an den folgenden Tagen in Ordnung zu sein.

\* \* \* \* \*

Hartmuts Verhalten bis zu ihrer Hochzeit und auch während der prunkvollen Veranstaltung mit den vielen Gästen war tadellos gewesen, so als ob es nie Probleme zwischen ihnen gegeben hätte.

Die von Herrmann inszenierte Hochzeit war eine Abfolge von Träumen in Weiß. Hartmut hatte sich als geduldiger Zuschauer bei der Auswahl des Hochzeitskleides erwiesen, einem mit echten Perlen bestickten Traum aus weißer Seide. Die Kutsche, mit der sie vom Standesamt zu einer Anlegestelle am See fuhren, wurde von zwei weißen Pferden gezogen. Und an der Anlegestelle wartete ein großes, weißes Schiff, das die Hochzeitsgesellschaft zur nächsten Überraschung brachte. Das Schiff legte in Berg an und von dort aus ging es zur im Sonnenlicht strahlenden Votivkapelle<sup>25</sup>. Wie es Herrmann gelungen war, diese Kapelle überhaupt und dazu noch für eine evangelische Trauung zu bekommen, war eines seiner vielen Geheimnisse. Danach ging es zurück aufs Schiff, wo dann die eigentliche Feier mit dem Hochzeitswalzer begann. Beendet wurde der Tag mit einem luxuriösen Gartenfest vor der Villa.

\* \* \* \* \*

Die Bilder vom Innenraum der Kapelle blieben Madeleine aber unvergesslich, auch deswegen, weil sie sich, als Harald vom Internat auf der Insel nach München zurückkam und ihr etwas über seine neuen Vorstellungen von seinem zukünftigen Leben erzählte, an das Leben Ludwigs II<sup>26</sup>. erinnerte. Und sie hatte sich danach gefragt, ob die Entwicklung Haralds vielleicht schon damals durch die Gedanken an das Schicksal dieses Königs beeinflusst worden war, die ihr beim Betreten der Kapelle unwillkürlich gekommen waren.

\* \* \* \* \*

Madeleine kehrte nach der Hochzeit nicht mehr in ihr Appartement zurück, sondern blieb mit Hartmut zusammen im Seitenflügel der Villa, dessen

---

<sup>25</sup> Die Votivkapelle wurde zu Ehren König Ludwigs II. oberhalb der Stelle errichtet, wo dieser 1886 unter mysteriösen Umständen im Starnberger See ertrunken war.

<sup>26</sup> Der „Märchenkönig“ war schwul. Umschrieben wird das immer mit: „Er liebte es, junge Burschen um sich zu haben.“ So kann der Kult um den „Kini“, der die Staatsfinanzen mit dem Bau der Touristenattraktion Schloss Neuschwanstein ruiniert hatte, problemlos vermarktet werden.

„familiengerechten“ Umbau Herrmann sofort nach ihrem „Ja“ in Auftrag gegeben hatte. Sie hatte zunächst weitergearbeitet, auch, weil es ja keinen Grund mehr für ihre „Horrorvorstellungen“ gab, im Gegenteil. Die Blicke, die sie auf ihrem täglichen Gang ins Vorzimmer verfolgten, waren zuerst nur von Neid erfüllt, weil sie nun die Ehefrau des Sohns des „großen Herrmann“ war, und dann, als ihre Schwangerschaft immer deutlicher zu sehen war, voller Bewunderung, weil sie es ja eigentlich gar nicht mehr nötig hatte zu arbeiten und trotzdem Tag für Tag erschien, um ihre Nachfolgerin einzuarbeiten. Und dann war da noch dieser Ring mit dem großen Stein, auf den alle verstohlen blickten, wenn sie an den Schreibtischen vorbeiging.

Hartmut musste „leider“ sofort nach dem Fest auf eine unaufschiebbare längere Geschäftsreise und war anschließend damit beschäftigt, deren Ergebnisse in mehreren „Nachtschichten“ aufzuarbeiten. Er schlief deshalb auf der Couch in seinem Büro, mit der weiteren Begründung, dass seine schwangere Frau ihren Schlaf bräuchte und er darauf Rücksicht zu nehmen hätte, weil sie ja bis jetzt auf Grund der Umbaumaßnahmen im Seitenflügel nur ein Schlafzimmer hätten.

Was zunächst einmal ebenfalls wegen der dringenden Geschäfte ausfiel, war die geplante Hochzeitsreise. Beide hatten, als sie sich vor der Hochzeit darüber unterhalten hatten, geschwankt, ob es denn ein romantischer Aufenthalt in Venedig oder ein feuriges Karibik-Voodoo-Zauber-Erlebnis werden sollte. Erst einmal wurde sie aus den verschiedensten Gründen immer wieder verschoben, und dann geriet sie endgültig in Vergessenheit.

Was bei Hartmut auch sehr schnell, eigentlich schon am Tag nach der Hochzeit, in Vergessenheit zu geraten schien, war, dass er eine Frau geheiratet hatte. Nachdem Madeleine ihn offen auf seine Enthaltensamkeit angesprochen hatte, bekam sie die – aus ihrer Sicht erst einmal kaum glaubhafte – Antwort, dass er Angst davor habe, in einer leidenschaftlichen Situation die Kontrolle zu verlieren und dass dann dem Kind etwas passieren könne. Er versicherte ihr aber, dass Küsse und Berührungen in der Öffentlichkeit natürlich kein Problem wären. Madeleine fand das mehr als befremdlich, fragte dann aber ihren Gynäkologen. Und der versicherte ihr, dass so etwas bei werdenden Vätern häufig vorkommen würde und dass sie einfach Geduld haben müsse, denn das würde sich schon irgendwann, spätestens aber nach der Geburt, geben. Diese Antwort gefiel ihr zwar nicht, aber sie beruhigte sie doch ein wenig. Die Wochen vergingen. Sie verdrängte, was anscheinend nicht zu ändern war, und dachte vor allem an ihre Arbeit und freute sich darüber, dass es dem werdenden Cronenburg anscheinend gut ging. Nachdenklich machte sie, dass sie sich zwar mit

Herrmann öfters darüber unterhielt, dass aber Hartmut sehr schnell das Thema zu wechseln versuchte, wenn sie davon anfang. Es schien beinahe so, als ob er gar kein Interesse an der Entwicklung des Kindes hätte. Sie unterdrückte aber ihre aufkeimenden Fragen, indem sie für sich selbst sein Verhalten als Auswirkung des Enthaltensamkeitsproblems interpretierte.

Nachdem der Umbau fertig war, hatte ihr Zuhause wieder ein wohl geordnetes Innenleben. Im Erdgeschoss war neben dem großen Wohnzimmer ein Esszimmer mit einer sehr modernen offenen Küche eingerichtet worden. Der erste Stock enthielt ein geräumiges Bad, ein Schlafzimmer und das Kinderzimmer. Bad und Kinderzimmer waren durch neu eingebaute Türen vom Schlafzimmer aus auch direkt erreichbar. Im nun ausgebauten Dachgeschoss waren für Hartmut ein Arbeitszimmer und ebenfalls ein Schlafzimmer eingerichtet worden. Hartmut schien sehr erfreut darüber zu sein, weil er, wie er sagte, nun weniger oft das Haus in Grünwald benutzen müsse.

Die Monate vergingen und Madeleine hatte sich stillschweigend damit abgefunden, dass Hartmut sich gleichbleibend desinteressiert verhielt. Wenn sie sich innerlich manchmal darüber aufregte, dann beruhigte sie sich selbst, indem sie sich einredete, dass sich nach der Geburt sicher alles ändern werde.

Als ihr Bauch immer größer wurde, schien Hartmuts Interesse daran aber plötzlich zu erwachen. Allerdings geschah das auf eine Art und Weise, die Madeleine als sehr verletzend empfand. Er schien auf einmal Vergnügen daran zu haben, den Bauch mit dem Zeigefinger zu berühren und dessen Veränderung mit Begriffen aus der Gossensprache zu kommentieren: „Na, habe ich dir nicht einen tollen Braten ins Rohr geschoben“ oder „Habe ich dir nicht einen schönen Ballon aufgeblasen, wann platzt der denn endlich?“ oder „Kegelschieben hat doch Spaß gemacht, wie geht's denn dem Spaß?“ Und wenn Madeleine ihn dann wütend wegschob und ihn darum bat, lieber gar nichts zu sagen als so etwas, beschwerte er sich auffallend künstlich: „Wie mans macht, ists nicht recht, gnädige Frau, oder?“

\* \* \* \* \*

Als sie im siebten Monat war, kam Hartmut eines Tages recht früh aus München zurück und aß mit ihr zu Abend. Madeleine freute sich, dass er entgegen seiner sonstigen Gewohnheiten nicht sofort nach dem Essen in sein Arbeitszimmer verschwand, sondern eine Flasche Wein aus dem Keller holte, diese in der Küche öffnete und mit zwei gefüllten Gläsern wieder an den Tisch zurückkam. Er schien gut gelaunt zu sein, denn er sagte sogar „Auf euch!“, als er das Glas hob. Weil

Madeleine plötzlich sehr müde wurde, begleitet er sie sogar bis in das Schlafzimmer. Dann ging er in sein Arbeitszimmer.

Madeleine wachte kurz vor Mitternacht mitten in einem Alptraum auf. Bevor sie aufgewacht war, hatte sie noch gesehen, wie ein Kind mit einer langen Nabelschnur schreiend durch einen Wald lief. Dieses Bild hatte sie vor Augen, als sie versuchte, sich in der dunklen Wirklichkeit um sie herum, die sie erst nach und nach als ihr Schlafzimmer erkannte, zurechtzufinden. Durch das hohe Fenster sah sie einen schwachen Lichtschein. Weil ihr ihr schwerer Kopf, den sie sich eigentlich gar nicht erklären konnte, weil sie ja das Glas Wein noch nicht einmal ausgetrunken hatte, erst einmal mitteilte, dass er sich gar nicht bewegen wolle, konnte sie sich nur mühsam aufrichten. Schließlich schaffte sie es, setzte sich auf den Bettrand, stand auf und ging zum Fenster. Auf dem Rasen vor dem Haus war durch die Nachtschwärze hindurch ein kleiner Lichtfleck zu sehen, der aus einem der Fenster des Dachgeschosses kommen musste. Sie rieb sich die Augen und beschloss, zu Hartmut zu gehen, der anscheinend noch wach war, und ihm von dem Traum zu erzählen. Selbst wenn der sie auslachen würde, sie würde mit dem Gefühl wieder zurück ins Bett gehen, dass sie nicht allein wäre. Also ging sie langsam die Treppe hinauf und in den Gang vor den beiden Zimmern.

Aus einem schmalen Spalt der Tür von Hartmuts Arbeitszimmer, die anscheinend nicht ganz geschlossen war, drang Licht. Als sie näher kam, hörte sie stoßweises Atmen, Keuchlaute in unterschiedlichen Tonhöhen, und als sie mit einem Auge durch den engen Spalt sah, konnte sie ein nacktes Bein erkennen, dessen Oberschenkel von der Schreibtischkante hing und dessen Unterschenkel im Rhythmus eines blauen Business-Hemdes zuckte. Sie schreckte panisch zurück und versuchte, ihre eigenen Atemgeräusche zu unterdrücken. Als sie sich wieder gefasst hatte, ging sie lautlos den Weg zurück, den sie gekommen war. Im Schlafzimmer warf sie sich auf das Bett und weinte hemmungslos.

Beim Frühstück erzählte sie Hartmut, dass sie in der Nacht wegen eines Alptraumes aufgewacht sei und seltsame Geräusche gehört habe. Und dass sie erst aufstehen und nachschauen wollte, woher die denn kommen würden, dass sie sich aber zu müde gefühlt habe und auch bald darauf wieder eingeschlafen sei. Während sie erzählte, hatte sie aufmerksam sein Gesicht beobachtet und bemerkt, wie dessen Muskeln sich anspannten, dass er aber sofort wieder die Kontrolle über seine Gesichtszüge hatte, als er sagte: „Ich habe nichts gehört, obwohl ich um diese Uhrzeit noch gearbeitet habe.“ „Und wie hart du gearbeitet hast“, dachte sie, während sie sagte: „Wird wohl der Wind gewesen sein, das himmlische Kind.“ Als sie sich diesen Satz sagen hörte, wunderte sie sich über sich selbst, denn nach Scherzen war ihr innerlich wirklich nicht zumute.

Auffallend war, dass Hartmut in den wenigen Monaten bis zur Geburt nie wieder den Einfall hatte, mit ihr ein Glas Wein zu trinken, dass er aber wieder häufiger wichtige nächtliche Besprechungen in seinem Haus in Grünwald abhielt. Über die Art der Besprechungen machte sich Madeleine keine Illusionen mehr. Sie hatte verstanden, dass er wieder in seine alten Gewohnheiten verfallen war.

Aber sie fing an, darüber nachzudenken, wie wohl ein Gespräch zwischen Herrmann und Hartmut, das ja sicher seinem Heiratsantrag vorausgegangen war, wohl tatsächlich abgelaufen sein konnte. Sie wagte es zwar nicht, Herrmann zu fragen, glaubte aber auch so, dass sie sich die wichtigsten Inhalte zusammenreimen könnte.

Hartmuts Verhalten ließ eigentlich nur eine Schlussfolgerung zu: Er wollte weder das Kind noch hatte er je die Absicht gehabt sie zu heiraten. Wahrscheinlich war er, nachdem ihm Herrmann eröffnet hatte, dass sie schwanger war, erst einmal schockiert gewesen, hätte aber sicher sofort gefragt, ob sie denn bereit wäre, das Kind abzutreiben. Wenn Herrmann ihm dann erklärt hätte, dass das nicht in Frage käme, wäre er sicher wütend geworden und hätte gefragt, wie man das Problem denn sonst aus der Welt schaffen könnte. Und wenn Herrmann ihm dann in aller Ruhe seine Vorstellungen erklärt hätte, hätte Hartmut sicher getobt und geschrien, dass das nie in Frage kommen würde. Blieb noch die Frage, womit Herrmann ihm wohl gedroht hatte, damit er - sicher abwechselnd rot und weiß im Gesicht und mit geballten Fäusten- nur noch geschluckt und dann schließlich eingewilligt hatte. Den genauen Wortlaut zu wissen, war eigentlich unnötig, denn es war klar, dass es etwas Existenzbedrohendes gewesen sein musste.

\* \* \* \* \*

Madeleine beschloss, sich bis zur Geburt nur noch um sich selbst und damit auch um das Kind zu kümmern, allein schon deswegen, weil es auch ihre Zukunft war. Und sie beschloss auch, sich um ihre eigene Zukunft als Madeleine von Cronenburg erst nach der Geburt wirklich Gedanken zu machen.

\* \* \* \* \*

Das Jahr 1986 war das Jahr, in dem der Welt einmal wieder deutlich vor Augen geführt wurde, wohin fehlerhaftes Verhalten von Menschen führen kann, was es im schlimmsten Fall auslösen kann - eine fürchterliche Katastrophe!

Tschernobyl steht bis heute für all das, was es an vorgeblich undenkbaaren, schlimmen Ereignissen in Friedenszeiten doch geben kann.

Was für das Große, Weltbewegende gilt, das galt schon immer auch im Kleinen - und damit auch für menschliche Beziehungen.

\* \* \* \* \*

In diesem Jahr 1986, an ihrem 29. Geburtstag, glaubte Madeleine noch so viel Leben vor sich zu haben, ein Leben, in dem es jetzt nur noch wenige Einschränkungen gab. Und sie dachte auch, dass sie alle denkbaren Katastrophen schon überstanden hätte.

Sie hatte sich ja, beginnend mit der Zeit nach der Heirat, bis nach der Geburt Haralds, immer wieder überlegt, ob sich Hartmut nicht doch dazu durchringen könnte, sie dann, wenn ihre Figur „wieder restauriert“ sein würde, wenigstens als „Hauptfrau“ zu akzeptieren. Als solche hätte sie ihm allein schon deswegen nützlich sein können, weil sie während ihrer Zeit als Sekretärin Herrmanns weitgehende Einblicke in das Imperium der Cronenburgs hatte erwerben können.

Nachdem sie nun aber endgültig selbst diese verborgensten keimenden Wunschvorstellungen vernichtet hatte, war sie bereit, der „Wirklichkeit Hartmut“ ins Auge zu sehen. Es war das Auge eines Hurrikans, das - vollkommen skrupellos - lächelnd auf die zerstörten und verwüsteten Seelenlandschaften von Menschen blicken konnte, die er auf seinem Weg hinterlassen hatte.

Nachdem sie diese Einsicht gewonnen hatte, war es ihr vor allem wichtig, für sich selbst einen Weg zu finden, der es ihr ermöglichen würde, ihre tiefgehenden Verletzungen auszuheilen und ihr beinahe in Trümmern liegendes Selbstbewusstsein wieder aufzubauen.

Die Schlussfolgerung, dass der Gedanke an Selbstaufgabe nie eine Lösung gewesen wäre, hatte dazu geführt, dass sie sich mit Hartmut stillschweigend dahingehend arrangiert<sup>27</sup> hatte, dass er zwar für seine permanenten „Nachtschichten“ in

---

<sup>27</sup> Wer echte Beispiele für mehr oder minder zeitlose und mehr oder minder weit gehende Arrangements von Reichen, Berühmten und Schönen sucht, der kann sie auch finden: Ernst-August von Hannover und Caroline von Monaco; Prinz Charles und Lady Diana; Grace Kelly und Fürst Rainier von Monaco; und zum

Grünwald bleiben konnte, dass er aber weiterhin zu jeder Tages- und Nachtzeit in dem Flügel der Villa, den sie jetzt zusammen mit ihrem Sohn bewohnte, auftauchen konnte.

Da er, wenn er sie überhaupt ansah, eigentlich nur durch sie hindurch auf die nächste Wand blickte, sich auch kaum für die Entwicklung seines Sohnes interessierte und sich grundsätzlich sofort in sein Schlafzimmer, das ihm auch als Arbeitszimmer diente, zurückzog, verlief auch jedes kurze sporadische Zusammentreffen beim Frühstück im Esszimmer ohne weitere Probleme.

Sämtliche Gesellschaften oder auch nur Partys, die in der Villa oder im Park stattfanden, waren immer lange im voraus geplant, so dass sie sich darauf einstellen konnte.

Schwieriger waren die manchmal kurzfristig telefonisch anberaumten Geschäftstermine ihres Mannes, meistens irgendwo in einer Großstadt in Deutschland, bei denen es im Interesse der Holding weiterhin unerlässlich war, dass sie die liebende Ehefrau geben musste, mit hervorragenden Small-Talk-Kenntnissen, manchmal auch mit engem, tief ausgeschnittenem Kleid als Blickfang für die voraussehbar gierigen Augen mancher Geschäftspartner, die dann aber nach reichlichem Alkoholgenuss mit gut bezahlten Fachkräften besänftigt wurden.

Schöner waren Konferenzen oder Geschäftstermine im Ausland, in Florida, in Kalifornien, in Südafrika, wo sie nur an wenigen Empfängen teilnehmen musste und meistens für eine, manchmal auch zwei Wochen die Pools und die Strände, deren Bars und die Aufmerksamkeiten sportlich gestählter, gut aussehender junger Angestellter genießen konnte.

\* \* \* \* \*

---

guten Schluss: Fürst Albert von Monaco (dieser hat bis jetzt zwei uneheliche Kinder anerkannt, von einer Stewardess und einer Kellnerin, weitere möglich) und seine Frau Charlène.

„Zeit vergeht“, das ist ein relativer Begriff.

Für die einen vergeht sie zu schnell, für die anderen zu langsam, obwohl sie für alle gleich schnell vergeht.

Welche Bedeutung Zeit für einen Menschen hat, merkt man, wenn man sie braucht und nicht hat oder wenn man sie hat und nicht braucht.

„Die Zeit vergeht“, sagt man. Aber Zeit kann nicht verschwinden, kann auch nicht sterben, nur wir können das. Und die Zeit bleibt.

„Zeit vergeht wie im Flug“, sagt man.

Die Zeit fliegt mit uns dahin.

Wir werden geflogen, und der Fahrtwind der Zeit verändert uns.

Und in der Geschichte „ist es jetzt Zeit“, dass „Zeit vergeht“, viel Zeit.

Denn die Geschichte macht jetzt einen „Zeitsprung“ in das Jahr 1999.

\* \* \* \* \*

Bis zu dieser Zeit hatte das Arrangement funktioniert.

Wie gut und wie schlecht, das hat die Zeit vergessen, weil es nicht wichtig ist für den Fortgang der Geschichte.

Abgesehen von gemäßigten Gezeitenwechseln, von sanfter Ebbe und Flut in der Außenansicht der anscheinend gut funktionierenden Beziehung von Madeleine und Hartmut, die in den Klatschspalten der Gazetten in Wort und Bild dokumentiert wurde, waren immer wieder auch Gerüchte über angebliche Spannungen oder sogar Affären im Umlauf, die aber von der Presseabteilung der Cronenburgs grundsätzlich dementiert wurden. Die Journalisten, die mehr wussten, schrieben auch deshalb nichts darüber, weil sie wegen des Einflusses der Cronenburgs Angst um ihren Arbeitsplatz haben mussten. Aber sie konnten sich mit ihrem Wissen und vor allem mit Fotos von beiden, die diese in verfänglichen Situationen mit anderen zeigten, doch noch ein erkleckliches „Zubrot“ verdienen, wenn sie wirklich brisantes Material an einen in der Szene bekannten „Sammler“ verkauften, den zwar keiner kannte, von dem aber alle wussten, dass man sich darauf verlassen konnte, dass nichts davon das Licht der Öffentlichkeit erblicken würde.

\* \* \* \* \*

Was nur in den Wirtschaftsnachrichten zu lesen war, dort aber durchaus für Aufsehen sorgte, war der von Herrmann 1992 eingeleitete und bis 1996 vollendete Umbau der Holding als Doppelstiftung<sup>28</sup>. Er sicherte damit zuallererst die zukünftigen Einkünfte aller Familienangehörigen.

Durch Verhandlungen mit dem Finanzministerium des Freistaates und einer „freiwilligen Zahlung“ von mehreren Millionen erreichte er zunächst, dass für die nächste Generation keine Erbschaftssteuer mehr erhoben wird.

Darüber hinaus wurde mit dem Ministerpräsidenten<sup>29</sup> persönlich ein weiterer Vertrag ausgehandelt, der Vereinbarungen dahingehend enthielt, dass der Begriff

---

<sup>28</sup> **Die Doppelstiftung** ist für Unternehmer interessant. Der Stifter kann die Unternehmensnachfolge sichern und gleichzeitig Gutes tun. Das Prinzip: der Unternehmer gründet zwei Stiftungen - eine gemeinnützige Stiftung und eine Familienstiftung - und kann damit die Vorteile beider Stiftungsformen nutzen. Die unternehmerische Verantwortung bleibt in den Händen der Stifterfamilie. Familienmitglieder werden aus den Erträgen einer Familienstiftung versorgt. Zahlreiche steuerrechtliche Vorteile. Das Doppelstiftungs-Modell, bei der eine Familienstiftung mit einer gemeinnützigen Stiftung über eine Holding (zum Beispiel Gesellschaft mit beschränkter Haftung (GmbH)) verbunden wird: Die Kapitalanteile werden überwiegend von einer rechtsfähigen gemeinnützigen Stiftung gehalten (zum Beispiel 90 Prozent Kapital und 10 Prozent Stimmen an der Holding), die Erträge werden für steuerbegünstigte Zwecke verwendet. Ein geringerer Teil des Kapitals kommt einer (nicht steuerbegünstigten) Familienstiftung zu (zum Beispiel 10 Prozent Kapital und 90 Prozent Stimmen); aus den ihr zufallenden Erträgen wird die Familie versorgt.

<sup>29</sup> Im „realen“ Bayern ( nicht dem des Romans) gab es häufiger politische Skandale, in die auch Ministerpräsidenten verwickelt waren wie z.B. F.J. Strauß oder Max Streibl.

„Gemeinnützigkeit“ der einen Stiftung so weit gefasst wurde, dass man beinahe alles darunter verstehen konnte. Für die Wirklichkeit bedeutete dies, dass diese Stiftung zwar erheblich weniger Steuern zahlen musste, dass aber die Gewinne nur zu einem geringen Teil wirklich gemeinnützigen Zwecken zugeführt wurden. Der größere Teil verlor sich auf verschlungenen und undurchsichtigen Wegen in einem für Finanzbeamte und Steuerprüfer nicht lokalisierbarem Nirwana.

Und dann änderte Herrmann auch noch die Struktur und die personelle Besetzung der Holding. Er engagierte für alle Spitzenpositionen junge Top-Manager aus der Industrie, über deren Bezahlung nur er selbst entschied und die einen langjährigen Vertrag erhielten. Für alle Arten von Änderungen behielt er sich das alleinige Vetorecht vor. Er verfügte auch, dass, falls ein neueres Testament nicht aufzufinden sei, bis zum Ende der Vertragslaufzeiten – und das war frühestens 2006 – diese Manager nur dann entlassen werden konnten, wenn ihnen grobe Fehler nachgewiesen wurden.

Damit verärgerte er natürlich vor allem Hartmut, der immer geglaubt hatte, dass sein Vater ihn als Nachfolger an die Spitze setzen und er dann der Alleinherrscher sein würde. Der einzige Trost war, dass das alles auf seine Einkünfte und damit auch auf seinen aufwendigen Lebensstil keinen Einfluss hatte.

Herrmann, der trotz seines schon hohen Alters geistig wie auch körperlich gesund war, zog sich aus der aktiven Geschäftspolitik zurück und widmete sich seinem offiziellen Hobby, der Jagd. Obwohl er häufig, manchmal sogar bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages, unterwegs war, brachte er nie irgendwelches erlegtes Wild mit, wenn er aus seinem Revier zurückkehrte. Als ihn Madeleine eines Tages darauf ansprach, bekam sie zur Antwort, dass er das Fleisch solcher Tiere nicht möge und deshalb Verträge mit Metzgern und Inhabern von Gaststätten in der Gegend habe, die die geschossenen Tiere abholen würden, und er würde auch immer öfter gar nicht jagen, sondern nur in oder vor dem Jagdhaus sitzen und die Ruhe genießen.

\* \* \* \* \*

Wissenschaftler, die sich mit der Erforschung der Erbanlagen des Menschen beschäftigen, stehen auf dem Standpunkt, dass der Mensch als Lebewesen von Natur aus eigentlich nur für eine Lebenszeit von 40 bis 50 Jahren „konstruiert“ worden ist. Das würde nicht einer „göttlichen“, aber einer „natürlichen Logik“ entsprechen. Die Nachfolgegeneration wäre nicht nur voll entwickelt, sondern auch in der Lage ihrerseits Nachkommen zu haben und diese auch zu versorgen. Und die „Alten“ würden dann Platz für die „Neuen“ machen.

Damit gäbe es auch für Männern keine Probleme mit einer „Midlife-Crisis“ und den Frauen würden die „Wechseljahre“ erspart bleiben.

Die gravierenden Probleme hoch zivilisierter Gesellschaften in Mitteleuropa – zu wenig Nachkommen und zu viele Alte – hätten erst gar nicht entstehen können, hätten die Menschen nicht damit begonnen, immer neue „lebensverlängernde Maßnahmen“ zu erfinden.

Und damit hätte auch nichts von dem, was jetzt noch folgt, passieren können.

\* \* \* \* \*

Hartmut, mit 47 Jahren im „besten Mannesalter“, hatte schon grau meliertes Haar und leicht angegraute Schläfen. Zusammen mit seiner Fähigkeit, sich den Vorstellungen und dem Milieu seiner jeweiligen Begleiterinnen anzupassen, indem er mühelos zwischen Jeans, T-Shirt und Lederjacke und Maßanzug aus dunkler Seide wechseln konnte, ohne dass jemand das als Stilbruch empfunden hätte, hatte er die „Bandbreite“ der Altersstruktur seiner „Gespielinnen“ erweitert. Sie reichte jetzt vom 14jährigen Schulmädchen<sup>30</sup> bis zur 40jährigen Ehefrau eines Geschäftspartners.

Madeleine war jetzt 42 und immer noch attraktiv, und sie war stolz darauf, dass ihre Haut zu jeder Jahreszeit eine tiefbraune Farbe hatte.

Da ihre Haut von Natur aus weiß ist, hatte sie schon früh eine Sehnsucht nach andauernde Bräune entwickelt. Auch deshalb, weil sie Mitschüler und vor allem Mitschülerinnen auf dem Gymnasium immer beneidet hatte, wenn diese im Sommer wie im Winter nach den Ferien braungebrannt wieder in die Klasse zurückkehrten.

Und diese Sehnsucht wurde vielleicht sogar noch verstärkt, weil sie tief in ihrem Unterbewusstsein den Beginn ihres „Aufstiegs in die Freiheit“ mit der Sonne Mallorcas verknüpft hatte und dann auch noch mit: „Ich kann mir das leisten!“. Was sie nicht zur Kenntnis nahm, vielleicht auch nicht zur Kenntnis nehmen wollte, war, dass bereits Bilder von Menschenmassen, die die Insel jetzt überschwemmten, in allen Medien auftauchten und nicht mehr „Sonne und Sand“, sondern vor allem „Sonnenbrand, Sangria-Saufen und Weiber anmachen und abschleppen“ zur großen Freiheit für eine neue Generation wurden, auch weil sich das jeder leisten konnte.

Sie musste aber zur Kenntnis nehmen, dass ihre Haut nicht mehr so glatt war wie vor dreizehn Jahren – und das war neben der natürlichen Alterung unter anderem auch Folge ihres „Bräunungswahns“. Dazu bemerkte sie mit Schrecken vor dem Spiegel, dass auch ihre Formen – lange Zeit Blickfang für Männer aller Altersgruppen - langsam an Festigkeit einbüßten und immer mehr den Gesetzen der Schwerkraft folgten.

Für ihr Selbstbewusstsein war das wie schleichendes Gift, und sie wollte auch lange nicht wahrhaben, dass selbst die besten Kosmetikerinnen und die teuersten Cremes nur in der Lage waren, das Fortschreiten dieser natürlichen Prozesse zu verlangsamen, nicht aber sie zu verhindern.

---

<sup>30</sup> Falls jemand meint, das sei übertrieben: Schon 1970 erschien ein Buch „Schulmädchenreport“, auf Grund dessen dann bis 1980 Softpornos gedreht wurden. Im übrigen hatte es das schon früher gegeben, und es ist auch heute noch gang und gäbe.

Die Konsequenzen dieser Entwicklung wurden ihr schmerzhaft bewusst, als sie immer häufiger feststellen musste, dass die um zwanzig Jahre jüngere Konkurrenz auf dem Markt der Eitelkeiten ihre glatte Haut und ihre makellosen Konturen freimütig nicht nur zur Schau stellte, sondern diese Vorzüge auch in einem von ihr als gnadenlos empfundenen, anscheinend kaum mehr zu gewinnenden Wettbewerb als Waffe gegen sie einsetzte.

Sie hatte ihre natürliche Anziehungskraft immer als selbstverständlich und für alle Zeiten gültig angesehen. Und in dem Bewusstsein, dass sie auf Grund ihres Aussehens das gar nicht nötig hatte, hatte sie früher mit Geld und Ansehen nur gespielt, eben weil sie es einfach hatte und es genoss es zu haben. Doch jetzt merkte sie am nachlassenden Interesse der Männeraugen bei ihrem Erscheinen, dass eben das Geld und der Name eine immer größere Rolle spielten.

Allerdings verfügte ein nicht unwesentlicher Teil der Konkurrenz auch über Geld – zwar meist kein eigenes, aber wenn „Mama und Papa“ genug hatten, dann hatten auch die „jungen Schönheiten“ genug davon.

Einige Frauen ihres Alters - aber auch jüngere - in ihrem Umfeld hatten schon längst damit begonnen, der Natur nicht nur ein bisschen nachzuhelfen. Madeleine hatte das zuerst bemerkt, als einige davon plötzlich wieder eine auffallend glatte Gesichtshaut hatten, allerdings im Austausch für eine beinahe maskenhafte Mimik. Unter der Dusche im Fitness-Studio waren aber auch die weiteren Möglichkeiten, dem Alter ein Schnippchen zu schlagen, ein Thema.

Und „Frau“ diskutierte nicht nur ungeniert über Fettabsaugen und Bruststraffung, sondern zeigte auch mit „vollem Körpereinsatz“ anschaulich und sichtbar stolz die wertvollen Ergebnisse, wertvoll allein schon deshalb, weil die Kosten für einen einzigen Eingriff weit über dem Jahresgehalt eines „Normalsterblichen“ lagen. Und dann schilderte sie auch noch in aller Ausführlichkeit die Qualen einer solchen Prozedur, erwähnte aber auch, dass es natürlich darüber hinaus immer ein Risiko sei und dass sie von Fällen wüsste, in denen das nicht ganz so geglückt war oder sogar – milde ausgedrückt – zu sehr unglücklichen Veränderungen gekommen sei. Nach solchen Informationsveranstaltungen war sich Madeleine immer sicher, dass sie - allein schon deshalb, weil sie zu viel Angst vor den zu erwartenden Schmerzen, aber auch vor möglichen Komplikationen hatte - so lange, wie nur möglich, versuchen würde, es mit „natürlichen Mitteln“ zu versuchen.

Neben dem täglichen Workout im Fitness-Studio und häufigeren Besuchen bei ihrer Kosmetikerin, auch immer mit der stillen Hoffnung auf die Wirkung immer neuer Cremes und Lotions verbunden, schien der neue Trend, sich für ein paar

Stunden in der Woche einen persönlichen Fitnesstrainer<sup>31</sup> zu engagieren, eine gute Möglichkeit zu sein.

Und sie wusste auch schon, wer für sie in Frage kommen könnte.

In „Ihrem“ Fitness-Studio war ihr ein junger Mann aufgefallen, der stundenweise dort arbeitete. Wenn sie ihn um Ratschläge gebeten hatte, war er immer sehr freundlich und hilfsbereit gewesen. Seine Zurückhaltung, trotz der jugendlichen Unbekümmertheit, sein strahlendes Lächeln, aber auch sein muskulöser, durchtrainierter Körper gefielen ihr. Und deshalb fragte sie ihn, ob er denn Zeit hätte – natürlich gegen gute Bezahlung – mehrmals in der Woche mit ihr morgens im Park der Villa zu trainieren. Ohne lang zu überlegen, sagte er zu.

Schon nach einigen Wochen war ihr Verhältnis so vertraut, dass sie ihn „nach der Arbeit“ zum Frühstück einlud. Und wenig später bot sie ihm dann auch noch an, bei ihr zu duschen, damit er nicht so verschwitzt ins Auto steigen müsse.

Sie fühlte sich wohl, weil sie merkte, dass dieses tägliche Training – Ausnahme war das Wochenende – tatsächlich ein vor dem Spiegel erkennbares Ergebnis zeitigte, und auch ihr Selbstwertgefühl stieg von Tag zu Tag. Sie hatte sich deswegen auch schon überlegt, ob sie ihm für seine Absicherung einen Vertrag anbieten sollte, mit einer freiwilligen Erhöhung seines Stundensatzes, als er eines Morgens beim Frühstück süffisant lächelnd sagte: „Ich möchte mich gern verändern, und dafür brauche ich Geld. Sagen wir zwanzigtausend Euro. Da ich weiß, dass du genug davon hast, wird es dir nicht schwer fallen, mir zu helfen.“ Madeleine sah ihn ungläubig an und fragte: „Ein Darlehen? Wie kommst du darauf, dass ich dir eine solche Summe geben sollte?“ Daraufhin holte er einen Umschlag aus der Jacke seines Trainingsanzugs und schob ihn mit der Bemerkung über den Tisch: „Kein Darlehen, du wirst das für die Negative der Bilderchen bezahlen, die in diesem Umschlag sind. Schau sie dir in aller Ruhe an, und du wirst feststellen, dass sie jeden Cent wert sind.“ Madeleine schaute ihn nur ungläubig an, öffnete den Umschlag und sah entsetzt und sprachlos auf die Bilder, während er fortfuhr: „Na, habe ich Recht? Die sind doch scharf, in jeder Hinsicht, von einem Freund gemacht, der Profi ist und eine sehr gute Kamera mit einem hervorragenden Teleobjektiv hat. Der ist spezialisiert auf Fotos von Wiesen und von allem, was sich darauf bewegt. Und dein Gesicht ist wirklich sehr gut getroffen, vor allem aber sehr deutlich zu erkennen, findest du nicht auch. Leider kann man meines nicht sehen, aber das macht nichts, im Gegenteil. Wichtig ist ja nur, dass die einzelnen Bewegungsstudien gut geworden sind. Na, was meinst du? Bis wann kann ich das Geld abholen?“

---

<sup>31</sup> Welche Aufstiegsmöglichkeiten man in diesem Beruf hat, zeigt das Beispiel der Prinzessin Victoria von Schweden und ihrem Mann, Daniel Westling.

In Madeleines Kopf arbeitete es fieberhaft. Nach ihren Erfahrungen mit Karl und Hartmut hatte sie eigentlich darauf vertraut, dass das Schicksal ihr keine weiteren, schweren Demütigungen mehr zumuten würde. Sie hatte sich wohl geirrt, auch mit der Vorstellung, dass Steigerungen nicht mehr möglich wären.

Als sie ihre Fassung wiedergewonnen hatte und nachdem sie kurz die Vor- und Nachteile, aber auch die ihrer Möglichkeiten abgewogen hatte, beschloss sie, auf den Handel einzugehen: „Gut, morgen früh neun Uhr hier, Geld gegen Negative und alle Bilder. Und jetzt verschwinde aus meinen Augen.“ Er lachte nur, stand auf und ging.

Nachdem der Tausch Negative gegen Geld am nächsten Tag kurz, aber nicht schmerzlos – ihre aufgewühlte Gefühlswelt betreffend – über die Bühne gegangen war, nahm sie sich vor, irgendwelche Gefühle Männern gegenüber nicht mehr zuzulassen und vor allem dieses unschöne Erlebnis so schnell wie möglich zu vergessen.

Sie war schon auf einem guten Weg, ihre guten Vorsätze in die Tat umzusetzen, als sie einen Anruf erhielt: „Das Geld reicht leider nicht. Ich brauche noch fünfzigtausend. Und, falls du das noch nicht weißt, auch Negative kann man kopieren.“ Sie dachte nur kurz nach und erwiderte dann: „Dafür brauche ich aber mindestens drei Tage und eine Telefonnummer, unter der ich dich erreichen kann, wenn ich das Geld habe oder falls es doch länger dauert.“

Nachdem sie die Nummer notiert und aufgelegt hatte, ging sie zu Herrmann. Sie musste sich natürlich anhören, wie wenig begeistert er von der Geschichte<sup>32</sup> war, aber sie erfuhr bei dieser Gelegenheit auch, dass dieser schon einiges, was über sie wie auch Hartmut hätte an die Öffentlichkeit gelangen können, „vom Markt genommen hatte“.

Von dem, was er ihr dann vorschlug, war sie nicht nur wenig begeistert, sondern es flößte ihr auch Angst ein, vor allem, wenn sie an die zu erwartende Reaktion Hartmuts dachte. Aber es schien nach Lage der Dinge die einzig mögliche Lösung zu sein.

Zuerst wurde die Presseabteilung der Holding informiert. Sie wurde beauftragt, einen Bericht über die „Erpressung mit kompromittierenden Fotos“ herzustellen, versehen mit einem „seriösen Bild“ von Madeleine. Dieser sollte an führende überregionale Tageszeitungen - auch an die Bild-Zeitung - und an alle Münchener Zeitungen geschickt werden. Es müsste aber darauf hingewiesen werden, dass dieser Bericht erst dann veröffentlicht werden dürfte, wenn die Polizei den Verbrecher verhaftet hätte. Dies allerdings würde den Redaktionen dann sofort telefonisch mitgeteilt werden.

---

<sup>32</sup> Wer das für unwahrscheinlich hält: „Quandt-Erbin Susanne Klatten, BMW-Großaktionärin und reichste Frau Deutschlands (ca. 10 Milliarden €), ist Opfer einer millionenschweren Erpressung geworden.“

Danach rief Herrmann den Polizeipräsidenten an, den er von gemeinsamen Jagdausflügen her kannte. Er schilderte ihm das Problem und bat ihn um einen diskret durchgeführten Einsatz. Der rief eine Stunde später zurück und teilte ihm mit, dass eine Gruppe Techniker mit Geräten für eine Fangschaltung am nächsten Morgen in die Villa kommen würde. Als Termin für die Geldübergabe schlug er den übernächsten Morgen vor. Dann würde eine Einheit in Zivil den Erpresser nach erfolgter Übergabe in Gewahrsam nehmen. Madeleine solle also morgen Abend anrufen und mitteilen, dass sie das Geld habe und am darauffolgenden Morgen vor der Villa warten würde.

Alles lief ab, wie geplant. Der Erpresser erschien pünktlich, gab ihr die Negative, nahm den Umschlag mit dem Geld, schaute hinein und sagte lachend: „Scheint zu stimmen. Und das reicht fürs erste, aber wer weiß, vielleicht gibt es ja auch Kopien von den Kopien. Einfach, weil ich mich gern an dich erinnere. Tschüs!“ Weiter kam er nicht.

Die Geschichte erschien am nächsten Tag auf allen Titelseiten und war auch eine Woche später Gegenstand von Artikeln in den großen Magazinen, versehen mit ausführlichen Hintergrundberichten über die Cronenburg-Holding. Da Herrmann das vorausgesehen hatte, waren auch dafür bereits sorgfältig Informationsmappen hergestellt und verschickt worden. Die Holding hatte ja nichts zu verbergen. Und natürlich kam auch Hartmut wutentbrannt angefahren, wurde aber von Herrmann abgefangen und in sein Arbeitszimmer geführt. Das verließ er nur ein paar Minuten später in dem gleichen Zustand, vielleicht sogar noch etwas erregter, ging sofort zu seinem Auto, stieg ein und gab Gas.

Madeleine hatte die Szene vom Fenster ihres Wohnzimmers aus verfolgt und war sehr erleichtert. Als sie Herrmann fragte, wie er das denn angestellt habe, sagte der nur: „Ich habe ihn nur eindringlich darauf hingewiesen, dass ein Skandal für die nächste Zeit wohl genug wäre. Und er schien das verstanden zu haben.“ Madeleine merkte, dass er nicht mehr dazu sagen wollte, und fragte deshalb nicht nach. Sie dachte aber, dass er Hartmut nur damit zu verstehen gegeben hatte, dass er sie in Ruhe lassen solle.

Sie sollte viel später erfahren, was er wirklich damit gemeint hatte.

Dank der gezielten „Öffentlichkeitsarbeit“ der Presseabteilung war die Geschichte schon nach zwei Wochen aus dem Blickfeld der Medien verschwunden. Was Madeleine aber verwunderte, war, dass Hartmut, wenn sie sich, was immer seltener vorkam, über den Weg liefen, kein Wort mehr über den Skandal verlor. Noch erstaunter war sie, als einige Tage, nachdem sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte, ein großer Lieferwagen vor dem Eingang zur Villa hielt und kurze Zeit später

auch Hartmut seinen Porsche dahinter parkte. Als sie in der Eingangshalle auf ihn zuzuging, um zu fragen, was das zu bedeuten hätte, sagte er kurz angebunden: „Ich lasse meine Sachen aus dem Dachgeschoss und meinem Schlafzimmer auf deinem Stockwerk räumen, dann kannst du mit den Zimmern machen, was du willst. Das habe ich so mit Herrmann abgesprochen. Im übrigen weißt du, wo du mich in München finden kannst.“ Dann wandte er sich an die zwei Männer, die hinter ihm gerade hereinkamen: „Folgen Sie mir!“

Für Madeleine allerdings war das alles noch lange nicht ausgestanden, allein schon deshalb, weil sie es einige Monate lang nicht wagte, die Villa zu verlassen. Wenn sie es tat, dann nur für notwendige Besorgungen, mit Kopftuch und großer Sonnenbrille. Und in dieser Aufmachung fuhr sie auch Harald in die Schule. Sie war so mit sich selbst beschäftigt, dass ihr zunächst gar nicht auffiel, dass Harald sich in seinem Wesen veränderte. Vielleicht war ihr Blick auch deswegen getrübt, weil sie angefangen hatte, ihre Männergeschichten und deren Folgen in Alkohol zu ertränken. Zuerst tat sie das nur abends, um sich vor den Gespenstern einer schlaflosen Nacht oder unangenehmer Träume zu schützen. Nach und nach jedoch begann sie damit schon am Morgen, um dem unausweichlichen „Kater“ den Garaus zu machen.

\* \* \* \* \*

Eigentlich konnte ihr eine Veränderung in Haralds Wesen auch gar nicht auffallen, denn seit den Jahren, als sie ihm von ihren „Einkaufsorgien“ in München immer Spielzeuge mitgebracht hatte und er damit spielte, während sie ihre neuen Sachen anprobierete und sich vor dem Spiegel bewunderte, hatte sie nie darüber nachgedacht, was in diesem Jungen wohl vorgehen würde. Sie hatte ja auch keine Zeit dafür gehabt, denn sie war ja immer beschäftigt gewesen, und sie hatte das Kind in „gut bezahlten und damit auch guten Händen“ gewusst.

Was sie indes über die Jahre hinweg zur Kenntnis genommen hatte, war, dass der Junge immer größer geworden und jetzt schon so groß war wie sie. Auch, dass er ein gut aussehender, kräftiger Junge war, der aber bis jetzt nie Probleme gemacht hatte, soweit sie das den Berichten der Kinder- und Hausmädchen entnehmen konnte. Und er war – schon in der Grundschule und jetzt auch im Gymnasium – ein guter Schüler. Der Junge hatte alles – das war ihr immer wichtig gewesen: immer die neuesten Kleidungsstücke der gerade gängigen Marken, einen eigenen Fernseher in seinem Zimmer, die neuesten Spiele für seine Playstation, eine Stereo-Anlage und die neuesten CD`s, und er wartete jetzt sehnsüchtig darauf, dass er

endlich die „Prüfbescheinigung<sup>33</sup>“ für seinen „Toaster“<sup>34</sup> in den Händen halten würde, der bereits in der Garage der Villa stand und nur darauf wartete, endlich auch auf öffentlichen Straßen bewegt zu werden.

\* \* \* \* \*

Das erste Mal, dass sie sich tatsächlich mit dem „Innenleben“ von Harald beschäftigen musste, war, als er auf sie zukam und ihr berichtete, dass er glaubte, Hartmut mit seinem Porsche vor seinem Gymnasium gesehen zu haben. Und neben Hartmut habe eine Schülerin der neunten Klasse gesessen, die er vom Sehen kannte. Madeleine hatte ihm, ohne zu zögern, erklärt, dass das unmöglich sei, weil sein Vater sich momentan auf einer Geschäftsreise im Ausland befinden würde. Sie wusste von Hartmuts erweitertem „Interessenspektrum“, und ihr war klar, dass Haralds Beobachtung durchaus der Wahrheit entsprechen konnte. Und sie fühlte sich deswegen auch nicht wohl, als sie ihn belogen hatte, aber er schien sich damit zufrieden gegeben zu haben, denn er sprach nie mehr darüber.

Da Harald allem Anschein nach von dem Skandal nichts erfahren hatte, vermutlich auch, weil er, seinem Alter entsprechend, keinerlei Interesse daran hatte, eine Zeitung oder Zeitschrift zu lesen – Ausnahme waren Magazine mit Autos und Motorrädern und mit den neuesten Spielen, auch Musikzeitschriften und vor allem das Fernsehprogramm –, ging Madeleine davon aus, dass sie mit ihm auch nicht darüber reden müsste.

Dass sie sich darin gründlich geirrt hatte, erfuhr sie zuerst nicht von ihm, sondern von einer Lehrerin in der Schule, die sie zu einem Gespräch eingeladen hatte, weil Haralds Leistungen von heute auf morgen nachgelassen hätten und er nur noch völlig geistesabwesend dem Unterricht beigewohnt habe. Von dieser Lehrerin erfuhr Madeleine dann, dass der Skandal in der Schule nicht nur Tagesgespräch gewesen sei, sondern dass Harald unter dem Spott nicht nur seiner Klassenkameraden zu leiden hatte und immer noch leiden musste, vor allem im Sportunterricht, weil dort das Wort „Fitness-Training“ allein schon genügen würde, dass alle Augen sich auf ihn richteten und ein Teil der Schüler sogar sofort anfang zu lachen und dazu eindeutige Bewegungen machte.

Am selben Nachmittag ging sie zu ihm ins Zimmer und erzählte ihm die Wahrheit über die nur noch auf dem Papier bestehende Beziehung seiner Eltern und über die Skandalgeschichte. Harald hatte ihr nur zugehört und anschließend seltsam ungerührt gesagt: „Schön, dass du wenigstens mal Zeit für mich hast und mit mir

---

<sup>33</sup> Nur in der BRD: Theorie-Prüfung für Fahrzeuge bis 25 km/h

<sup>34</sup> Schon wieder aus der Mode gekommenes Modewort für Motorroller, mit denen Jugendliche fahren dürfen.

redest. Aber das löst meine Probleme nicht. Ich will weg von der Schule. Denk darüber nach und rede mit Hartmut wenigstens darüber, auch wenn ihr euch sonst nichts mehr zu sagen habt. Er ist schließlich mein Vater, auch wenn ich ihn noch weniger sehe als dich. Und jetzt lass mich allein, ich muss nachdenken.“

\* \* \* \* \*

Madeleine sprach zuerst mit Herrmann, dann telefonierte sie mit ihrem Mann. Am nächsten Tag trafen sie sich auf neutralem Boden in Herrmanns Arbeitszimmer und beschlossen, Harald auf eines der teuren britischen Elite-Internate zu schicken. Damit war, aus der Sicht aller Beteiligten, für die nächsten Jahre ausgeschlossen, dass Harald mit jeglichen Familiengeschichten konfrontiert werden könnte, auch weil sie wussten, dass die Briten - vor allem deren Elite – noch nie Interesse an Vorgängen auf dem Kontinent hatten, schon gar nicht an Gesellschaftsklatsch, auch deswegen nicht, weil sie auf ihrer Insel ja nicht erst seit dem Rücktritt von Edward VIII<sup>35</sup> und der Profumo-Affäre<sup>36</sup> noch nie einen Mangel an weitaus spannenderen Skandalen hatten.

\* \* \* \* \*

Nachdem das Problem „Harald“ mit seiner Abreise gelöst war und das Problem „Hartmut“ in der Villa nicht mehr auftauchte, versuchte Madeleine das Problem „Freizeitgestaltung ohne Männer“ zu lösen.

Ihr war klar, dass sie sich in absehbarer Zeit in den von ihr vorzugsweise frequentierten Gegenden Münchens nicht mehr blicken lassen konnte, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, überall als die erkannt zu werden, deren Auftauchen auf allen Titelseiten auch zu einem Wildwuchs an Gerüchten Anlass gegeben hatte.

Allen voran hatten ihre fürsorglichen Ratgeberinnen aus dem Fitnessstudio, aber auch die anderen feinen Damen aus den ach so feinen Kreisen, sicher wohl bald ihre eigenen unerfüllten Phantasien und die, die sie im Verborgenen tatsächlich selbst auslebten, mit Madeleines Geschichte zu einem Menü verarbeitet, das sie nicht nur gierig immer wieder verschlingen, sondern auch, versehen mit Gift und Galle weiblicher Gehässigkeit wieder ausspucken würden. Es machte, über den Unterhaltungswert hinaus, durchaus Sinn, eine solche Geschichte am Kochen zu

---

<sup>35</sup> Eduard VIII. hatte viele Affären und musste 1936 abdanken, weil er seine letzte Geliebte heiraten wollte.

<sup>36</sup> Profumo war von 1960-1963 Kriegsminister. Er hatte eine Affäre mit einem Callgirl und musste deswegen zurücktreten.

halten, denn dann konnte das einerseits wieder die eigene Phantasie beflügeln, aber gleichzeitig auch von vielleicht gerade schwelenden Gerüchten ablenken. Madeleine hatte keine Lust, an jeder Ecke auf die gierigen Blicke solcher Frauen zu treffen, die natürlich immer noch nach Informationen aus erster Hand hungerten. Und sie hatte auch keine Lust, von denen begafft zu werden, die nicht zu diesen Kreisen gehörten, die aber von Berufs wegen ihren Namen kannten und die auch wussten, wie sie aussah: die Menschen in den Boutiquen, den Cafes und den Bars. Wenn sie nüchtern war, fing sie an, an einer Strategie zu arbeiten, die es ihr ermöglichen würde, das Problem so lange auszusetzen, bis mediales und auch gesellschaftliches Gras darüber gewachsen war, auch weil sie wusste, dass in der Medienwelt wie auch in den „Klatsch- und Tratschrunden“ nichts so uninteressant ist wie eine Meldung von gestern, die keine neue Nahrung erhält.

In einem ersten Schritt veränderte sie ihr Aussehen so radikal, dass selbst Herrmann sie kaum wiedererkannte. Grundbestandteile dieser „Styling-Offensive“ waren tiefschwarz gefärbte Haare mit einem hypermodernen, punkähnlichen Kurzhaarschnitt und dazu braune Kontaktlinsen. Ihre neue Augenfarbe war aber eigentlich nicht so wichtig, weil sie rund um die Uhr nur noch mit einer Sonnenbrille mit großen Gläsern herumlief. Als Ergänzung kaufte sie sich Minikleider und -röcke, auffallend schrille jugendliche Kleidungsstücke in meist grellen, knalligen Farben mit unkonventionellen Mustern und Beschriftungen und Jeans und T-Shirts.

So „umgarniert“ wagte sie den nächsten Schritt in die große, weite Welt der Hyänen. Als sie sich die Schaufenster der Boutiquen am Gärtnerplatz in München anschaute und die ersten dieser Spezies sie im Vorübergehen nur kurz mit einem verächtlich strafenden Blick bedachten, der aber - deutlich erkennbar - nur ihrem Aussehen, nicht aber ihrer Person galt, war sie sich schon beinahe sicher, dass sie ein Stück Bewegungsfreiheit wiedergewonnen hatte. Deshalb wagte sie sich auch noch in das „Höhlsystem der Hyänen“, die Leopoldstraße und die Hohenzollernstraße in Schwabing. Als dort sogar ein ganzes Rudel, das ihr entgegenkam, keinerlei Interesse zeigte, war sie endgültig beruhigt.

Da sie auch vermeiden wollte, etwa beim Bezahlen eines Einkaufs mit ihrem stadtbekanntem Namen angesprochen zu werden, ging sie zum Direktor der Privatbank, bei der sie ein eigenes Konto hatte, und verlangte von ihm, dass er für sie ein Konto mit ihrem Mädchennamen eröffnen sollte. Der sah sie zuerst mit großen Augen an und versuchte ihr dann klarzumachen, dass das nicht möglich sei. Als sie allerdings damit drohte, Herrmann von Cronenburg anzurufen, gab er klein bei. Nachdem sie jetzt beim Bezahlen wie auch beim Überweisen wieder Madeleine Müller war, konnte sie nun ihr gewohntes Leben fortsetzen.

Allerdings änderte das alles nichts daran, dass sie auch weiterhin versuchte, der unausgefüllten Zeit mit Hilfe von teuren, hochprozentigen Getränken zu entfliehen.

\* \* \* \* \*

Sie kam wieder einmal von einer erfolgreichen Einkaufstour aus München zurück, als sie das Blinken ihres Anrufbeantworters bemerkte. Da sie müde war, kümmerte sie sich nicht weiter darum, sondern leerte erst einmal die Einkaufstüten und verstaute alle neuen Sachen in ihren Schränken. Dann ließ sie sich ein Vollbad ein, schüttete ein ganzes Fläschchen der teuren Badeessenz eines weltbekannten italienischen Unternehmens ins Wasser, stellte ein paar Kerzen auf den Wannenrand und öffnete eine Flasche Champagner. Sie schenkte sich ein Glas ein, stellte es neben die Flasche und ließ sich langsam vom Rand aus durch den Schaum hindurch ins Wasser gleiten. Und dann trank sie das erste Glas, schloss die Augen und genoss die Wärme, die sie umfing und das Prickeln auf ihrer Haut. Sie wachte auf, als ihr kalt wurde, und sie stellte fest, dass das Wasser nur noch lauwarm und die Flasche leer war. Vorsichtig, weil ihr Gleichgewichtssinn etwas beeinträchtigt war, stieg sie aus der Wanne, wickelte sich in ihren Bademantel ein, ging ins Schlafzimmer, ließ sich auf das Bett fallen und schlief ein.

Als sie gegen Mittag aufwachte, aufstand und in ihr Wohnzimmer ging, bemerkte sie wieder das Blinken des Anrufbeantworters. Sie überlegte, ob sie sich die Nachricht anhören oder lieber gleich löschen sollte. Dann drückte sie doch auf den Abhörknopf. Es folgte die quäkende Stimme des Apparats: „Sie haben eine neue Nachricht. Nachricht Nummer eins.“ Und dann die kurze Pause. Und dann hörte sie die Stimme ihres Vaters: „Madeleine, ich kann dich nicht erreichen. Bitte komm schnell, deine Mutter liegt im Sterben.“ Pause, dann noch einmal das Quäken: „Ende der Nachricht.“

Madeleine schien erst einmal nicht begreifen zu können, was sie da gehört hatte. Dann suchte sie fieberhaft in der Schublade der Telefonkommode nach dem Zettel mit der Telefonnummer ihrer Eltern. Da der nicht zu finden war, rief sie die Auskunft an. Als sie schließlich gewählt hatte, ertönte nur das langgezogene „Tuuut“ als Zeichen dafür, dass die Leitung offen war, aber niemand ging an den Apparat. Nach mehreren gescheiterten Versuchen gab sie auf, zog sich an, schnappte sich Handtasche und Autoschlüssel, rannte nach unten ins Esszimmer, wo Herrmann gerade beim Mittagessen war und sagte keuchend: „Meine Mutter stirbt. Ich muss weg. Wann ich zurückkomme, weiß ich nicht.“ Und dann rannte sie hinaus zu ihrem Auto.

Sie hielt vor dem Haus und klingelte Sturm, aber niemand öffnete. Dann versuchte sie es mit der Klingel der Wohnung daneben. Es schien jemand da zu sein, denn die Eingangstür wurde geöffnet. Sie rannte die Treppen hinauf und fragte die Nachbarin, die in der Tür ihrer Wohnung stand, ob sie wisse, wo ihre Eltern seien. Die antwortete: „Na, die Frau ist doch gestern mit dem Notarzwagen abgeholt worden und der Mann ist doch mitgefahren. Der ist aber nicht zurückgekommen, zumindest habe ich ihn weder gesehen noch gehört. Da wird der wohl noch im Krankenhaus sein.“ Bevor die Frau noch den letzten Satz beendet hatte, hatte sich Madeleine schon umgedreht und war wieder die Treppe hinuntergerannt.

Im Krankenhaus musste Madeleine vor dem Informationsschalter erst einmal warten, bis sie an der Reihe war und die Angestellte herausgesucht hatte, auf welchem Stockwerk und in welchem Zimmer ihre Mutter lag. Kein Fahrstuhl. Sie rannte die Treppen hinauf in den zweiten Stock und dann den Gang entlang. Vor der Stationstür hielt sie kurz an, um Atem zu holen. Dann öffnete sie die Tür. In der Mitte des Ganges saß ihr Vater mit gesenktem Kopf auf einem Stuhl vor einem Zimmer. Als sie ihn erreicht hatte, konnte sie durch die offene Tür daneben eine Schwester sehen, die gerade das Bett abzog und die Wäsche auf den Boden warf. Madeleine setzte sich neben ihren Vater und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Tut mir leid, aber ich habe erst heute Morgen deine Nachricht abgehört.“ Der Vater sagte nichts, sondern hob nur den Kopf und schaute sie vorwurfsvoll an.

Madeleine blieb bis zur Beerdigung. Es waren bedrückende Tage, auch weil ihr Vater so gut wie kein Wort mit ihr redete, sondern einfach nur in seinem Sessel saß und vor sich hinstarrte. Er nahm wortlos zur Kenntnis, dass sie ihn mit Frühstück, Mittagessen und Abendessen versorgte und dass sie die Beerdigung organisierte, bedankte sich auch kurz und verkroch sich dann wieder in sein Schweigen. Auf die Frage, wie es ihnen denn ergangen sei, seit sie damals weggegangen war, antwortete er freundlich: „Gut“, schien aber seinerseits nicht an ihrem seitherigen Leben interessiert zu sein, zumindest stellte er keine Fragen. Auch die Antwort auf ihre Frage nach der Krankheit, an der die Mutter gestorben war, war kurz: „Sie hatte halt Krebs, und dann ist sie gestorben.“ Was sie wunderte, war, dass er auch keine Tränen zu haben schien, zumindest weinte er nicht in ihrer Gegenwart. Bevor sie ihn wieder verließ, fragte sie ihn noch, ob er denn zurechtkommen würde. Er antwortet: „Natürlich, mach dir keine Sorgen. Ich kann einkaufen, kochen, waschen und die Wohnung aufräumen. Das reicht ja wohl“. Und dann fügte er noch mit einem gequälten Lächeln hinzu: „Und ich bin ja jetzt eine gute Partie, weil ich ja noch einen Teil der Rente deiner Mutter bekomme.“

Diesen Satz würde sie nie vergessen, auch deswegen nicht, weil es der letzte war, den sie von ihrem Vater gehört hatte.

Zwei Wochen später bekam sie den Anruf des Hausarztes ihrer Eltern mit der Mitteilung, dass auch ihr Vater gestorben sei. Als sie fragte: „An welcher Krankheit?“, antwortete der: „An Traurigkeit. Das passiert manchmal bei alten Leuten, die sich so gut verstanden haben, dass sie den Tod ihres Partners nicht verwinden können.“

Nach der zweiten Beerdigung innerhalb so kurzer Zeit war Madeleine noch einmal in die Wohnung ihrer Eltern zurückgekehrt, um die wenigen Bilder und Dokumente, die sie behalten wollte, in einen Karton zu packen. Der Rest würde in den nächsten Tagen von einer Firma geholt werden, die auf Wohnungsaufösungen spezialisiert war. Zwischen den Familienpapieren, dem Stammbuch, den Geburtsurkunden und der Heiratsurkunde ihrer Eltern, fand sie auch ein Sparbuch mit einem zusammengefalteten Blatt Briefpapier. Als sie das Sparbuch öffnete und die letzten Eintragungen las, wurde sie blass: Die Eltern hatten das ganze Geld, das sie ihnen überwiesen hatte, selbst das, was sie ihnen dagelassen hatte, als sie sie besucht hatte, nie angerührt. Und ihr Vater hatte mit krakeliger Handschrift mit dem Datum ihrer Abreise nach der Beerdigung der Mutter auf das beigefügte Blatt geschrieben: „Liebe Madeleine, wir haben dieses Geld nie gebraucht, aber das hast du ja nicht verstanden, als du uns besucht hast. Deshalb kannst du es jetzt auch wieder haben. Vielleicht hast du ja Verwendung dafür, obwohl du es eigentlich sicher auch nicht brauchst. In Liebe, Dein Vater.“

Zurück in der Villa, zeigte Madeleine Herrmann diesen Brief. Der las ihn, sagte nichts, sondern sah sie mit einem Blick an, dessen Kälte ihr einen Schauer über den Rücken jagte.

Sie fror immer noch, als sie in ihrem Wohnzimmer saß und vor sich auf dem Tisch eine Flasche besten französischen Cognacs und ein volles Glas stehen hatte. Und sie fror die ganze Nacht, obwohl sie alle verfügbaren Decken über sich versammelt hatte.

Sie fror auch noch, als sie aufstand und das Glas und die Flasche noch unberührt auf dem Tisch standen.

Und dann duschte sie eine halbe Ewigkeit, um sich mindestens äußerlich aufzuwärmen.

Irgendwann im Laufe der Woche danach, fing sie langsam an zu begreifen, dass die eigentlich grausame Therapie dazu geführt hatte, dass sie gründlich über sich selbst nachdachte - und das mit viel weniger Alkohol, immer häufiger sogar ganz ohne.

Und sie gewann dann auch die Einsicht, dass Herrmann sie wohl deswegen so angesehen hatte, weil er früher als sie begriffen hatte, dass sie an ihrer Vergangenheit nichts mehr würde ändern können und dass dieser Brief und vor allem das Geld sie immer schmerzhaft daran erinnern würde.

Je öfter sie die Welt völlig nüchtern betrachtete, desto mehr wuchs in ihr der Wunsch, wieder die zu werden, die sie war, bevor sie sich, aller lauerten Gefahren zum Trotz, die sie eigentlich - hätte sie die Lehren aus ihrer Kindheit, ihrer Jugend- und Studienzeit nicht einfach verdrängt - hätte erkennen müssen, bevor sie sich auf die verlockenden, abenteuerlichen Spiele im „Dschungel der Reichen und Schönen“ eingelassen hatte.

Da sie ja viel Zeit hatte, machte sie sich auch Gedanken darüber, was mit dem seit Hartmuts demonstrativem Auszug seither nur von der Putzfrau betretenen Dachgeschoss werden sollte. Sie entschloss sich, es renovieren zu lassen, um all das, was noch an ihn erinnern könnte, endgültig zu beseitigen. Sie ließ alles, was Hartmut dagelassen hatte, von einer sozialen Einrichtung, die auf Wohnungsräumungen spezialisiert war, abholen und beauftragte dann eine Innenarchitektin damit, das ganze Geschoss für einen modernen jungen Mann herzurichten.

Irgendwann würde Harald ja zurückkommen und sich vielleicht freuen, wenn er eine eigene Wohnung in der Villa haben würde.

\* \* \* \* \*

Herrmann hatte sich Madeleine gegenüber eine Zeitlang nicht unfreundlich, aber sehr reserviert verhalten. Er schien aber bemerkt zu haben, dass in ihr eine Veränderung vorgegangen war.

Nachdem die Renovierung des Dachgeschosses abgeschlossen war und sie ihm stolz das Ergebnis präsentiert hatte, auch mit dem Hinweis, dass das Haralds Reich werden sollte, wenn er von der Insel zurückkommen würde, bat er sie, ihn in sein Arbeitszimmer zu begleiten, weil er, wie er sich ausdrückte, ein paar Kleinigkeiten mit ihr zu besprechen hätte.

Als sie sich gegenüber saßen, Herrmann auf seinem „Gutsherren-Thron“ – wie Madeleine den Hochlehnsessel scherzhaft immer bezeichnet hatte – hinter dem Schreibtisch, Madeleine im Sessel vor dem Schreibtisch, legte Herrmann seine Unterarme auf die Schreibtischplatte, faltete die Hände und sah sie über seine Lesebrille väterlich milde an. Vor ihm lag eine aufgeklappte Ledermappe mit vielen Dokumenten. „Diese Mappe enthält deine und Haralds endgültige Unabhängigkeit von allen Launen Hartmuts und damit auch eure Zukunft“, begann er. „Mir geht

es, nach Auskunft aller meiner Ärzte, aber vor allem meinem eigenen Empfinden nach, gesundheitlich immer noch gut und ich könnte dir das, was ich mit dir besprechen möchte, auch durch die Kanzlei zuschicken lassen, aber ich glaube, dass es für dich wie für mich von Bedeutung ist, wenn wir das alles persönlich, so von Angesicht zu Angesicht, erledigen, auch, weil ich einige Bemerkungen machen möchte, die ich nie schriftlich niederlegen würde.

Zuerst einmal das Wichtigste: Ich habe die Villa und das Jagdgebiet, einschließlich des Jagdhauses, auf dich übertragen lassen. Es gehört seit einer Woche alles dir. In dem Vertrag, der damit verbunden ist, steht mir allerdings ein lebenslanges Wohnrecht und damit die Nutzung all der Räumlichkeiten zu, die ich auch jetzt bewohne. Das Nutzungsrecht des Reviers ist sogar ausschließlich mir vorbehalten. Das habe ich nicht aus Misstrauen dir gegenüber gemacht, sondern für den Fall, dass dir und Harald etwas passiert und Hartmut dann euer Erbe wäre. Vielleicht solltest du einmal darüber nachdenken, ob du dich nicht doch irgendwann von ihm scheiden lassen willst, spätestens dann, wenn Harald zurück ist und du mit ihm darüber reden kannst.

Das wird dir umso leichter fallen, weil die anderen Schriftstücke dich nämlich vollkommen unabhängig machen. Ein ziemlich großer Teil meines nicht in die Holding und damit auch nicht in die Stiftungen übergegangenen Privatvermögens liegt in der Schweiz auf einer Bank. Für meine persönlichen Bedürfnisse reicht das Geld, was ich von der Familienstiftung bekomme, vollkommen aus, deshalb brauche ich auch diesen Teil nicht mehr. Es war Hagens großzügige „Überlebensration“, die er angelegt hatte, als ihm klar war, dass der Krieg verloren war, und er nicht wusste, ob nach dem Krieg noch irgend etwas von dem Cronenburg-Vermögen in Deutschland selbst verfügbar sein würde. Dass alles anders kam, weißt du ja. Ich habe ein kleines Haus in einer Schweizer Gemeinde gekauft und mit dieser Gemeinde ein Abkommen getroffen, dass alles, was auf dieser Bank liegt und zu versteuern ist, dort versteuert wird. Das ganze Vermögen dort ist also vollkommen legal. Und ich, du und Harald sind dort gemeldet und wir haben auch alle einen Schweizer Pass. Eure Pässe befinden sich ebenfalls in dieser Mappe. Frag mich aber bitte nicht, wie das möglich war. Weder du noch Harald brauchen sich also Sorgen machen, falls der Ertrag aus den Stiftungen weniger werden oder sogar ganz ausfallen sollte. Das Münchener Bankhaus, bei dem du ja schon zwei Konten hast, hat noch ein drittes, das ebenfalls auf deinen Namen läuft und von dem alle Verbindlichkeiten für die Anwesen hier abgebucht werden. Die haben eine Konstruktion entwickelt, die es dir möglich macht, so viel Geld, wie du brauchst, sofort aus der Schweiz zu transferieren. Kopien aller Dokumente befinden sich in der Kanzlei, so dass selbst im Falle eines Diebstahls nichts verloren wäre, Ausnahme sind natürlich die Pässe, aber für die wird sich wohl niemand interessieren. Aber zur Sicherheit solltest du das meiste in einem Banksafe

unterbringen. Die Besitzurkunden solltest du allerdings hier behalten, für den Fall meines plötzlichen Ablebens und dem dann sicheren Besuch von Hartmut.“ Herrmann klappte die Mappe zu und schob sie mit der Bemerkung über den Tisch: „Ich wünsche dir und Harald, dass ihr mit dem, was die Welt euch noch in Zukunft zu bieten hat, ein glücklicheres Leben führt, als es mir möglich war.“

Madeleine wusste nicht, was sie sagen sollte, und das sagte sie auch zu Herrmann. Der antwortete nur lakonisch: „Ich habe, was ich brauche und was mir noch Freude bereitet, aber ich habe außer euch beiden niemand, dem ich das, was in der Mappe ist, anvertrauen möchte. Du hast hoffentlich gelernt, dass das, was du jetzt hast und was dir lange Zeit am wichtigsten war, keine Glücksgarantie beinhaltet. Und jetzt lass mich bitte allein, ich habe noch zu tun.“

Madeleine war nach Herrmanns freundlichem „Hinauswurf“ in ihr Wohnzimmer gegangen und hatte sich, die geschlossene Mappe immer noch in den Händen, auf den Stuhl vor ihrem Schreibtisch gesetzt. Sie dachte darüber nach, was Herrmann gesagt hatte. Er hatte sie „in Sicherheit gebracht“, in die Sicherheit, für die sie vieles hergegeben hatte, beinahe auch den letzten Rest ihrer Selbstachtung. Aber der Preis für dieses Geschenk war hoch gewesen. Das hatte ihr Herrmann mit seinen letzten Sätzen noch einmal vor Augen geführt. Und Herrmann besaß jetzt zwar weniger, hatte aber dafür etwas gewonnen, was ihr bis jetzt noch fehlte: Er schien gelassen, im Gleichgewicht zu sein, beinahe über den Dingen stehend.

\* \* \* \* \*

Herrmanns 85. Geburtstag, er war in diesem Jahr auf einen Samstag gefallen, feierten Madeleine und er am Abend im Wintergarten. Madeleine hätte gern eine Flasche von dem Wein aus dem Keller geholt, den sie beide 1984 zusammen getrunken hatten. Herrmann hatte aber auf Champagner bestanden. Sie hoben gerade die langstieligen Gläser, um auf sein Wohl zu trinken, als die schrille Klingel des Telefons in der Eingangshalle sie dabei unterbrach. Herrmann setzte sein Glas ab und sagte: „Entschuldige, aber das ist vielleicht der Polizeipräsident. Er ließ heute Morgen schon ausrichten, dass er mich heute Abend anrufen würde, um mir zu gratulieren. Ich geh ganz kurz und spreche mit ihm. Er ist ja einer der wenigen, mit dem ich, trotz des Altersunterschieds, manchmal noch unterhaltsame Stunden verbringe. Also bis gleich.“

Als er zurückkam, war er sehr ernst: „Entschuldige, aber wir müssen die Feier wohl verschieben. Es war der Präsident, aber hat nicht wegen des Geburtstags angerufen, sondern dienstlich. Irgend jemand hat es, trotz der vielen Sicherheitseinrichtungen, die wir in den letzten Jahren haben einbauen lassen, geschafft in mein Büro

einzudringen. Und meine Anwesenheit scheint dringend erforderlich zu sein. Ich rufe den Chauffeur und lasse mich fahren. Trink ruhig das Glas auf mein Wohl, aber warte nicht auf mich. Das wird wahrscheinlich eine etwas längere Veranstaltung.“

Damit verließ er den Wintergarten und ließ Madeleine nachdenklich zurück: „Was könnte man in Herrmanns Büro schon groß finden?“, dachte sie, hob das Glas einem imaginären Herrmann entgegen und trank: „Auf dein Wohl, auf deine Gesundheit und möge die Welt morgen netter zu dir sein.“

Sie wollte gerade aufstehen und gehen, als Herrmann wieder zurückkam: „Madeleine, würdest du mich bitte begleiten? Es kann sein, dass ich deine Hilfe benötige.“

Im Büro Herrmanns waren die Männer von der Kriminaltechnik schon eifrig mit der Spurensuche beschäftigt. Die beiden Kriminalbeamten, die anscheinend immer noch dabei waren, sich einen Überblick in dem angerichteten Chaos von auf dem Boden herumliegenden Blättern, Ordnern und Gegenständen zu verschaffen, schienen nicht sehr glücklich zu sein, als die Troika aus Polizeipräsident, Herrmann und Madeleine den Raum betrat. Während der eine, ohne aufzusehen, Markierungen auf den Boden stellte und dann fotografierte, kam der andere sofort auf sie zu: „Bitte gedulden Sie sich noch einen Augenblick und warten Sie im Vorzimmer, bis wir mit dem Fotografieren fertig sind. Ich komme gleich zu Ihnen und werde Ihnen erklären, was wir bis jetzt wissen.“

Er kam tatsächlich schon nach ein paar Minuten wieder auf sie zu: „Es gibt keinerlei Spuren eines gewaltsamen Eindringens. Der oder die Einbrecher, etwas Genaues wissen wir noch nicht, haben Schlüsselkarten für die Tiefgarage und den Aufzug gehabt und einen Schlüssel für die Bürotür. Herr von Cronenburg, hat irgend jemand außer Ihnen noch einen Schlüssel in Verwahrung?“ Herrmann antwortete: „Nein, es gibt nur noch einen im Tresor im Vorzimmer, aber der ist ja nicht geöffnet worden. Ich kann aber sofort nachsehen.“ Er ging zu dem kleinen Wandtresor, gab verdeckt ein paar Zahlen ein, öffnete die Tür, griff in ein Fach und zeigte dem Beamten den Schlüssel: „Wie ich gesagt habe, der ist da, und außer mir kennt niemand die Kombination.“ Der Beamte nahm es zur Kenntnis: „Gut, dann folgen Sie mir bitte. Sie können sich jetzt umsehen. Vielleicht könnten Sie ja feststellen, ob etwas fehlt.“

In seinem Büro schaute sich Herrmann nur kurz um und ging dann sofort auf den Schreibtisch zu. Er schaute in die herausgezogene oberste Schublade: „Die ist ja leer, und sie war verschlossen, das weiß ich genau, und die ist aufgebrochen worden. Haben Sie irgendwo im Raum eine blaue Mappe gesehen?“ „Nein, enthielt sie etwas Wertvolles oder Wichtiges, was den Einbruch erklären könnte, oder wusste jemand von ihrer Existenz? Gab es sonst noch Wertgegenstände in diesem

Raum?“ Herrmann schien nachzudenken: „Nein, nichts, was man nicht ersetzen könnte, und alles für Einbrecher völlig wertlos. Ich versteh das nicht.“

Dann wandte er sich an seine Schwiegertochter: „Madeleine, ich hatte dich doch am Mittwoch gebeten, mir eine blaue Mappe aus meinem Arbeitszimmer zu bringen, die ich dort vergessen hatte. Kannst du dich noch daran erinnern, was ich mit der gemacht habe?“ „Als ich ging, hast du sie in der obersten Schublade deines Schreibtischs eingeschlossen.“ „Und dann noch etwas, hat Hartmut schon im Vorzimmer gewartet, als du gingst oder bist du ihm erst auf dem Weg nach draußen begegnet?“ „Er stand mit dem Rücken zu mir schon da und hat mich gar nicht bemerkt, weil er sich angeregt mit deiner Sekretärin unterhalten hat. Ich habe im Vorübergehen aber aufgeschnappt, dass es um irgendwelche Anrufe bei deiner Anwaltskanzlei ging.“ Herrmann schaute nachdenklich auf den Boden: „Na ja, vielleicht habe ich die Mappe wieder mit nach Hause genommen.“

Er drehte sich wieder zu den Beamten und dem Präsidenten um: „Herzlichen Dank für Ihre Mühe. Wenn ich sonst nicht helfen kann, dann würde ich gern wieder fahren und zu Hause nachschauen. Gute Nacht!“

\* \* \* \* \*

Der Chauffeur hatte Madeleine und Herrmann vor dem Haupteingang abgesetzt und die beiden waren schon auf dem Weg ins Haus, als Herrmann bemerkte, dass in seinem Arbeitszimmer noch Licht brannte: „Ich bin mir sicher, dass ich heute dort noch keine einzige Lampe angemacht habe, aber ich werde wohl doch alt“, sagte er lachend zu Madeleine. Die erwiderte: „Ganz ruhig, Herrmann, das ist keine Alterserscheinung, sondern passiert alltäglich, sogar den fähigsten Köpfen. Wir gehen jetzt einfach dahin, machen das Licht aus und trinken im Wintergarten noch ein Glas auf dein Wohl und versuchen den unschönen Teil des Abends zu vergessen.“

Ein schmaler Lichtstreifen war auf dem Boden zu erkennen, weil die Tür zum Arbeitszimmer einen Spaltbreit offen stand, aber es waren nicht die leisesten Geräusche zu hören, als die beiden näher kamen. Herrmann drückte die Tür langsam auf. Die Schreibtischlampe brannte und beleuchtet die wilde Unordnung, die jemand nach der Durchsuchung des gesamten Raums hinterlassen hatte. Viele Bücher waren aus den Regalen gerissen und einfach auf den Boden geworfen worden. Und die Schreibtischschubladen waren geleert, gewaltsam aus ihrer Verankerung gedrückt und umgedreht worden und lagen jetzt kreuz und quer übereinander ebenfalls auf dem Boden. Auf dem Schreibtisch lag eine leere Flasche Wodka aus Herrmanns kleinem Barschrank und auf dem Parkett davor lagen die Glassplitter von zertrümmerten Gläsern. Die Einbrecher hatten sich, wohl aus Wut darüber, dass ihre Suche anscheinend erfolglos war, mit dem Inhalt der Flasche ein

wenig entschädigt. Festzustellen war, dass sie ziemlich trinkfest sein mussten, denn sie waren anschließend sicher nicht zu Fuß geflüchtet. Herrmann hielt Madeleine zurück, als sie weiter in das Zimmer hineingehen wollte: „Wir verlassen besser den Raum und rufen die Polizei. Die sollen sich auch hier gründlich umschauchen. Ich rufe von der Eingangshalle aus an, und wir gehen in den Wintergarten, warten dort, bis sie kommen und trinken währenddessen den Rest des Champagners. Ich will mir meinen Geburtstag nicht völlig verderben lassen.“

Das Eis im Sektkühler war zwar schon geschmolzen, aber der Champagner war noch kalt genug, als sie das zweite Glas auf Herrmanns Geburtstag tranken. Er schaute dabei gedankenverloren in das perlende Goldgelb und sagte: „Mein Vater wäre wohl auch gern fünfundachtzig geworden, schade.“ Madeleine war erstaunt: „Woher weißt du, dass er das nicht geworden ist? Ich habe gedacht, dass man nie wieder etwas von ihm gehört hat.“ Herrmann schaute sie an und erwiderte: „Ich weiß es einfach.“ Madeleine begriff, dass er darüber nicht weiter reden wollte, und fragte deshalb nicht weiter nach.

Die Polizeibeamten und die Männer von der Spurensicherung aus München verrichteten murrend ihre Arbeit, weil sie eigentlich gehofft hatten, nach der Arbeit im Cronenburg-Gebäude nach Hause gehen zu können, aber nun die ganze Nacht durcharbeiten mussten.

Nachdem die Beamten gegangen waren, suchten beide in dem Chaos nach der blauen Mappe. Sie war aber nirgends zu finden. Auf Madeleines Frage, ob sie denn so wichtig sei und ob man den Inhalt nicht ersetzen könne, antwortete Herrmann: „Kein Problem, das war nur eine Sicherheitskopie für die Anwälte. Das Original ist sicher verwahrt. Ich weiß nur nicht so recht, ob es wirklich nur darum ging oder ob die Einbrecher nicht vielleicht etwas ganz anderes gesucht haben. Aber das konnten sie nicht finden und das wird ihren Auftraggeber sehr geärgert haben.“ „Du sprichst in Rätseln“, sagte Madeleine, „könntest du mich vielleicht in deine Gedanken einweihen?“ „Nein, nein, nicht so wichtig“, brummte Herrmann und fing an, Papiere wieder in die Schubladen einzusortieren.

Die beiden räumten dann zusammen noch notdürftig alles andere auf, was noch auf dem Boden herumlag, bevor sie sich auf den Weg zu ihren Schlafzimmern machten.

\* \* \* \* \*

Der Anruf kam am Donnerstag danach, mitten in der Nacht. Das Telefon neben Madeleines Bett schnarrte ungeduldig, beruhigte sich, schnarrte wieder, beruhigte sich und schnarrte wieder, bis Madeleine es im Dunkeln endlich gefunden hatte:

„Wer, zum Teufel, ist da?“, knurrte sie verschlafen, bevor der anscheinend von dem Kommentar überraschte Anrufer sich noch melden konnte. „Entschuldigen Sie die nächtliche Störung! Polizeikommissar Mayer, könnten Sie bitte so schnell wie möglich herkommen. Ihrem Vater ist etwas passiert.“ „Mein Vater ist schon tot, also lassen Sie die üblen Scherze!“ Madeleine drückte die „Beenden-Taste“, warf das Telefon neben sich aufs Bett und drehte sich wieder um. Das Telefon schnarrte erneut. Madeleine knipste das Licht auf der Kommode neben dem Bett an, fand das Telefon in den Falten der Decke und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe!“ Der Anrufer wiederholte sich nicht, sondern sagte bereits in ihren Ausruf hinein: „Sind Sie Madeleine von Cronenburg, eine Verwandte von Herrmann von Cronenburg?“ Madeleine erschrak: „Ja, ich bin Madeleine von Cronenburg, und ich bin die Schwiegertochter, und was ist mit Herrmann, und woher haben Sie meine Telefonnummer, und wer sind Sie bitte noch mal?“ Die Stimme antwortete: „Polizeikommissar Mayer vom Streifendienst Starnberg. Frau von Cronenburg, wir haben ihren Schwiegervater gefunden, könnten Sie bitte so schnell wie möglich zu einem Hochsitz in der Nähe eines Jagdhauses fahren. Er ist nur ungefähr eine Viertelstunde von Ihrem Haus entfernt. Ich beschreibe Ihnen den Weg.“ „Aber, was ist mit ihm?“ Der Beamte antwortet nur: „Das kann ich Ihnen am Telefon nicht sagen, bitte kommen Sie einfach.“

Madeleine ging, das Telefon am Ohr, zum Schreibtisch, notierte sich die Angaben und zog sich danach schnell an. Als sie schon auf dem Weg zum Auto war, fiel ihr ein, dass Herrmann ihr für einen eventuellen Notfall genaue Anweisungen gegeben hatte.

Als er nämlich Madeleine die Mappe mit den Unterlagen für die Villa und die Schweiz übergeben hatte, hatte er ihr auch noch einen Umschlag überreicht und gesagt: „Sollte ich nicht unter deinen Augen im Bett sterben, egal, ob hier im Haus oder in einem Krankenhaus, dann öffnest du diesen Umschlag und tust bitte genau das, was da steht. Bewahre ihn gut auf, am besten, du klebst ihn an die Unterseite irgendeiner Schublade. Es könnte sein, dass sich jemand so sehr dafür interessiert, dass er sogar vor einem Verbrechen nicht zurückschreckt. Das heißt nicht, dass die Person selbst das tun würde, aber wie du vielleicht noch weißt: Mit Geld, vor allem mit viel Geld, ist manches möglich.“

Sie lief also zurück ins Haus, in ihr Wohnzimmer, zog die unterste Schublade an ihrem Schreibtisch heraus, drehte sie um und löste die Klebestreifen, mit denen sie den Umschlag an der Unterseite befestigt hatte.

Mit zitternden Händen öffnete sie den Umschlag und las im Licht einer Taschenlampe auf dem Weg zum Auto, was Herrmann geschrieben hatte: „Liebe Madeleine, ich weiß, dass ich mich auf dich verlassen kann. Du musst mir, auch wenn es dir vielleicht widerstrebt, einen letzten Wunsch erfüllen: Egal wo und unter welchen Umständen man mich findet, zeig den Verantwortlichen, dem

Polizeibeamten oder dem Arzt oder beiden, die beigefügte Vollmacht und gib ihnen das von der Kanzlei beglaubigte Schreiben, in dem ich für den Fall meines Todes anordne, dass ich auf jeden Fall in der Pathologie der Rechtsmedizin in München obduziert werden will. Dann rufst du den Polizeipräsidenten an, dessen Privatnummer du auf der Rückseite des Blattes findest und erzählst ihm, was passiert ist. Bitte kümmere dich auch um meine Beerdigung. Die für alle Formalitäten notwendige Vollmacht befindet sich ebenfalls in diesem Umschlag. Auf dem Friedhof in Starnberg gibt es neben der Grabstätte von Gunther von Kron einen freien Platz, den ich für mich habe reservieren lassen. Die Unterlagen liegen bei der Gemeinde- und auch bei der Friedhofsverwaltung. Alles andere überlasse ich dir. Und wehre dich mit allen Mitteln gegen alles, was Hartmut vielleicht versuchen wird, um was auch immer zu verhindern. Herrmann“

Sie sah die kreisenden Blaulichter von zwei Autos schon weitem und dachte, als sie darauf zufuhr, nur: „Hoffentlich ist es nichts wirklich Schlimmes.“ Sie hielt neben einem Streifenwagen und einem Notarztwagen an und stieg aus. Ein uniformierter Beamter kam, einen starken Handscheinwerfer in der Hand, auf sie zu und fragte: „Frau von Cronenburg?“ Madeleine nickte nur: „Was ist passiert, wo ist Herrmann?“ Der Mann sagte nur: „Bitte folgen Sie mir“, und ging ihr voraus in den Wald. Schon nach ein paar Metern konnte sie zwischen den Bäumen hindurch sehen, dass sie anscheinend auf dem Weg zu einer Lichtung waren, an deren Rand weitere Lampen auf- und abzutanzen schienen.

Am Rand der Lichtung wurden sie von einem weiteren Polizeibeamten und von einem Mann in der rotweißen Bekleidung des Rettungsdienstes erwartet. Der ging auf Madeleine zu und sagte: „Frau von Cronenburg? Doktor Schmidt, ich bin der Notarzt. Einen Moment noch, bevor sie weitergehen dürfen, muss ich mit ihnen sprechen.“ Und dann erzählte er ihr, dass ein Jäger, der auf dem Weg zu seinem eigenen Revier war - und dabei zeigte er auf einen Mann in Dunkelgrün mit einem Jagdgewehr an der Seite – durch Zufall Herrmann neben dem Hochsitz auf dem Boden liegend entdeckt hätte. Er hätte sofort die Rettungsleitstelle und die Polizei angerufen und dann versucht, erste Hilfe zu leisten. Das wäre aber zu spät gewesen. „Herrmann ist also tot?“, fragte Madeleine, und der Arzt nickte zuerst und sagte dann: „Ich konnte, als ich ankam, nur noch den Tod feststellen, und er ist, soweit ich das hier beurteilen kann, schon vor ein paar Stunden gestorben. Todesursache ist eine schwere Fraktur der Halswirbelsäule, also ein gebrochenes Genick. Mein Beileid.“ Der Polizist neben dem Arzt ergriff nun das Wort: „Glauben Sie, dass sie den Anblick ertragen und ihn identifizieren können?“ Madeleine nickte nur betroffen. „Dann kommen Sie bitte mit.“

Herrmann lag auf dem Rücken neben dem Hochsitz im Gras. Im Licht des Handscheinwerfers konnte Madeleine sehen, dass seine Augen schon geschlossen worden waren, dass sein Gesichtsausdruck aber seltsam verzerrt war. „Das ist Herrmann von Cronenburg, aber wie ist das passiert?“, sagte sie. Der Beamte antwortet mit einer Gegenfrage: „War Ihr Schwiegervater Alkoholiker?“ „Nein, um Gottes Willen, er hat zwar manchmal ein Glas Wein getrunken, aber das war auch schon alles. Wie kommen Sie zu dieser Frage?“ „Wenn Sie genau hinsehen, können Sie im hohen Gras erkennen, dass die linke Hand eine Cognac-Flasche umklammert. Sie ist leer, und ihr Schwiegervater riecht, wie Ihnen der Notarzt bestätigen wird, nicht nur aus dem Mund nach Alkohol. Er muss einen kleinen Teil des Flascheninhalts auch verschüttet haben. So wie ich das einschätze, hat er sich da oben kräftig einen hinter die Binde gegossen, hat vielleicht - er ist ja auch nicht mehr der Jüngste - einen Schwächeanfall erlitten und ist dann über die Brüstung des Hochsitzes gestürzt und hat sich beim Aufprall – das ist die Diagnose des Notarztes – das Genick gebrochen.“ Madeleine war schockiert über diese lapidare Bemerkung und erwiderte nur fassungslos: „Das kann nicht sein, das kann nicht sein, nicht Herrmann, der hätte nie so viel getrunken.“ „Glauben Sie mir, junge Frau, aus meiner jahrelangen Erfahrung heraus kann ich nur sagen, dass es keine andere Erklärung für den Tod Ihres Schwiegervaters gibt. Und das werde ich auch so in meinen Bericht schreiben, zumal es keinen Hinweis darauf gibt, dass etwa andere Personen in der Nähe gewesen sein könnten. Mein Beileid. Soll ich ein bestimmtes Bestattungsinstitut anrufen oder einfach das nächstgelegene? Aber vielleicht warten wir noch auf Ihren Mann, den Sohn des Opfers, der das wohl besser entscheiden kann. Den habe ich nämlich auch erreicht, und der wird, weil er ganz in der Nähe in einem Hotel übernachtet hat, wohl auch bald hier sein. Zumindest hat er das so gesagt. Mein Kollege wird hier noch warten, bis der Tote abgeholt wird, und wir können inzwischen zu den Autos zurückkehren, vielleicht ist Ihr Mann ja schon da.“

Hartmut stand, an den Kotflügel seines Porsche gelehnt, schon da. Er schien aber noch nicht lange gewartet zu haben, denn es war kein Zeichen von Ungeduld zu erkennen. Er schien im Gegenteil ziemlich gelassen zu sein.

Und selbst der Polizeibeamte war mehr als erstaunt, als er zur Begrüßung sagte: „Na, hats den alten Suffkopf endlich erwischt? Ich hab ihn ja oft genug davor gewarnt, aber er hat immer nur gesagt, dass er genügend Zielwasser braucht, damit er überhaupt noch was trifft.“ Madeleine wusste vor Entsetzen nicht, was sie sagen sollte. Als sie aber durch die halb geöffnete Seitenscheibe auf dem Beifahrersitz das Gesicht einer jungen Frau sah, war ihr klar, wem er mit dieser offenkundig großspurigen Bemerkung imponieren wollte: Hartmut von Cronenburg, der Erbe, hatte der ihn umgebenden unbedeutenden kleinen Welt mitgeteilt, wie sie den

Toten zu sehen hätte. Und dann wandte er sich direkt an den Beamten und fuhr fort: „Lassen Sie ihn in die Leichenhalle in Starnberg bringen, ich entscheide morgen, was weiter geschehen soll. Und jetzt möchte ich wieder in mein Bett. Gute Nacht zusammen.“ Bevor der Polizist, der aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen war, noch etwas erwidern konnte, hatte er die Autotür geöffnet, war auf den Fahrersitz gesprungen, hatte den Motor gestartet und war rückwärts losgefahren.

Der Beamte wollte schon zu seinem Wagen gehen, als Madeleine ihn aufhielt: „Warten Sie bitte einen Moment. So geht das nicht!“ Und dann holte sie den Umschlag aus ihrem Wagen, nahm die Dokumente heraus und gab diese zuerst dem Beamten, dann auch dem Notarzt: „Wie sie sehen können, habe ich die Vollmacht, den letzten Willen von Herrmann von Cronenburg zu erfüllen. Mein Mann hat nichts zu sagen. Also veranlassen Sie bitte das, was da steht!“ Nachdem die beiden Männer sich von der überraschenden Wendung des Geschehens erholt hatten, veranlassten sie tatsächlich den Transport nach München. Madeleine blieb noch so lange, bis der Leichnam Herrmanns abgeholt worden war und der Notarztwagen wie auch der Streifenwagen weggefahren waren. Dann holte sie den Polizeipräsidenten aus seinem Schlaf und erklärte ihm, was vorgefallen war. Der hörte ihr am Telefon ruhig zu und sagte dann, sie könne wieder nach Hause fahren und schlafen gehen. Er würde sich um alles Weitere kümmern. Was er unter „alles Weitere“ verstand, erklärte er ihr allerdings nicht.

\* \* \* \* \*

Die Sensationspresse zeigte am nächsten Tag Bilder beliebiger Hochsitze mit dem berühmten Pfeil, der auf den Fundort des Toten hinweisen sollte, und meldete:

**Armer reicher Mann / Herrmann von Cronenburg stirbt bei der Jagd**

**Sturz vom Jägerthron / Herrmann von Cronenburg stirbt durch einen Sturz vom Hochsitz**

**Der tiefe Fall des Herrmann von Cronenburg / Tödlicher Sturz bei der Jagd**

Die regionalen Zeitungen titelten etwas weniger reißerisch:

**Der Tod eines Patriarchen / Herrmann von Cronenburg stirbt bei der Jagd**

**Tragisches Ende einer Jagd / Herrmann von Cronenburg tot in seinem Revier  
aufgefunden**

Selbst überregionale Zeitungen brachten kurze Berichte über den Tod Herrmanns im unteren Teil ihrer Titelseiten, aber vor allem in den Wirtschaftsnachrichten.

\* \* \* \* \*

Hartmut hatte anscheinend die Presseabteilung der Stiftungen noch erreicht, denn in allen Zeitungen der Republik erschienen großformatige Todesanzeigen und erste Nachrufe.

Madeleine wollte aber erst die Ergebnisse der polizeilichen Ermittlungen abwarten und machte sich vorerst nur Gedanken über den Text einer persönlichen Anzeige, die sie dann ebenfalls an alle Redaktionen verschicken würde.

\* \* \* \* \*

Am darauffolgenden Montag rief der Polizeipräsident Madeleine persönlich an, um ihr die vorläufigen Ergebnisse aller Untersuchungen mitzuteilen: „Herrmann scheint etwas geahnt zu haben, als er sie beauftragt hat. Hat er Ihnen gegenüber nie erwähnt, dass er vielleicht in Gefahr sein könnte?“ Als Madeleine verneinte, fuhr er fort: „Wie auch immer, es war kein Sturz in alkoholisiertem Zustand. Er ist ermordet worden. Der Pathologe hat festgestellt, dass man ihm zuerst den Cognac unter Zwang eingeflößt und ihm dann mit einem professionellen Griff das Genick gebrochen hat. Das beweisen Hämatome an den Armen und am Hals sowie Spuren von Kabelbindern an den Handgelenken. Er wurde erst einige Zeit nach seinem Tod vom Hochsitz geworfen. Und dann hat man die Lage am Boden so verändert, dass man auf den ersten Blick glauben konnte, es sei ein tragischer Unfall gewesen. Es müssen zwei Männer gewesen sein, denn man hat die Abdrücke von unterschiedlich großen, grobstolligen Stiefeln vor der Leiter gefunden. An der Leiter selbst hat man Fasern der Jagdkleidung gefunden, ebenso an der Brüstung des Hochsitzes, allerdings keine Spuren von den Tätern. Die gefundenen Stiefelabdrücke passen übrigens zu Teilabdrücken, die wir auf dem Boden des Büros und auch im Arbeitszimmer fotografiert haben. Es muss sich also in allen Fällen um dieselben Täter gehandelt haben. Das hilft uns vielleicht irgendwann einmal weiter, weil die Techniker an Teilen der zerbrochenen Gläser auf dem Fußboden des Arbeitszimmers auch DNA-Spuren sicherstellen konnten. Leider sind sie bis jetzt nirgendwo registriert. Im übrigen haben wir den Redaktionen der regionalen Presse schon mitgeteilt, dass es sich nicht um einen Unfall, sondern um Mord handelt, und wir haben sie gebeten, in ihren Berichten auch zu erwähnen, dass wir nach möglichen Zeugen suchen. Ich glaube, Frau von Cronenburg, dass Sie erleichtert sein werden, dass das Bild des volltrunkenen Herrmann der sich selbst zu Tode stürzt, eine Korrektur erfahren hat, bin mir aber auch sicher, dass die Tatsache, dass es sich um einen Mord, möglicherweise sogar um einen Auftragsmord gehandelt hat, Sie in Ihrer Trauer nicht unbedingt trösten, sondern eher noch beunruhigen wird. Aber ich kann Ihnen versichern, dass wir alles tun, um diesen Fall zu lösen.“ Nachdem der Mann ihr noch einmal sein Beileid ausgesprochen hatte, bedankte sich Madeleine, bevor sie auflegte.

Um sich von den Gedanken, die jetzt nicht nur um den Tod Herrmanns, sondern vor allem um die Wörter Mord und Auftragsmord kreisten, zu befreien, stürzte sie sich in die Aufgaben, die sie nun vorrangig zu bewältigen hatte.

Zunächst rief sie Hartmuts Sekretärin an und sagte ihr, sie möge ihn darüber informieren, dass sie die Beerdigung organisieren werde. Der rief nur ein paar Minuten später zurück. Bevor er auch nur seinen Satz, den er mit: „Das kannst du nicht!“, angefangen hatte, beenden konnte, hatte sie bereits gesagt: „Ich kann, ich habe die Vollmacht von Herrmann!“, und hatte aufgelegt.

Dann fuhr sie nach Starnberg, besichtigte die Grabstelle, warf einen flüchtigen Blick auf das daneben liegende Grab von Gunther von Kron und dessen Grabstein und ging dann zur Friedhofsverwaltung und später noch zur Gemeindeverwaltung, um mit den zuständigen Mitarbeitern den Termin und Modalitäten der Beerdigung festzulegen.

Wieder zu Hause, rief sie die Pressestelle der Cronenburg-Stiftungen an. Die sollte sich um Druck und Versand der Trauerkarten mit der Bekanntgabe des Beerdigungstermins kümmern und um eine weitere bundesweit zu veröffentlichende Anzeige mit dem Text:

**Herrmann von Cronenburg,**  
Ein Mensch, der einem feigen, abscheulichen Mord zum Opfer fiel.  
Wir werden ihn nie vergessen!

**In tiefer Trauer**  
**Madeleine und Harald von Cronenburg.**

Sie wusste, dass sie damit Hartmut noch mehr verärgern würde, und das gefiel ihr.

Und dann versuchte sie, Harald im Internat zu erreichen. Das Schulsekretariat des „Weenohall College“ teilte ihr aber mit, dass das nicht möglich sei, weil der mit einer Schülergruppe gerade bei einem „Survival-Training“ im schottischen Hochland sei, weitab von allen Straßen, und dass man keine Verbindung mit ihm aufnehmen könne.

Nach diesem Gespräch war sie erst einmal traurig, weil sie innerlich fest damit gerechnet hatte, dass Harald bei der Beerdigung an ihrer Seite sein könnte, erinnerte sich aber schnell wieder daran, dass es ja noch viel zu tun gab.

\* \* \* \* \*

Der Tag der Beerdigung begann mit dem größten Verkehrschaos, das der Friedhof von Starnberg und seine Umgebung je erlebt hatten, und die herbeigerufenen Polizisten hatten alle Mühe und mussten mehr als nur zwei Augen zudrücken, um den so nicht erwarteten Andrang von Trauergästen zu bewältigen und der Situation einigermaßen Herr zu werden.

Auch Madeleine sah, während sie den Sarg von der Aussegnungshalle bis zum Grab begleitete, einigermaßen fassungslos dem Strom von Menschen zu, der sich zwischen den umliegenden Gräbern in eine schwarze Mauer zu verwandeln schien. Nachdem der Sarg in das Grab hinuntergelassen worden war, der Pfarrer seinen Segen gesprochen hatte und ein Mitglied des Vorstands der Stiftungen Herrmanns große Leistungen für den Wiederaufbau der Bundesrepublik, für das Entstehen des Wirtschaftswunders und für die Umwandlung der Cronenburg-Holding in die segensreiche Stiftung gewürdigt hatte, ergriff Madeleine, bevor Hartmut, der ostentativ Abstand zu ihr gehalten hatte, etwas sagen konnte und ohne ihn auch nur im geringsten zu beachten, das Wort: „Ich trauere um einen Menschen, der sicher in seinem Leben nicht unfehlbar war, der für mich aber der wichtigste Mensch in meinem Leben war. Möge er seinen wohl verdienten Frieden finden.“ Dann warf sie die Rose, die sie die ganze Zeit krampfhaft mit der Hand umklammert hatte, auf den Sarg und nahm die kleine Schaufel in die Hand, die in dem Gefäß mit Erde vor ihr lag. Der eigentlich kaum hörbare Aufprall des Häufchens Erde verstärkte sich in ihrem Empfinden zur Detonation einer Höllenmaschine. Sie hielt sich die Ohren zu, drehte sich, ohne Hartmut noch eines Blickes zu würdigen, um und ging durch die sich vor ihr teilende und damit den Weg freigebende, wabernde schwarze Masse zum Ausgang des Friedhofs, setzte sich in ihr Auto und fuhr los.

\* \* \* \* \*

Die Zeit wendet sich aus gutem Grund erneut rückwärts dem Jahr 1999 zu.

Harald von Cronenburg, der aus nachvollziehbaren Gründen in ein teures und vor allem äußerst angesehenes Internat auf der britischen Insel „ausgelagerte“ Sohn von zwar gesellschaftlich hoch geschätzten, aber an seiner Person desinteressierten Eltern, hatte am Bahnhof ein Taxi genommen und dem Fahrer gesagt, dass er ihn zum Internat bringen solle. Er hatte sich vorgestellt, dass es wohl am Rand der kleinen englischen Stadt liegen würde, und war erstaunt, dass sie die Stadt verließen und dann auf einer ziemlich geraden Straße durch eine eintönige Graslandschaft fuhren, die kein Ende zu nehmen schien. Nach ein paar Kilometern, als Harald den Fahrer schon fragen wollte, ob der ihn falsch verstanden hätte, bog dieser vor einem Schild ab, auf dem „Weenohall College“<sup>37</sup> stand. Und dann fuhren sie noch weitere Kilometer durch einen Wald.

Als sie aus diesem herauskamen, sah Harald zu seiner Rechten einen mächtigen, grauen, langgestreckten Bau, der wie ein altes Kloster aussah. Das Gebäude hatte zwei kleine Ecktürme und in der Mitte einen größeren Turm mit einem hohen Torbogen, durch den der Wagen auf einen großen Innenhof fuhr und anhielt. Der Fahrer stieg aus, holte die beiden Koffer aus dem Kofferraum und öffnete die Fahrgasttür: „Aussteigen bitte, wir sind da.“ Harald stieg aus und sah sich um: Das musste wirklich so etwas wie ein Kloster gewesen sein, war aber wie eine Festung gebaut, mit vier Ecktürmen, mit einer in die hintere Gebäudereihe quer eingebauten Kirche. Ringsum waren Arkaden mit Säulenreihen, vor ihnen ein asphaltierter Weg. In der Mitte einer schmucklosen Rasenfläche stand ein Haus mit hohen Fenstern, die Bibliothek, wie ihm während eines späteren Einführungsrundgangs erklärt wurde. Harald stand einfach so da, links und rechts auf dem Boden neben ihm seine Koffer, und seine Augen suchten nach etwas Lebendigem. Doch nichts rührte sich. Das ganze Gebäudeviereck schien menschenleer zu sein. Nur Lichter, die in den ebenfalls hohen Fenstern eines großen Raumes gegenüber der Einfahrt zu sehen waren, ließen die Vermutung zu, dass dieses finstere, kalte Gemäuer tatsächlich bewohnt war.

Nachdem er wahrscheinlich ein paar Minuten so gestanden hatte, öffneten sich plötzlich Türen in den Mauern hinter den Säulen und kleine wie große Jungen strömten heraus, alle mit Jacketts, weißen Hemden mit Krawatten, Hosen mit Bügelfalten, und manche von den Großen trugen einen schwarzen, talarähnlichen Umhang. Und wie sie gekommen waren, verschwanden sie in anderen Türen, und dann war wieder alles still. Und Hartmut stand wieder allein auf dem Asphalt des Ringwegs. Plötzlich hörte er hinter sich eine angenehme Stimme, die ihn in einwandfreiem Deutsch fragte: „Sie sind wohl der Neue, der Deutsche aus

---

<sup>37</sup>

Der geneigte Leser möge sich über den Namen Gedanken machen!

München. Kommen Sie mit, ich bringe Sie zum Sekretariat.“ Als er sich umdrehte, sah er sich einem ungefähr gleich großen, jungen Mann gegenüber, der ebenfalls mit Jackett, weißem Hemd mit Krawatte und diesen scharf gebügelten Hosen, alles in undefinierbarem Grünbraun, bekleidet war, ihn freundlich anlächelte und sagte: „Ich bin John Miller, Deutsch für alle Klassenstufen und Aufsichtslehrer für den Block der Einjährigen, das sind die, die das erste Jahr bei uns an der Schule leben, egal, wie alt sie sind.“

Nachdem er mit Hilfe seines Begleiters die Formalitäten im Sekretariat erledigt und die Begrüßung durch den „Head Master“, den Direktor der Schule, überstanden hatte, führte ihn John Miller in sein zukünftiges „Zuhause“, ein Vierbettzimmer mit sparsamster Ausstattung: zwei Etagenbetten, von denen ein oberes für ihn reserviert schien, vor den Rundbogenfenstern vier roh gezimmerte Schreibtische mit aufklappbarem Deckel und Miniregal für Bücher, ein großer Schrank mit vier Türen, eine für jeden Bewohner, und eine Deckenlampe, die noch aus den Zeiten des Krieges zu stammen schien. Harald erschrak, als er sich vorzustellen versuchte, dass das für die nächsten Jahre seine Umgebung sein sollte. „Stellen Sie ihre Koffer einfach vor den Schrank. Und dann folgen Sie mir, ich will Ihnen noch die Schule zeigen und vor allem die Regeln erklären, die hier herrschen. Das ist wichtig, weil hier an der Schule Regelverstöße sicher härter geahndet werden, als sie das von Ihrem Gymnasium gewohnt sind, auch, weil ein nicht unwesentlicher Teil der Schülerschaft aus Kindern von hohen Militärs besteht, die, weil sie später üblicherweise auch eine solche Laufbahn einschlagen werden, frühzeitig an die dort herrschende Ordnung gewöhnt werden sollten.“

Harald kam bei dem folgenden Rundgang aus dem Staunen nicht mehr heraus, aber es machte sich auch immer mehr ein Gefühl der Beklemmung in ihm breit, vor allem, als er erfuhr, dass ein Besuch in der nahe gelegenen Stadt ein Privileg sei, das er sich erst einmal „verdienen“ müsse, und dass das, wenn überhaupt, nur einmal im Monat gestattet sei.

Zuerst lernte er, was man an einer „Public School“<sup>38</sup> unter Arbeitsdisziplin verstand. Klassenarbeiten, wie er es von zu Hause gewohnt war, gab es nur am Ende eines Trimesters. Ansonsten mussten Hausaufgaben angefertigt werden, die dann benotet wurden. Sein Erstaunen war groß, als er seine Zimmergenossen dabei um Hilfe bat und diese ihm erklärten, dass das nicht üblich sei, weil dadurch ja ihre eigenen Noten keinen Wert mehr hätten. Die an sich schon kleinen Klassen mit Schülern unterschiedliche Alters waren in Gruppen unterteilt, die nicht nach dem

---

<sup>38</sup> Die berühmtesten und exklusivsten (auch, weil sehr teuer) britischen „Public Schools“: Eton, Harrows, Gordonstoun (Schottland, gegründet von Kurt Hahn; Vorbild: Salem am Bodensee) – Schulen nur für Jungen der Oberschicht (Ausnahme: Stipendiaten), lange Zeit auch nur mit männlichen Lehrkräften

Alter, sondern nach dem Wissenstand gebildet wurden. So kam es, dass Harald zumindest im ersten Jahr häufig von Jungen umgeben war, die zwei, manchmal sogar drei Jahre jünger waren als er. In den Unterrichtsstunden herrschte absolute Ruhe, gesprochen wurde nur, wenn es eine Frage zu beantworten gab.

Es dauerte lange, bis Harald sich an diese neue Umgebung angepasst hatte, an den vor dem gemeinsamen Frühstück stattfindenden Kirchgang mit Bibellesung und dem abschließenden Satz: „God save the Queen“, an das gemeinsame Mittagessen im großen Saal, an den Küchendienst, an die tägliche Putz- und Aufräumstunde im Zimmer, an die wirklich in aller Stille stattfindenden Hausaufgabenstunden, an das pünktliche Löschen des Lichts um zehn Uhr abends und an das morgendliche Klopfen an der Zimmertür und den darauf folgenden Weckruf.

Sein Halt in dieser Eingewöhnungsphase war John Miller, der ihm immer wieder geduldig die Tücken und Stolpersteine in dieser „kleinen Welt“ erklärte.

Von Anfang an begeistert war er nur von dem großen Sportangebot der Schule. Um sie herum gab es alle Arten von Sportanlagen: mehrere Rugby-Felder, einen Fußballplatz, eine Leichtathletik-Anlage mit Tartanbahn, eine Squash-Halle, ein Hallenbad und eine große Sporthalle. Und es gab natürlich qualifizierte Sportlehrer, die auch für die Freizeit Trainingsstunden in allen Bereichen anboten. Für Harald ergab sich so die Möglichkeit, sich auszutoben, wenn er wieder einmal mit seiner Umgebung nicht zu Rande kam. Nachdem er so nach und nach auch Erfolge in Wettbewerben verzeichnen konnte, wurde Training zu einem festen Bestandteil seines Alltags.

\* \* \* \* \*

In den ersten beiden Jahren war er noch froh, wenn er die Schule während der Ferien verlassen und nach München zurückkehren konnte. Da sein Vater nicht mehr in die Villa kam und Madeleine entweder keine Zeit hatte oder, wenn doch, sich Gespräche mit ihr in Banalitäten verloren, verzichtete Harald in den folgenden Jahren vollkommen darauf und nahm statt dessen Angebote der Schule für die Feriengestaltung an: Wanderungen in Wales und im schottischen Hochland, dort sogar Skifahren, Windsurfen lernen an der Küste, Mountainbike-Touren und vieles andere.

Mit siebzehn war Harald ein gut aussehender Junge mit einem Waschbrettbauch, und er kümmerte sich neben der Schule vor allem um dessen Perfektionierung.

Aus der Lehrer-Schüler-Beziehung hatte sich eine echte Freundschaft entwickelt. Harald konnte mit John Miller über alles reden, und dieser war nicht nur ein guter Zuhörer, sondern auch ein verständnisvoller und kluger Ratgeber. Schließlich lud

er Harald an Wochenenden sogar zu sich nach Hause ein, obwohl das im College eigentlich nicht gern gesehen wurde.

John wohnte in einem Cottage außerhalb der „Schulfestung“ und war mit einer Krankenschwester verheiratet, die aber nicht immer da war, wenn Harald kam, weil sie zu unterschiedlichen Zeiten Dienst in einem Krankenhaus in der Stadt hatte.

Verwundert war Harald darüber, dass sie öfters Freundinnen mitbrachte und mit denen dann in einem anderen Raum des kleinen Häuschens verschwand, immer mit der Begründung: „Wir lassen euch dann alleine, dann stören wir nicht.“

Als er an einem Sonntagnachmittag John von der Haustür ins Wohnzimmer folgte, sah er durch die halb geöffnete Küchentür, wie Johns Frau eine dieser Freundinnen leidenschaftlich küsste und wie beide sich in enger Umarmung auf eine Tür zubewegten und dann verschwanden. John musste das auch gesehen haben, aber es schien ihm gleichgültig zu sein. Harald wagte es zuerst nicht, ihn danach zu fragen, tat es aber dann doch. Dessen gelassene Reaktion und vor allem die nachfolgenden Erklärungen verblüfften Harald. John erzählte ihm ganz offen und sachlich, dass seine Frau lesbisch sei und nur Frauen möge, während er schwul und folglich nur an Männern interessiert sei. Sie hatten geheiratet, weil sie sich wirklich gut verstanden und mit der Eheschließung allen Schwierigkeiten aus dem Weg gehen konnten, die ihm als Lehrer und ihr als Krankenschwester aus der immer noch bestehenden gesellschaftlichen Ächtung solcher Neigungen hätten erwachsen können. Sie galten nach außen hin als „normales“ Ehepaar und verhielten sich auch in der Öffentlichkeit danach. Dann erzählte er auch, dass er sich eigentlich nie für Mädchen interessiert hätte, sondern immer nur für Jungs, das aber über viele Jahre bis zum Studium für sich behalten hätte. Erst an der Universität wäre er dann auf Gleichgesinnte getroffen, hätte aber bald bemerkt, dass das immer noch ein Tabu war und dass er früher oder später Probleme bekommen würde. Und dann hätte ihm ein glücklicher Zufall seine Frau über den Weg geführt, der beste Freund, den man sich denken könnte.

Nachdem er Harald über seine Beziehung aufgeklärt hatte, fragte er diesen, wie er es denn so mit den Geschlechtern halten würde. Harald hatte eigentlich dieses Thema verdrängt, nachdem er das Gymnasium verlassen hatte. Das erzählte er auch John, und er erzählte ihm auch, wie ihn die Mädchen kichernd begafft hätten und wie er diese blöden Langhaarigen gehasst habe und heute noch hasse. Er erzählte auch, wie die Jungs diese Bewegungen gemacht hätten, die aber wohl eher mit einer Frau zu tun hatten als mit ihm, nämlich mit seiner Mutter, die wohl wegen dieser skandalösen Geschichte Gegenstand ihrer Phantasien geworden war. Und dann fügte er noch hinzu, dass ihm in Gedanken übel würde, wenn er die Gesichter der Mädchen vor sich sehen und sich vorstellen würde, dass er mit denen, was auch immer, tun sollte. John hatte wie üblich aufmerksam und interessiert zugehört und

dann versucht ihn zu trösten, indem er äußerte, dass Harald ja doch noch viel Zeit habe, um sich für welchen Weg auch immer zu entscheiden.

An einem der folgenden Wochenenden wurde, auch unter dem Einfluss von etwas Whisky, aus dieser Freundschaft eine bis zum Ende seiner Schulzeit geheimgehaltene Beziehung, und Harald war sich von da an sicher, dass er selbst auch schwul war, und er war sich auch sicher, dass er Whisky mochte.

\* \* \* \* \*

Im Sommer 2004 verließ Harald das Internat mit dem Examen in der Tasche und kehrte nach Deutschland zurück. Madeleine holte ihn am späten Vormittag am Flughafen in München ab und fuhr mit ihm zur Villa. Nach einem einsilbigen Mittagessen zu zweit zeigte ihm Madeleine seine neuen Zimmer. Sie selbst war stolz auf das, was die Innenarchitektin geleistet hatte, die den Auftrag erhalten hatte, Hartmuts Dachgeschoss neu einzurichten, und hoffte nun auf Haralds Beifall. Der aber schaute nur gelangweilt um sich und erklärte ihr so nebenbei, dass er in München studieren wolle und dort eine Wohnung bräuchte. Sicher würde er so ab und zu vorbeikommen und dann auch hier wohnen, aber nicht auf Dauer.

Madeleine war enttäuscht, zeigte es aber nicht, sondern überspielte die Situation, indem sie ihm erklärte, dass sich schon eine Wohnung finden würde. Sie dachte dabei an ihr altes Appartement, das sie gekauft hatte, nachdem ihre finanzielle Unabhängigkeit ihr das erlaubt hatte. Erstaunt war sie, als Harald sich auf die Couch setzte und sie bat, sich neben ihn zu setzen: „Madeleine, bevor du von irgendwelchen Seiten etwas hörst, möchte ich es dir lieber selbst sagen. Ich bin schwul. Und ich möchte, dass du das einfach akzeptierst. Und du weißt auch, was das heißt. Wenn Hartmut sich nicht scheiden lässt und du auch nicht, und wenn ihr beide keine weiteren Nachkommen habt, dann gibt es nach mir keine Cronenburgs mehr. Nur damit du Bescheid weißt: Das ist mir so was von egal!“ Madeleine war entsetzt, suchte es aber zu verbergen. Sie antwortete deshalb nur: „Harald, bist du dir sicher?“ „Ja, Madeleine, das ist so, Ende der Durchsage“, und damit stand er auf und ging aus dem Zimmer nach unten.

Als Madeleine später aus dem Fenster nach unten schaute, sah sie ihn, auf einer Treppenstufe vor dem Eingang der Villa sitzend und stumm in eine anscheinend unendliche Weite blickend. Sie drehte sich um, setzte sich in einen Sessel und schaute aus dem Fenster auf die uralten Bäume am Rand des Rasens, auf dem ein kleiner Lichtfleck ihr den Weg zu ihrer größten Enttäuschung gewiesen hatte. Und sie sah plötzlich bewusst die Äste dieser Bäume und die Zweige und deren Verästelung, die aus der Entfernung nur denkbar, aber nicht sichtbar war. Es waren wirklich alte Bäume, sicher so alt wie die Ahnenreihe der Cronenburgs. Und dann

sah sie auch an einem der Bäume einen Ast, der anscheinend zu verdorren schien, mit nur noch wenigen Blättern.

\* \* \* \* \*

An der privaten „Universität für Business und Management“ in München fand Harald durch einen Kommilitonen sehr schnell Anschluss an eine Gruppe junger Männer, die zwar wie er studierten, aber den Großteil ihrer Zeit vor allem damit verbrachten, das Geld ihrer Eltern unter die Leute zu bringen, und die seinen Hang zu schönen jungen Männern teilte. Natürlich besuchte Harald die Pflichtveranstaltungen an der Hochschule, aber häufig war er nicht in der Lage, außer geheuchelter Aufmerksamkeit auch noch den Willen aufzubringen, etwas verstehen zu wollen. Er hatte zwar einen Studienplan, aber keinen Plan dafür, was er damit anfangen würde, vor allem aber hatte er keinen Plan für sich selbst. Die Gestaltung der Freizeit war indessen bei der Gruppe gut durchorganisiert: Frühstück, sofern er noch vor zwölf Uhr aus dem Bett kam, mit den besagten Freunden im gerade angesagten Café, in dem eine Tasse Kaffee zehn Euro kostete, aber man bekam dazu ein Croissant geschenkt; anschließend an die Isar, um nach durchtrainierten, jungen Männern Ausschau zu halten und diese dann, sofern sie interessiert waren, zu einer „Spritztour“ im 7er BMW, den ihm Madeleine nach seiner Rückkehr geschenkt hatte, einzuladen; bei schlechtem Wetter ein oder mehrere überteuerte Drinks in einer nur Insidern bekannten Bar, an deren Wände Flachbildschirme hingen, auf denen Endlos-Videos von den „Village People“ und „Freddy Mercury“ zu sehen waren, wobei der Ton kaum hörbar war, damit die angeregten Unterhaltungen der häufig in weiches, schwarzes Leder gekleideten Besucher nicht zu sehr gestört wurden; abends und bis in die Nacht hinein Gruppenfete, in der nur für gut betuchte Mitglieder zugängigen Schwulendisco. In dieser lernte Harald auch ein paar junge Chemiestudenten kennen, die nebenher in irgendwelchen, von ihren Eltern für Studienzwecke eingerichteten Keller-Labors eine neue Wunderdroge gebastelt hatten, die sie „Traumschleuder“ nannten. Die kleine Pille hielt, was die Jungs versprochen hatten: besser als Kokain, am Morgen kaum spürbare Nachwirkungen und ein Rausch von Farben, ohne nachfolgende Angstzustände. Allerdings war sie, weil sie sozusagen handgefertigt war und nur in kleinen Auflagen hergestellt wurde, für Normalsterbliche nicht erschwinglich. Aber die Käufer waren ja auch keine „Normalsterblichen“.

Nachdem die erste Euphorie verflogen war, kroch der Gedanke schleichend in sein Bewusstsein, dass diese schöne reiche Welt in ihrem Kern ein schaler Genuss war, ein Aufenthalt in einer eintönig schrillen und kalten Landschaft, und dass seine große Freiheit der eines Königstigers in einer Manege glich. Und irgendwann hatte

er auch das Gefühl, dass er auch für diese Welt keinen Plan hatte, aber dass er darin andauernd auf der Suche nach etwas war, dass er etwas zu finden hoffte, von dem er nicht wusste, was es war. Letztendlich resignierte er, der Einsicht folgend, dass eine solche Suche, wenn man der menschlichen Logik folgte, sinnlos war. Und er gab sich dann immer öfters mit den Farbspielen in seinem Kopf zufrieden, die die „Traumschleuder“, wie versprochen, erzeugte.

\* \* \* \* \*

Harrys Leben sollte sich an einem Tag im August 2005 von heute auf morgen mit einem Schlag ändern.

Weil herrlichstes Wetter war, tiefblauer Himmel, strahlender Sonnenschein und angenehm warmer Wind, beschloss er schon beim Frühstück einmal mehr, Studium Studium sein zu lassen und statt dessen an den Starnberger See zu fahren und zu surfen. Er hatte sein Brett in einer bekannten Surfschule „geparkt“ und dort auch einen Schrank für den Neoprenanzug und alle anderen Utensilien gemietet. Da mitten in der Woche anscheinend niemand außer ihm Zeit zu haben schien, war er, so weit er sehen konnte, der einzige, wenn man das Ausflugsschiff, das in einiger Entfernung langsam den See durchpflügte, außer Acht ließ.

Als er das flache Uferwasser verließ und auf den See hinausfuhr, das Segel so richtig in den Wind stellte, als das Brett Fahrt aufnahm, er sich gegen den Druck des Segels stemmte und er nur noch die Weite der im Sonnenlicht glänzenden, unendlich scheinenden Wasserfläche vor sich sah, fühlte er sich irgendwie befreit. Er wusste allerdings nur nicht, aus welchen Gründen und von was.

Plötzlich hörte er hinter sich Motorengeräusch, das sich sehr schnell näherte. Und dann war es direkt neben ihm und vorbei. Bevor er sich's versah, wurde sein Brett von der Welle eines davonfahrenden Jetskis erfasst und an der Seite hochgedrückt, so dass er das Gleichgewicht verlor und - die Hände noch am Segel - ins Wasser fiel. Als er wieder auftauchte, fluchte er laut. Und dann sah er, dass der Jetski langsam zurückkam. Er hielt mit blubberndem Motor neben ihm. Harry schaute hoch und wollte schon anfangen, seiner Wut mit einer Schimpfkanonade Ausdruck zu geben, als ihm bereits das erste Wort im Hals stecken blieb, weil der Fahrer sich zu ihm herunterbeugte und mit einer angenehmen, weichen und dunklen Stimme sagte: „Tut mir leid, ich war gerade so in Gedanken und hab dich erst bemerkt, als es bereits zu spät war. Entschuldige. Kann ich dir helfen?“

Wer das sagte, war ein schöner Junge mit kurzen blonden Haaren, ziemlich groß, mit strahlenden, eisblauen Augen. Er hatte ein viel zu weites T-Shirt an und eine kurze Jeans. Er reichte Harry die Hand: „Komm hoch, dann kannst du leicht wieder auf das Brett.“ Harry nahm sie und spürte, wie kräftig diese Hand war und er sah auch, als der Junge ihn aus dem Wasser zog, dass er unter dem Shirt kräftige Schultern hatte und dass er beinahe so groß war wie er. Da er bis zu diesem Moment keinen Ton herausgebracht hatte, brachte ihn der nächste Satz noch mehr aus der Fassung: „Bist du stumm oder redest du nicht mit jedem?“ Harry nahm sich zusammen und antwortete: „Dich hat wohl der Geist von Ludwig II. eingenebelt.“ Zu seinem Erstaunen ging der Junge auf diese ironische Bemerkung ein: „Wie kommst du darauf. Ich habe tatsächlich gerade an diese alte Geschichte gedacht und auch daran, ob der Kult, den man auch heute noch um diesen sogenannten Märchenkönig macht, gerechtfertigt ist. Das war doch ein Spinner, so viel Kohle, und es hat ihm trotzdem nicht gereicht, um glücklich zu werden. Ich heiße

übrigens Sam, und du?“ „Harry - und Kohle, wie du das ausdrückst, braucht jeder, du sicher auch, und du musst schon welche haben, wenn du mitten in der Woche mit einem Jetski auf dem See herumkurven kannst.“ Sam lachte: „Irrtum, aber wir könnten uns vielleicht ein bisschen darüber unterhalten, wenn du Lust und Zeit hast. Ich lade dich auf einen Kaffee ein, ist nicht weit. Und ich kann dich bis dahin abschleppen, dann geht das schneller. Geh auf dein Brett, ich hab ein Seil dabei, und das machst du einfach unten an deinem Mast fest, aber gut festhalten.“

Es waren tatsächlich nur ein paar Hundert Meter, bis sie die Anlegestelle eines Jetski-Verleihs erreicht hatten. Harry schob sein Brett über einen sandigen Uferstreifen auf eine schmale Wiese, während Sam den Jetski an einem Steg vertäute, an dem drei weitere auf dem Wasser schaukelten. Dann kam er zu ihm, deutete auf das kleine Haus, über dem ein großes, verwittertes Schild mit der Aufschrift „JETSKI-MAYER“ hing, und forderte ihn auf: „Da hinein, der Besitzer ist nicht da, und hinten in der Werkstatt stehen zwei Sessel vom Sperrmüll, und da gibt es auch eine Kaffeemaschine.“

Hinter einem großen Vorraum mit einem Stuhl, einem Tisch, auf dem als einziges Utensil eine Blechkassette stand, deren Farbe schon abgeblättert war, und vielen bunten Bildern an den Wänden, die alle Jetskis als Motiv hatten, ging es durch einen kurzen Gang in eine geräumige Werkstatt mit einer langen Werkbank, hinter der an der Wand viele Werkzeuge ordentlich in Reih und Glied aufgehängt waren. In der Mitte des Raums befand sich so eine Art Aufbockeinrichtung und daneben ein großer fahrbarer „Werkzeugkasten“. Gegenüber von der Werkbank stand unter einem Fenster ein kleiner Tisch mit einer alten Kaffeemaschine und ein paar Kaffeebechern und davor waren zwei kleine Sessel, die wirklich aus der Möbelsteinzeit zu stammen schienen. Sam zeigte auf die Sessel: „Setz dich, der Kaffee braucht ein bisschen, und währenddessen können wir ein bisschen reden.“

Während die Kaffeemaschine keuchend heißes Wasser erzeugte und in den Filter hineinhustete, hatte sich Sam gesetzt und erklärt: „Nicht, dass du meinst, das würde mir oder meinen Eltern gehören. Mein Vater und ich arbeiten nur hier, haben aber jederzeit Zutritt. Mein Vater repariert abends oder an den Wochenenden nebenher die Jetskis oder stellt die Motoren ein, und ich teste sie dann. Ist also nichts mit fetter Kohle. Im Gegenteil, meine Eltern kommen so gerade über die Runden. Wir leben in einer Hochhaussiedlung am Rand von München im zehnten Stock in einer Drei-Zimmer-Mietwohnung, Wohnzimmer, Schlafzimmer, mein Zimmer, Küche, Bad und Mini-Balkon mit Geranien. Mein Vater ist Lagerarbeiter, meine Mutter putzt und ich studiere, BWL, falls dir das was sagt.“ Harry war verblüfft über so viel ungekünstelte Offenheit und wusste einmal mehr nicht, was er dazu sagen sollte, zumal ihm plötzlich bewusst wurde, dass er aus einer ganz anderen Welt kam.

Und er war noch erstaunter, als Sam fortfuhr: „Ich mag meine Eltern, auch deswegen, weil sie eigentlich immer fröhlich sind, wahrscheinlich typisch italienische Mentalität oder so. Ich hoffe nur, dass ich das auch geerbt habe, obwohl ich hier geboren worden bin und Süditalien, daher kommen sie nämlich, bisher nur mit dem Finger auf der Landkarte besucht habe. Ich habe auch noch ein zweites Zimmer, mitten in München, und das kostet gar nichts – neidisch?“ Harry stotterte: „N-nein, ich hab ne Wohnung, und die kostet auch nichts.“ Sam sah ihn verwundert an: „Wohnung in München, die nichts kostet, ich glaub du willst mich auf den Arm nehmen.“ Harry wurde verlegen und zögerte, bevor er antwortete: „Na ja, ehrlich gesagt, ich weiß nicht, was sie kostet, weil meine Mutter sie bezahlt, kann auch sein, dass sie ihr sogar gehört, weil sie früher einmal selbst darin gewohnt hat. Ich hab nie gefragt. Bezahlen deine Eltern auch dein Zimmer?“ Sam lachte: „Du hast wohl nicht richtig zugehört, als ich dir von meinen Eltern erzählt habe. Mein Zimmer bezahlt der Freistaat. Der heißt wahrscheinlich auch so, weil du etwas frei hast, wenn du bestimmte Bedingungen erfüllst. Im Ernst, ich habe ein Zimmer im Maximilianeum, sagt dir das was?“ Da Harry nur den Kopf schüttelte, fuhr Sam fort: „Also, ich habe ein Einser-Abitur und dann eine Prüfung gemacht, und dann haben die mir ein Stipendium für das Studium gegeben und ein Zimmer in diesem Bau, nicht groß, nicht schön, aber zum Studieren wirklich gut. Schreibtisch, Stuhl, Tisch, Schrank, Bett, Regal und Angestellte, die kochen, waschen und putzen. So wie bei reichen Leuten. Bevor ich’s vergesse, Süditalien, ich heiße Perfido, Sam Perfido, und du, und was machst du eigentlich, wenn du nicht auf dem See herumsurfst?“ Harry wurde noch verlegener, auch, weil ihm so schnell weder ein Name noch eine dazu passende Geschichte einfiel, die ihn in den Augen dieses Jungen, der ihm immer sympathischer wurde, als nicht ganz so „Kohle-behaftet“ erscheinen lassen würde. Also versuchte er es mit der Wahrheit, obwohl er Angst davor hatte, dass dieses scharfsinnige „Wesen von einem anderen Stern“ beschließen könnte, ihn als „reiches Muttersöhnchen“ einzustufen, mit dem man besser nicht so offen redet. „Mein richtiger Name ist Harald von Cronenburg, und ich studiere auch, Management an einer Privat-Uni in München, an der man sich frei nehmen kann, wenn man will.“ Als er schon glaubte, dass das eintreten würde, was er eigentlich vermeiden wollte, weil Sam den Kopf auf die Seite legte und ihn irgendwie prüfend anschaute, antwortet der: „Harald von Cronenburg? Du bist doch nicht einer von der Sippe, die Teil der paar Zigtausend ist, denen der größte Teil Deutschlands gehört? Hat mein Prof vor kurzem so erzählt. Bitte nicht, ich hab geglaubt, du seist normal.“ Harry lachte: „Ich bin einer von denen und trotzdem normal, bitte glaub das einfach, und ich bin kein geldgieriger Vampir oder siehst du etwa so spitze, geldsaugende Eckzähne? Kannst du nicht einfach so tun, als wüsstest du nicht, was du weißt. Und wenn du meinst, dass ich dir mit zu viel Cronenburg um die Ecke komme, dann kannst du immer noch „Halt“ sagen

und aussteigen. Bitte versuchs einfach!“ Sam dachte kurz nach und antwortete dann: „Na gut, aber den langen Namen spar ich mir, ich werd dich Harryfon, nennen, gefällt mir, meine Idee, klingt so normal wie Telefon oder Grammophon oder Siphon. Bist du damit einverstanden? Und dann lassen wir das Thema!“ Harry war erleichtert: „Einverstanden! Und ich habe übrigens kein Einser-Abitur, ich hab sogar gar keins, weil ich bis vor zwei Jahren auf einem Internat auf der Insel war, bei den Briten. Wenn du willst, kann ich dir irgendwann einmal davon erzählen, aber nicht jetzt. Erzähl noch ein bisschen was von dir, was du so machst, wenn du nicht – was ich annehme – ernsthaft studierst, was mir vielleicht auch nichts schaden würde.“ „Na gut, Harryfon, ich nehme das Studium wirklich ernst, sonst würde ich ja auch aus meinem Freistaatszimmer fliegen. Und ich lese gern und viel, eigentlich alles, was ich so in die Finger kriege. Und dann spiele ich noch ein bisschen Gitarre, so elektrisch, zum Krachmachen, wenn ich einmal nicht so gut drauf bin oder wenn ich melancholisch werde. Ich hab mir von meinem Taschengeld und von dem, was ich manchmal in den Ferien verdient habe, eine China-Les-Paul gekauft und einen kleinen, aber sehr lauten Verstärker. Die stehen in der Ecke neben der Werkbank. Willst du mal hören?“ Als Harry nickte, holte Sam die Sachen, hängte sich die Gitarre um den Hals, schloss die Kabel an und schaltete den Verstärker ein. Ein ohrenbetäubendes Pfeifen drang aus dem kleinen Kasten und in dieses Pfeifen hinein schlug Sam auf die Saiten ein und mischte das Kreischen verzerrter Töne dazu. Und dann schrie er rhythmisch in die Abwärtsbewegungen seiner Hand hinein: „Har-ry-fo -on, Har-ry-fo-on, wat-er-smo-king Har-ry-fo-on!“ Dann bückte er sich, drückte den Schalter und sagte in die plötzlich Stille hinein: „Ich liebe Rockmusik, auch wenn ich nicht spielen kann, aber hier hört mich ja keiner.“ Harrys Ohren hatten sich schon beinahe wieder von dem Schock erholt, und er antwortete: „Ich könnte mir ja vielleicht ein Schlagzeug kaufen und dich begleiten, obwohl, ich kann auch höchstens draufhauen und Krach machen.“ Sam sah ihn an, öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, schloss ihn wieder, öffnete ihn und sagte dann doch: „Uff, Harryfon, sollte das etwa eine Liebeserklärung sein, so wie im Fernsehen, Seifenopergeschwindigkeit, cut, und dann küsstn sie sich? Nett gemeint, aber ein Drum-Computer ist billiger und einfacher zu bedienen, und er ist auch nicht beleidigt, wenn man ihn in die Ecke stellt.“ Als Sam sah, dass Haralds Gesicht rot wurde vor Verlegenheit, fügte er lächelnd hinzu: „Sorry, tut mir leid, ist mir einfach so herausgerutscht. Mein Mundwerk ist manchmal schneller als mein Kopf. Also, nicht so ernst nehmen.“ Harry atmete auf und versuchte so schnell wie möglich von dem abzulenken, was ihn tatsächlich getroffen hatte: „Und was für Rockmusik magst du so. Ich habe keine Ahnung, weil ich eigentlich Musik noch nicht einmal im Auto, sondern nur in der Disco höre, aber das scheint wohl nicht so dein Musikstil zu sein?“ Auch Sam schien die Richtungsänderung der Unterhaltung angenehm zu sein, denn er

antwortete ernsthaft: „Dann wird dir das, was ich mag, wohl überhaupt nicht gefallen. Mein Geschmack ist ziemlich ausgefallen, wenn ich einmal davon absehe, dass ich natürlich die meisten Hits von diesen alten, grauhaarigen musikalischen Überlebenskünstlern mit den Knautschfaltengesichtern, die jetzt wieder touren, und die aus den Gräbern der musikalischen Vergangenheit aufsteigenden „Melodien für die Ewigkeit“ von vielen toten Musiklegenden liebe. Da deren Anzahl aber begrenzt ist, suche ich eigentlich immer nach Musik von Bands, die keiner kennt und von denen es auch manchmal nur eine CD gibt, die du vielleicht noch nicht einmal in einem Laden kaufen kannst. Neulich habe ich zum Beispiel eine solche CD in einem Musikladen gefunden, in dem ich neue Saiten für die Gitarre gekauft habe. Die lag so versteckt zwischen irgendwelchem Kleinkram auf der Ladentheke. Als ich den Jungen, der mich bedient hatte, danach gefragt habe, sagte der, das sei eine CD der Band, in der er spielen würde. Ich habe sie dann mit nach Hause genommen und angehört. Die meisten Songs waren irgendwie sperrig, aber gut gemacht, und eigentlich hat mir nur ein Lied so richtig gefallen. Aber alles war ehrlicher, geradliniger, bodenständiger Rock. Die Band heißt übrigens „Grandmas Carpet“, ist wahrscheinlich nur ein paar Hundert Leuten bekannt, vielleicht auch deswegen, weil die Musiker es bisher noch nicht geschafft haben, einen aufsehenerregenden, öffentlichkeitswirksamen Skandal oder zumindest ein skandalöses Video zu produzieren. Und sie kennen anscheinend auch niemanden, der ein Interesse daran haben könnte, sie einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Eigentlich schade, aber so läuft das in dem Business nun mal. Und nun habe ich genug geredet, erzähl du mir was, Harryfon.“

Harry verschwieg mehr, als er erzählte, auch weil er sich denken konnte, dass Sam mit Erzählungen über sein Leben mit seinen wohlstandsverwöhnten, reichen Freunden und Bettgenossen, das sich zwischen Designer-Drogen und Schwulen-Discos bewegte, nichts anfangen konnte, dass er damit sogar Gefahr lief, Sam so zu verschrecken, dass der mit ihm nichts mehr zu tun haben wollte.

Also erzählte er ein wenig von seinem Leben im Internat, von der Privat-Uni und den Managern großer Firmen, die dort Gastvorlesungen hielten, auch davon, dass er gern surfte, Squash spielte und dass seine Eltern getrennt leben würden, weil Geld allein keine Ehe retten könnte und dass er beide eigentlich nie oft gesehen habe und auch jetzt nicht sehen würde. Sam schien ihn zu bemitleiden, denn er erzählte dann von seiner Kindheit, in der die Eltern immer eine wichtige Rolle gespielt hatten, und auch davon, dass er heute eigentlich viel lieber zu Hause in seinem alten Kinderzimmer war, als in diesem Studierzimmer.

Irgendwie war die Zeit von beiden unbemerkt einfach so verstrichen. Sam, der gerade anfangen wollte, noch etwas über seine Eltern zu erzählen, schaute plötzlich auf die Uhr und sagte erschrocken: „Schon drei, ich muss zum Zug. Ich habe um sechs noch eine Vorlesung, die ich nicht versäumen darf. Also, Harryfon, ich

schleppe dich jetzt zu deiner Surfschule, und dann fahre ich wieder zurück, schwing mich auf mein Rad und fahr zum Bahnhof. Einverstanden?“ Harry dachte nur kurz nach und antwortete dann: „Ich hätte einen besseren Vorschlag: Du bringst mich und mein Brett zurück, fährst den Jetski wieder nach Hause, ich erwarte dich dort mit dem Auto, wir packen dein Rad ein, und dann fahren wir zusammen nach München. Dann bist du sogar schneller in München, und weil noch Zeit bleibt, lade ich dich noch zu einem Eis ein.“ „Hast du einen Lastwagen dabei oder wie willst du das machen?“ „Nein, aber einen ziemlich großen BMW, und das mit dem Fahrrad habe ich schon ausprobiert, es geht.“

Auf dem Weg nach München wurde Sam immer schweigsamer. Er schaute vor allem aus dem Fenster und bewunderte die Schönheit der Landschaft. Und Harry wollte ihn dabei nicht stören.

Als er in München in der Nähe eines Eiscafé's einen Parkplatz gefunden hatte, sagte Sam beim Aussteigen: „Lad mein Rad auch gleich aus, ich fahre dann damit zur Uni.“

Und als sie dann im Café, die Eisbecher vor sich, einander gegenüber saßen, blieb die Unterhaltung weiterhin stockend. Erst als sie aufstanden, um zu gehen, fragte Harry: „Sehen wir uns wieder?“, und Sam sah ihn an und schien einen Augenblick lang zu überlegen. Dann antwortete er: „Gib mir deine Telefonnummer, ich ruf dich an.“ Harry suchte mühsam in seinen Taschen zuerst nach seinem Handy, dann nach einem Schreibstift und dann fand er noch ein Papiertaschentuch. Und Sam stand daneben und kommentierte das lachend: „Du scheinst ja ein tolles Ordnungssystem zu haben. Lernt man das auf deiner Uni?“

Nachdem er die Nummer auf das Taschentuch geschrieben hatte, gab ihm Sam die Hand, drückte sie fest und verabschiedete sich: „Bis die Tage, Harryfon, es war nett, dich kennen gelernt zu haben. Machs gut.“ Dann schwang er sich auf das Rad und verschwand zwischen den Fußgängern.

\* \* \* \* \*

In Harry ging in den nächsten Tagen eine seltsame Wandlung vor sich, deren Ursache er sich nicht erklären wollte, und vor allem wollte er sie anderen nicht erklären.

Wenn einer seiner Freunde anrief und fragte, ob er mit ihm und den anderen weggehen wolle, erfand er immer neue Ausreden. Und er selbst verspürte auch keine Lust, von sich aus irgendeine der Lokalitäten aufzusuchen, in denen sich seither eigentlich vorrangig sein Leben abgespielt hatte.

Noch stärker verunsicherte ihn allerdings sein unerwartet auftauchendes Bedürfnis, die Uni aufzusuchen und etwas lernen zu wollen.

Und dann bemerkte er noch, dass er immer häufiger auf seinem Handy nach neuen SMS oder verpassten Anrufen suchte, auch dann, wenn das Handy keinen Neueingang gemeldet hatte. Um sich dieses eigentlich unlogische Verhalten zu erklären, versuchte er sich selbst einzureden, dass er das ja nur tun würde, weil ja selbst die beste Technik versagen könnte.

Und dann fuhr er mit wachsender, innerer Unruhe einfach spazieren, kurvte um alle Gebäude herum, die irgendwie zur Universität gehören könnten, und öfters auch bis zum Kreisverkehr vor dem Maximilianeum, dem Sitz des Bayerischen Landtags.

Und dann setzte er sich immer häufiger abends allein vor seinen Fernseher, schob die DVD mit seinem neuesten Lieblingsfilm „Apocalypse Now“ in den Player, schenkte sich zuerst einen und dann noch einen Whisky ein, schluckte noch eine „Traumschleuder“ und verlor sich in der Flammenwand und dem Geräusch der Rotoren, während der Leadsänger der „Doors“, der Rockgigant Jim Morrison, „The End“ sang.

Rockmusik!

Es war ein Abend Anfang September, welcher Tag es war, daran konnte er sich später nicht mehr erinnern, auch deswegen, weil männliche Wesen sich – wahrscheinlich genetisch bedingt - grundsätzlich nicht an einen genauen Wochentag in ihrer Vergangenheit erinnern können, auch wenn er noch so wichtig war.

Es war mitten in der Woche, es musste mitten in der Woche gewesen sein, auf jeden Fall war es nicht am Wochenende, weder Samstag noch Sonntag, das wusste er später noch genau. Aber eigentlich hätte es dann auch montags oder freitags gewesen sein können oder dienstags oder donnerstags, aber es war sicher nicht sonntags. Allein wichtig war, dass es diesen Tag gegeben hatte.

Das Handy spielte: „Can`t buy me love“ von den Beatles. Er hatte sich diesen Klingelton besorgt, nachdem er ihn in irgendeinem Oldie-Sender gehört und ihn nicht mehr aus dem Kopf bekommen hatte. Natürlich wusste er, warum das so war. Aber er stritt das vehement ab, wenn er sich mit sich selbst unterhielt.

Das Handy spielte also „Can`t buy me love“, und er schaute auf das Display. Keine Nummer. Er zögerte nur einen Moment, dann drückte er die grüne Taste. „Hallo?“ Mit wem spreche ich? Melden Sie sich doch!“ Nichts, er hörte nur leises Atmen, dann: „Harryfon, bist du`s? Ich bin`s, Sam.“

\* \* \* \* \*

Wenn einer seiner Freunde anrief und fragte, ob er mit ihm und den anderen weggehen wolle, erfand er keine Ausreden mehr, sondern sagte nur noch: Lass mich in Ruhe!“, so lange, bis keiner mehr anrief.

Und er ging weiter in die Uni, und war stolz darauf, wenn er während einer Unterhaltung mit Sam etwas wusste, weil er etwas gelernt hatte.

Und er freute sich, wenn Sam ihn anrief und fragte, ob er Zeit für einen Kaffee in irgendeiner Cafeteria der Uni habe.

Harald durfte Sam auch bis zum Wiener Platz bringen und ihn dort aussteigen lassen, weil von dort aus ein Weg durch den Park zum Maximilianeum führte. Aber zu den Eltern fuhr Sam weiterhin alleine und mit der Bahn.

Sams Kleidung hatte sich nur geringfügig geändert. Sam trug, der Jahreszeit folgend, jetzt lange Jeans, immer noch viel zu weite T-Shirts, manchmal sogar ebensolche Sweatshirts, und eine abgewetzte braune Lederjacke.

Manchmal gingen sie zusammen noch nach den Vorlesungen ins Kino, manchmal in eine Pizzeria und dann wieder nur bis Mitternacht in ein Café. Und sie redeten und redeten. Harald wunderte sich manchmal, wenn nicht nur Jungs, sondern auch hübsche Mädchen, wenn sie an ihrem Tisch vorbeikamen, Sam nicht nur grüßten, sondern ihn sogar kurz umarmten, und überlegte dann kurz, ob Sam wohl bi sei. Sam meinte dann immer, das seien Kommilitonen oder Kommilitoninnen, und das beruhigte dann sein Gefühlsleben.

Harald erfuhr, dass Sams Eltern in einem armen Dorf in der Mitte von Süditalien gelebt hatten und dass der Landbesitzer zur Mafia gehört hatte. Der Vater hatte für einen Hungerlohn als Landarbeiter gearbeitet und die Mutter in der Küche der Villa des Mafioso. Und als dieser die Mutter immer häufiger bedrängte, waren beide froh, als ein Verwandter, der schon länger in Deutschland war und eine Pizzeria betrieb, ihnen den Vorschlag machte, bei ihm zu arbeiten.

Er streckte ihnen sogar das Fahrgeld vor, und so kamen sie nach München. Als Sam dann unterwegs war, suchte sich der Vater eine besser bezahlte Arbeit und fand die in einem großen Industriebetrieb als Lagerarbeiter. Nachdem Sam dann auf der Welt war, ging die Mutter stundenweise putzen, und so konnte die kleine Familie sich schließlich die Miete für die Wohnung leisten, in der sie heute noch wohnt.

Und dann erzählte Sam auch, dass die Familie an den Wochenenden immer etwas unternommen hatte, Zoobesuch, Schloss Nymphenburg, Englischer Garten oder Spaziergang am Isarufer und Harald wurde ein wenig neidisch, weil er das zwar alles kannte, aber weder mit Madeleine noch mit Hartmut je dort gewesen war. Sam meinte, das wäre eine schöne Kindheit gewesen und bedauerte nur, keine Geschwister zu haben. Harald erzählte im Gegenzug von der Villa am Starnberger See, von seinem Großvater, der sehr nett gewesen sei und ihn sogar manchmal in seinen Wald mitgenommen, ihm Rehe, Hirsche und Hasen gezeigt und ihm die Baumarten erklärt habe. Er erzählte aber auch, dass seine Eltern nie Zeit gehabt

hätten, weil sie dauernd Termine wahrnehmen mussten, dass seine Mutter jetzt allein in der Villa wohne und dass er, seit sein Vater die Villa nicht mehr betreten würde, das Dachgeschoss bewohne, das früher das Reich dieses Vaters gewesen sei. Dabei übergang er alle unschönen Familiendetails, auch, weil er fürchtete, dass sie Sams Vorurteile gegenüber den „Superreichen“ nur bestätigen würden.

Nachdem er es sich zwei Wochen lang nicht getraut hatte, fragte er Sam dann doch an einem sonnigen Sonntagnachmittag Mitte September, als sie am Ufer der Isar lagen, ob er nicht Lust hätte, mit ihm zur Villa zu fahren, um diese zu besichtigen. Sam sah auf das Wasser und schwieg lange, dann sagte er: „Na gut, Harryfon, ich hatte zwar noch nie das Verlangen, eine „Reichenhütte“ von innen zu betrachten, aber wenn du dir zutraust, die Führung so zu gestalten, dass ich nicht im Gehen oder Stehen einschlafe, meinetwegen.“

Auf der Fahrt zum Starnberger See war Sam wieder so schweigsam wie an dem Tag, als sie sich zum ersten Mal begegnet und auf dem Rückweg nach München waren. Erst als sie in die Zufahrtsstraße zur Villa einbogen und die Fassade des großen Gebäudes im Glanz der Abendsonne aufleuchtete, brach Sam das Schweigen und sagte leise: „Das sieht ja aus wie ein Schloss, Harryfon, wie ein richtiges kleines Schloss, so wie eins aus meinem alten Märchenbuch, und das gehört euch?“ Dann schwieg Sam wieder, bis Harald den Wagen vor einer der Garagen abgestellt hatte. Er stieg aus, ging um das Auto herum, öffnete die Tür, fasste Sams Hand und sagte: „Komm, wir gehen einmal ums Haus herum“, und war sehr erstaunt, dass Sam seine Hand nicht losließ, sondern noch fester zupackte, losrannte und ihn hinter sich herzog und rief: „Harryfon, lauf, spielen!“

Und dann spielten sie wie zwei Kinder Fangen um die Bäume des Parks herum, schlugen Purzelbäume auf dem Gras, fassten sich an beiden Händen und hüpfen herum, bis sie sich, außer Atem, einfach ins Gras fallen ließen und lachten.

Als sie wieder zu Atem gekommen waren, standen sie auf und klopfen sich gegenseitig die Grasreste vom Rücken ihrer Lederjacken, bevor sie ins Haus gingen. Im Haus selbst war es totenstill, und Sam fragte mit erkennbar gekünsteltem Flüsterton: „Ist das vielleicht ein Geisterschloss, so mit Kettengespenst oder so oder vielleicht, weil modern, so mit Kettensägenmonstern?“, und fing dann an lauthals zu lachen, und Harald lachte mit. Dann führte er Sam zuerst in die Küche: „Madeleine hat dem Personal den ganzen Tag freigegeben, weil sie selbst in München ist und erst heute Nacht wieder zurückkommen will. Aber im Kühlschrank ist genug zum Essen und auch zum Trinken. Setz dich, ich hol was.“

Nachdem sie satt waren begann Harald mit seiner Führung. Zuerst ging er mit Sam in Herrmanns Arbeitszimmer, das seit dessen Tod unverändert geblieben war. Sam

staunte nicht schlecht über die Regale an den Wänden, die bis unter die Decke mit Büchern gefüllt waren, und über den riesigen Eichenschreibtisch mit dem lederbezogenen Hochlehnstuhl dahinter: „Das wär was für mich, so für Semesterferien im Sommer, zwei Wochen Bücherkramen und draußen im Gras liegen und lesen.“ Danach zeigte Harald voller Stolz den Raum mit den alten Gemälden und Sam reagierte wieder auf eine Art und Weise, die Harald nicht erwartet hatte: „Du, hier könnte man sich einfach auf den Boden setzen und auf die Bilder starren und darauf warten, dass die einem etwas erzählen. Ich schau mir gern allein Bilder an, und die können sehr viel erzählen, vor allem solche alten Bilder, aber die tun das nur, wenn sie mit dir allein sind.“ Harald wusste nicht, was er sagen sollte, auch, weil ihm plötzlich klar wurde, dass ihm anscheinend Gefühle für einen Teil seiner eigenen Vergangenheit fehlten und dass es auch eine Möglichkeit gab, mit leblosen, alten Dingen in diesem Haus umzugehen, an die er bis jetzt nie gedacht hatte. Sam schien wirklich ein „Wesen von einem anderen Stern“ zu sein. Auch in dem riesigen Esszimmer mit diesem Tisch mit den zwölf Stühlen versetzte ihn Sam weiter in Erstaunen: „Schau mal, dieser überdimensionale Alte mit dem starren Blick, das ist doch wohl so der frühere Herrscher über euer Imperium. Der hängt da wohl, weil er immer noch, selbst als Abziehbild in Öl, glaubt, nein, weil alle glauben, dass er sich unsterblich gemacht hat. Der macht mir Angst.“ Harald versuchte auch etwas beizutragen und sagte deshalb: „Nein, der hängt da, weil das ein echter Liebermann ist.“ Sam schaute ihn nur von der Seite her lächelnd an und erwiderte dann: „So, so, ein echter Liebermann, und deswegen hängt der da, und wahrscheinlich auch, weil man mit dem Liebermann angeben kann. Kann man das mit dem Alten auf dem Bild auch, oder weißt du etwa nichts über den, oder schweigt die Familie etwa, wenn jemand danach fragt?“ Als Harald wieder rot wurde, so wie damals in dem Jetski-Verleih, bohrte Sam nicht weiter nach. Bevor sie diesen Raum verließen, konnte er es sich aber doch nicht verkneifen, noch hinzuzufügen: „Du, die zwölf Stühle, sind die für die zwölf Apostel, und wenn, wo ist der Platz für den dreizehnten, oder sind die Mitglieder deiner Familie etwa abergläubisch und haben den deswegen weggelassen. Was mir noch auffällt: Wenn ich mich an deine Familiengeschichte erinnere, so wie du sie mir erzählt hast, war es wohl so, dass die Familie, als sie die Villa bezog, nie mehr als fünf Mitglieder hatte, wovon eines auf Dauer verschwunden ist, bleiben also vier. Und dafür braucht man zwölf Stühle? Denk mal drüber nach, Harryfon. In meiner Familie gab es immer nur vier Stühle, drei für uns und einen für ein weiteres Kind, einen Bruder oder eine Schwester, die es leider nie gab, und deshalb war der Stuhl dann für einen Gast gedacht, und wenn mehr kamen, hat man alles, was in der Wohnung als Sitzgelegenheit dienen konnte, zusammengesucht, und selbst der Blumenhocker wurde leergeräumt.“ Harald schaute nur noch konsterniert, weil dieser Junge ihm so überlegen schien und weil er nicht wusste, wie er damit

umgehen sollte. Er hatte, außer vor seinem Großvater, über den er leider - wie er jetzt bedauernd feststellte – eigentlich gar nichts wusste, noch nie vor jemandem so viel Respekt empfunden wie vor diesem Jungen, der nur unwesentlich jünger war als er selbst und von dem er geglaubt hatte, dass er ihn vor allem wegen seines Äußeren mochte. Und dann begriff er: Es war nicht das Aussehen alleine, es war vor allem das, worüber er sich nie Gedanken gemacht hatte, auch weil es in seinem Freundeskreis keine Rolle gespielt hatte, diese irritierende und zugleich faszinierende Kombination von Wissen, Intelligenz und fröhlicher Offenheit. Irgendwo in seinem Inneren begann er zu frieren, obwohl es eigentlich keinen vernünftigen Grund dafür gab. Auch deshalb war er froh, als sie das Zimmer verlassen hatten und in den Seitenflügel gingen, in sein Reich und das seiner Mutter.

Ausführlich zeigte er Sam die begehbaren Kleiderschränke von Madeleine, deren Schuh- und Handtaschensammlung, die Sam aber nur zu langweilen schienen, und ging mit ihm dann die Treppen hoch zu seiner persönlichen „Villa-Welt“. Sam machte auch hier keine Anmerkungen mehr, schien auch nicht sonderlich beeindruckt zu sein. Erst als Harald die Schranktür öffnete, schien er wieder Interesse zu zeigen: „So viel teuerste Schnapssorten auf einem Haufen habe ich bis jetzt nur einmal in meinem Leben in einem vornehmen Laden gesehen, in dem ich für meinen Vater zu seinem fünfzigsten Geburtstag einen teuren „Grappa“ kaufen wollte, auf den ich dann verzichten musste, weil ich nicht genügend Geld hatte. Mein Papa hat sich dann aber über den aus dem Supermarkt genauso gefreut, obwohl, wenn ich genau überlege, er hat sich eigentlich am meisten über die Karte gefreut, die ich für ihn gemalt habe. Schmeckt das Zeug eigentlich auch so gut, wie es teuer ist?“ „Du kannst alles probieren, was du willst“, antwortete Harald, „und ich trinke auch alles mit. Und du brauchst dir keine Gedanken darüber machen, wie wir wieder nach München kommen. Du hast dann die Wahl: entweder Taxi oder du bleibst hier und schläfst unten im Gästezimmer. Das ist übrigens seltsamerweise immer gerichtet, obwohl meine Mutter seit ein paar Jahren nie Gäste hatte.“ „Na gut Harryfon, damit du nicht glaubst, ich sei ein Weichei. Ich habe noch nie in meinem Leben wirklich teuren Whisky getrunken, obwohl das ja wohl eine Bildungslücke zu sein scheint, glaubt man den Schriftstellern der modernen englischsprachigen Literatur. Hast du welchen?“ Harald stellte Sam, nachdem er sich auf die Couch gesetzt hatte, die er stur „Sofa“ nannte, fünf Flaschen auf den Tisch, zwei Flaschen mit zwanzig Jahre altem „Bourbon“ und drei mit teilweise noch älterem „Single-Malt“, eine aus Irland und zwei aus Schottland. „Such dir aus, was du willst, probier einfach und schenk dir ein Glas von dem ein, der dir am besten schmeckt. Nachdem sich Sam fünfmal geschüttelt hatte, deutete er auf eine der schottischen Flaschen: „Ich glaube, ich nehme den da, aber ich schenk mir selber ein.“ Harald lachte nur und sagte: „Meine Marke, und natürlich

entscheidest du, wieviel du willst. Kennst du übrigens „Apocalypse Now“, ich meine den Vietnam-Film von Coppola mit dem Doors-Song „The End“ am Anfang?“ „Warum fragst du? Ich kenne das Lied von Jim Morrison, aber den Film hab ich nie gesehen. Hast du ihn da?“, antwortete Sam. „Hab ich, und ich hab den in der Zeit, als du dich nicht gemeldet hast, öfters angesehen, so von wegen Rockmusik und so und auch wegen der Bilder dazu. Vielleicht können wir den ja jetzt zusammen anschauen?“ „Na gut, Gläser und Flasche auf den Tisch und Kino ab, mach schon, Harryfon!“

Harald lehnte in einer Ecke der Couch, Sam in der anderen. Und sie hatten den Anfang des Films bis zum Ende des Doors-Songs schon mehrere Male angeschaut, und Sam hatte immer wieder gesagt: „Nochmal, Harryfon, noch mal“, und sie hatten über den Krieg und die Napalmexplosionen im Urwald geredet und dann darüber, dass das Lied besser zu einem Sonnenuntergang passen würde, so einem mit blutrotem Himmel und einem riesigen roten Feuerball als Sonne, und sie hatten Whisky getrunken, und Sam war begeistert von der Idee mit der Sonne, und der Idee mit dem Himmel und von der Musik. Und dann hatte Harald von der „Traumschleuder“ erzählt, wie diese Jungs die gebastelt hätten, so nach dem Motto: „Timothy Leary würde aus seinem Grab wieder aufstehen, wenn er wüsste, dass es das gibt“ - und dann hatte Harald Sam so eine Pille mit dem aufgedruckten Bild einer Schleuder gezeigt, und Sam hatte sie ihm weggenommen und gesagt: „Auch der alte Huxley würde sich dann wohl im Grab umdrehen“, und Harald hatte nicht gewusst, was er gemeint hatte, weil er nicht wusste, wer Huxley war, und dann hatte er wohl eine geschluckt, und dann hatte er die DVD wieder laufen lassen und sich wieder in seine Ecke gesetzt. Das letzte, woran er sich später noch erinnern konnte, war, dass die Bäume wieder in Flammen aufgingen und dass die Flammen immer größer und größer wurden und sich schließlich in einen bunten Sternenregen verwandelten. Und dann hatte er sogar die Sterne auf seiner Haut gespürt.

\*\*\*\*\*

Als Harry aufwachte und sich auf die Seite drehte, sah er, wie die Morgensonne einen roten Fleck auf dem Laken aufleuchten ließ. Er packte Sam, der auf dem Bauch lag, an den Schultern und rüttelte ihn: „Sam, ich glaube, da ist ein Blutfleck auf dem Laken, hast du dich verletzt? Ist irgendwas passiert? Ich kann mich an nichts erinnern.“ Sam drehte den Kopf auf seine Seite, öffnete langsam die Augen und sagte noch verschlafen: „Na und? Das ist doch normal. Du hast wohl heute Nacht nicht gemerkt, dass ich noch Jungfrau war. Jetzt weißt du`s. Lass mich schlafen.“ Und damit machte sie die Augen wieder zu. Harald stockte der Atem,

und dann rüttelte er sie wieder wach: „Sam, Sam, bist du ein Mädchen?“ „Was denkst du denn, oder hast du heute Nacht geglaubt, ich sei ein Geist oder eines eurer Schlossgespenster? Du hast dich nicht beschwert, als du auf dem Rücken lagst und mich angeschaut hast. Was soll also die blöde Fragerei?“, erwiderte Sam und drehte ihm den Rücken zu. Harald richtete sich auf, zog die Beine an, legte seinen Kopf auf die Knie, wühlte in seinen Haaren und schrie: „Scheiße, Scheiße, ich habe mit einem Mädchen geschlafen, ich glaubs nicht, mit einem Mädchen!“ Dann ließ er sich wieder auf den Rücken fallen und schlug die Hände vor das Gesicht, schloss die Augen und murmelte nur noch: „Scheiße, ein Mädchen.“

Sam war jetzt hellwach, sprang auf, stellte sich breitbeinig über ihn und beugte sich nach vorne und riss ihm die Hände vom Gesicht: „Schau genau hin, Harryfon, mein Busen ist zwar zu klein, aber ich bin ein Mädchen und kein Alptraum aus deiner Traumschleuderfabrik! Wach auf!“ Harald sah sie verzweifelt an, und dann brach es aus ihm heraus: „Ich schlafe nicht mit Mädchen, ich habe noch nie mit einem Mädchen geschlafen, ich mag keine Mädchen, verschwinde!“ Sam war sprachlos und wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie richtete sich langsam auf und sprang, als Harald noch einmal, beinahe flehend sagte: „Verschwinde endlich!“, vom Bett, sammelte ihre Sachen vom Boden auf und zog sich fieberhaft im Nebenzimmer um. Dann kehrte sie noch einmal zurück.

Harald saß auf der Bettkante und starrte sie nur wortlos an. Sam ging auf ihn zu, stellte sich vor ihn hin, schlug ihm ins Gesicht und schrie: „Harryfon, du verdammtes Designerdrogenarschloch, ich will dich nie wieder sehen, und ruf mich bloß nicht an!“ Dann drehte sie sich um und rannte hinaus.

Harald blieb zuerst wie gelähmt sitzen. Dann stand er mechanisch, wie von Drähten gezogen auf, zog sich auch an, setzte sich auf die Couch und starrte auf das schwarze Rechteck des Fernsehers. Und dann bemerkte er, dass etwas auf die Mattscheibe gemalt war. Er stand auf und ging näher hin, und dann sah er den roten CD-Schreiber auf dem Boden und auf der oberen Hälfte, dort, wo im Film die Flammen waren, ein Herz mit der Inschrift: „Sam Per Fido + Harry“. Und dann rannte er, immer wieder laut „Sam!“ rufend, aus dem Zimmer, die Treppen hinunter durch den Haupteingang auf den Hof. Dort blieb er keuchend stehen. Von Sam keine Spur. Dann rannte er zurück, um den Autoschlüssel zu holen, und wieder hinunter, sprang in den BMW, wendete ihn mit kreischenden Reifen und raste hinaus auf die Landstraße, die zum nächsten Ort und damit auch zu einem Bahnhof führte. Keine Sam auf der Straße, keine Sam am Bahnhof und auch nicht auf dem Bahnsteig. Und dann fuhr er langsam zurück, stellte den Wagen vor der Treppe zum Eingang der Villa ab und setzte sich auf eine Stufe.

\* \* \* \* \*

Sam saß zur selben Zeit auf dem Bootssteg, der zur Villa gehörte und der vom Haus aus nicht zu sehen war, weil eine dichte Reihe von Bäumen die Sicht dahin versperrte. Sie saß einfach nur da, starrte auf das Wasser und weinte. Und durch den Schleier der Tränen hindurch glaubte sie im Spiegel der Wellen das höhnische Grinsen des „Postkartenkönigs“ zu sehen, eingerahmt von den Fratzen seiner Spielgefährten. Um dieses Bild aus dem Kopf zu bekommen, stand sie auf und ging auf dem Uferweg langsam am See entlang, drehte manchmal sogar um und ging ein paar Schritte zurück, bis sie merkte, dass ihr aufgewühltes Inneres sich dagegen wehrte, dann drehte sie wieder um und ging weiter, bis der Weg an einer Straße endete und diese Straße zu Häusern führte und der Weg zwischen den Häusern zum Bahnhof.

\* \* \* \* \*

Harald kauerte auch noch regungslos auf der Stufe, den Blick starr in die Ferne gerichtet, als Madeleine von München zurückkam. Da er auch nicht reagierte, als sie ihn begrüßte, sondern nur weiter stumm vor sich hin starrte, setzte sie sich neben ihn und schwieg ebenfalls. Und dann erinnerte sie sich an sein Gesicht in der Situation in seinem Kinderzimmer, als er am Schluss gesagt hatte: „Und jetzt lass mich allein, ich muss nachdenken“, und sie schloss daraus, dass etwas wirklich Schlimmes passiert sein musste. Und es musste auch etwas sein, was man nicht mit Geld und Beziehungen reparieren konnte.

Als Harald schließlich schweigend aufstand und ins Haus ging, folgte sie ihm, in den Seitenflügel, die Treppen hinauf, ins Dachgeschoss und in sein Wohnzimmer. Dort ging Harald auf den Fernseher zu und zeigte mit dem Finger auf die Bemalung und sagte: „Ich versteh das nicht, ich kann das nicht verstehen.“ Dann ging er zur Couch und setzte sich. Madeleine setzte sich wortlos neben ihn und versuchte nicht, ihn anzusehen. Plötzlich spürte sie den Kopf Haralds an ihrer Schulter, dann, wie er seine Hand auf ihre andere Schulter legte, und dann, wie plötzlich der ganze Körper ihres Sohnes von beinahe lautlosem Schluchzen geschüttelt wurde. Trotzdem saß sie da wie eine Statue, den Blick nach vorn auf den Fernseher gerichtet. Das Bild des Herzens mit der seltsamen Inschrift: „Sam Per Fido+ Harry“ ging ihr nicht aus dem Sinn. Sie war sich sicher, dass sie etwas Ähnliches, einen ähnlichen Ausdruck sogar erst kürzlich im Fernsehen gehört hatte. Und dann fiel es ihr ein: ein Spielfilm mit amerikanischen „Marines“, irgendwer hatte gesagt: „Semper fi“, und sie hatte sich noch überlegt, was das wohl bedeuten könnte. Sie wurde aus ihren Gedanken aufgeschreckt, als sie plötzlich Harald ein Wort sagen hörte, das er schon lange, schon seit vielen Jahren nicht mehr gesagt hatte: „Mama“, und dann noch einmal: „Mama“. Sie drehte den Kopf und sah, dass ihr Sohn die Augen geschlossen hatte. Dann schob sie vorsichtig seine Hand

von der Schulter und drückte ihn von sich weg, so dass er gegen die Rückenlehne der Couch rutschte: „Hör zu, Sohn, du bleibst jetzt hier sitzen, und ich gehe ins Erdgeschoss und hole uns etwas Brot und Gurken und Wein. Und wenn ich zurückkomme, werde ich dir eine Geschichte erzählen. Du musst nicht reden, ich werde es tun, und du wirst mir einfach zuhören. Also, versprichst du, dass du dich nicht vom Fleck rührst?“ Harald nickte nur.

Als sie zurückkam, saß er immer noch so da, so wie sie ihn verlassen hatte. Sie stellte die bereits entkorkten Flaschen und den Teller mit den Brotscheiben und den Gurken auf den kleinen Tisch, holte Gläser und setzte sich ihrem Sohn gegenüber in einen Sessel. Während sie die Gläser füllte, sagte sie: „Du isst jetzt ein Stück Brot und eine Gurke, und dann trinkst du mit mir ein Glas, und ich rede und du hörst mir zu.“ Harald bewegte sich wie ein Automat, als er ihre Anweisungen befolgte. Und er lehnte sich wieder zurück, als sie das erste Glas schweigend geleert hatten und Madeleine nachschenkte. Er wirkte auch noch ziemlich gleichgültig, als Madeleine anfang: „Neun Monate, bevor du auf die Welt kamst, saß ich so um Mitternacht wie ein Häufchen Elend, weinend, unfähig auch nur ein Wort herauszubringen, in einem Sessel in diesem Haus, nicht in diesem Zimmer, sondern im Wintergarten. Und mir gegenüber saß dein Großvater. Und er hatte damals, weil er wusste, dass ich kommen würde, vier Flaschen Wein auf den Tisch gestellt und zwei Gläser. Und dann hat er zu mir gesagt, dass ich nichts sagen solle, sondern nur zuhören. Und dann hat er mir die Geschichte seines Lebens erzählt, eine teilweise furchtbare, manchmal sogar widerliche Geschichte, und ich habe stundenlang, bis in den frühen Morgen, nur dagesessen und zugehört. Ich will dir aber nicht die Geschichte von Herrmann erzählen, sondern eine Geschichte, die Anfang 1984 begann und eigentlich schon im Januar 1985 hätte zu Ende sein müssen.“

Während Madeleine von ihrer ersten offiziellen Begegnung mit Hartmut, dem Vorfall im Penthouse, von Hartmuts Reaktion, von der Heirat und von Hartmuts harter nächtlicher Arbeit in dem Zimmer, in dem sie jetzt saßen, erzählte, hob sie immer wieder, Herrmanns Ritual folgend, das Glas und sagte: „Trinken wir auf dein Wohl, Harald“, und schenkte nach. Sie bemerkte zwischendurch auch, dass sich Haralds Haltung immer mehr änderte, wie er sich von der Rückenlehne der Couch löste und immer aufmerksamer wurde. „Als ich nach deiner Geburt im Bett saß – du lagst im Arm von Herrmann – und wusste, dass Hartmut nicht nur wegen des Colliers, sondern auch wegen der Fahrt nach Hamburg gelogen hatte, dass er auf dem Weg zu einer weiteren Geliebten war, hätte ich die Entscheidung treffen sollen, mich scheiden zu lassen. Ich habe es nicht getan, weil ich mit dem, was mir laut Ehevertrag zustand, nicht zufrieden war, ich wollte weiterhin alles haben, was der Name Cronenburg zu bieten hatte. Und ich habe den Preis dafür bezahlen müssen. Und auch du musstest, obwohl du nichts dafür konntest, dafür bezahlen.“

Das tut mir leid, und ich möchte mich bei dir dafür entschuldigen. Dein Großvater sagte damals zu mir, bezogen auf sein Leben: „Du kannst mich dafür verachten, aber ich kann es nicht mehr rückgängig machen.“ Und dasselbe gilt jetzt auch für mich. Aber ich will versuchen, wenigstens etwas gut zu machen, wenn du mich lässt. Wir haben zuviel Wein getrunken, und ich spüre die Wirkung, deshalb wird es für mich Zeit, ins Bett zu gehen.“ Sie stand auf. Hartmut hob den Kopf und sagte dann: „Gute Nacht, Mama, bis morgen früh. Ich bleibe zum Frühstück.“

Als sie sich am nächsten Tag im Esszimmer beim Frühstück schweigend gegenüber saßen, blieben Haralds Augen plötzlich an dem „Liebermann“ hängen, und er erinnerte sich an die letzte Bemerkung von Sam - oder wie sie auch immer als Mädchen wirklich heißen würde - über Hagen, den Mann auf dem Bild, seinen Urgroßvater, den sie einen „überdimensionalen Alten“ und ein „Abziehbild in Öl“ genannt und gesagt hatte: „Der macht mir Angst.“ Und dann musste er sich selbst gegenüber zugeben, dass sie Recht gehabt hatte, mit der „Familie, die schweigt“. Er sah Madeleine in die Augen und sagte: „Danke, dass du gestern nicht versucht hast, die tröstende Mutter zu spielen, die du nie warst. Und danke auch für deine Offenheit, die dich ziemlich viel Überwindung gekostet haben muss. Aber sie hat mir mehr geholfen, als du dir vorstellen kannst. Ohne das wäre es mir sicher nicht möglich, auch dir gegenüber offen zu sein, allerdings nicht hier, unter den Augen des ehemaligen „Herrschers des Imperiums“, wie ihn ein Mensch, von dem ich jetzt sicher weiß, dass er mir mehr bedeutet, als ich mir selbst in einem wichtigen Moment zugestehen wollte, genannt hat. Ich würde gern mit dir nach draußen gehen. Und wir nehmen zwei Stühle und setzen uns in die Sonne, und dann sagst du einfach nichts und ich rede.“

Madeleine stand wortlos auf, packte ihren Stuhl und ging zur Tür, und Harald folgte ihr.

Er erzählte von den Irrungen und Wirrungen des Internatslebens, von denen Madeleine keine Ahnung hatte, weil sie davon überzeugt gewesen war, dass ein so exklusives und teures Internat für einen Schüler der Himmel auf Erden sein musste. Schließlich kam Harald zu dem Punkt, über den er in der die ganze Nacht nachgedacht hatte: „Dieser Lehrer, John, war der erste Mensch, von dem ich wahrhaftig glaubte, dass er mich versteht, auch weil er mich die ganze Zeit ernst genommen hatte, mir zugehört hatte, mir geholfen hatte, wenn ich ein Problem hatte. Und, weil sich sein Verhalten nie geändert hat, und er wirklich traurig war, als ich die Schule verließ. Er hat mich auch nicht davon überzeugt, dass ich schwul sei; ich war es, der das glauben wollte, weil es mir mit ihm gut ging, aber auch deshalb, weil ich meinen ganzen Hass, der sich in mir aufgestaut hatte, als ich in der Schule wegen dir mit Hohn und Spott übergossen wurde, nur auf die

Mädchen, stellvertretend für alles Böse an weiblichen Wesen, und natürlich auf das was du warst, nämlich eine Frau, übertragen habe. Und ich habe heute Nacht begriffen, dass ich mit diesem irrationalen Hass den Menschen zutiefst verletzt habe, der mir nach John bis jetzt am meisten bedeutet hat. Und dass ich den wahrscheinlich für immer verloren habe.“ Und dann erzählte er weiter von seinem Leben als missglückte „Hartmut-Imitation“ im noblen Schwulenmilieu, von Drogen und der Planlosigkeit in jeder Hinsicht, die alles zusammen erzeugt hatte. Als er gerade anfangen wollte, von Sam zu erzählen, fiel ihm die Frage ein, die ihm schon die ganze Zeit immer wieder auf der Zunge gelegen hatte: „Sag mal, kennst du einen Frauennamen, den man mit Sam abkürzen kann?“ Madeleine schaute ihn erstaunt an, weil sie den Zusammenhang nicht erkennen konnte: „Eigentlich fällt mir dazu nur Samantha ein, aber wie kommst du darauf?“ Harald lächelte, auch weil ihm der Name gefiel: „Das wirst du gleich merken, wenn ich dir die Geschichte von Sam erzähle, eine Geschichte von einem Jungen, der nie behauptet hat, dass er ein Junge ist, weil er ein Mädchen war und glaubte, dass das jeder wissen müsste, vor allem ich.“ Der fragende Ausdruck in Madeleines Gesicht verschwand und veränderte sich zu einem nachdenklichen Lächeln: „Uralte Geschichte, Shakespeare, „Was ihr wollt“<sup>39</sup>, ist bei dem noch komplizierter, schauspielender Mann muss Frau spielen, die sich als Mann ausgibt, weil sie Frau sein will. Erzähl!“

Die Herbstsonne neigte sich langsam, und es wurde schon kühler, als Harald mit seinen letzten Sätzen zu beschreiben versuchte, was er empfunden hatte, als er die Zeichnung auf dem Fernseher entdeckt hatte: „Sie hatte mir auf eine altmodische Weise eine Liebeserklärung hingemalt. Wie stark ihre Gefühle dabei gewesen sein mussten, siehst du erst, wenn du das Video ansiehst, dessen Anfang wir vorgestern Nacht immer und immer wieder angeschaut haben. Dann liegt das Herz nämlich auf gewaltig lodernden Flammen. Und ich Idiot hatte bis zu dem Moment, als ich das Herz sah, nichts begriffen, auch deswegen nicht, weil wohl das Geld der Cronenburgs nicht nur alle Skandale - von denen es wohl noch mehr gibt, als ich bis heute weiß- hinter dicken Mauern verschwinden hat lassen, sondern auch die Fähigkeit der Menschen, über den goldenen Rand dieser Festung in das Leben hinaus denken zu wollen, geschweige denn denken zu können. Mir wurde schnell bewusst, dass „The End“ - das Lied in dem Video - in dem Moment, als Sam mir ins Gesicht geschlagen hatte und davongerannt war, aus ihrer Sicht das unabänderliche Ende bedeutet hatte. Wenn ich darüber jetzt nachdenke, einbeziehe, wie gut und vor allem wie vielschichtig Sam denken kann, dann ist das Herz nicht in den Flammen

---

<sup>39</sup> Ein wesentliches komisches Element dieser Komödie entsteht aus der Tatsache, dass zu Shakespeares Zeit auch Frauenrollen auf der Bühne ausnahmslos von Männern gespielt wurden.

untergegangen, sondern geblieben, als die Flammen längst erloschen waren. Und was das eigentlich bedeuten sollte, kannst sogar du dir vorstellen. Ich jedenfalls weiß es: Es sollte erst der Anfang sein! Und ich bin gerade jetzt am Ende – in jeder Beziehung. Es scheint wohl so etwas zu geben wie einen „Fluch der Cronenburgs“, wenn ich das mit einbeziehe, was du mir erzählt hast, und was du, Großvater betreffend, angedeutet hast. Aber ich weiß nicht, wie ich den loswerden kann, und vor allem weiß ich nicht, wie ich Sam – oder sollte ich sie besser Samantha nennen, damit endgültig klar ist, dass es sich nicht um einen Irrtum, sondern um ein Mädchen handelt – dazu bringen kann, dass sie wenigstens wieder mit mir spricht und dass sie mir vielleicht verzeiht. Samantha, so wie ich sie kenne und bewundere, würde jetzt wohl zu dir sagen: Weise Frau in den Mauern der Cronenburg, sprich zu mir von dem, was das Orakel für meine Zukunft prophezeit.“

Madeleine schaute eine Weile Harald an, dann den Rasen, so als ob eine Antwort in den Gräsern zu lesen wäre, und sagte dann, ohne den Kopf zu heben: „Ob es einen Fluch des Geldes oder einen speziellen Fluch der Cronenburgs je gegeben hat oder gibt, weiß ich nicht, aber ich bin eine Frau, und ich habe nie vergessen, wie man sich als solche fühlt, wenn man derartige Verletzungen davonträgt, wie du sie ihr zugefügt hast. Wenn du eine ehrliche Antwort willst: Ich glaube nicht, dass du auch nur die geringste Chance hast. Auch deswegen nicht, weil ich etwas weiß, was dir noch gar nicht aufgefallen ist. Mir sind die Wörter innerhalb des Herzens im Gedächtnis geblieben, und vor allem die Schreibweise. Deshalb habe ich, noch bevor du heute aufgestanden bist, eine der wenigen Freundinnen, die mir geblieben sind, angerufen, weil ich wusste, dass sie Latein in der Schule hatte und dass sie Italienisch kann. Du erinnerst dich? Da steht „Sam Per Fido“ mit großen Anfangsbuchstaben, dann das Pluszeichen und dann Harry. Ich wusste allerdings nicht, dass Perfido ihr Nachname ist, aber das macht die Sache eigentlich noch schlimmer, weil ihre Eltern ja aus Italien stammen. Doch dazu nachher mehr. Wenn du das zusammenhängend liest, dann spricht man es „semperfido“ aus. Es gibt einen lateinischen Ausdruck, der heißt „semper fidelis“ und die Amis haben das abgekürzt zu „semper fi“, das ist das Motto der Marines, und beides bedeutet „immer treu“. So wie Samantha es mit Absicht geschrieben hat, ihren Nachnamen getrennt und alles mit Großbuchstaben, bedeutet das erst einmal, dass jedes Wort gleich groß und damit gleich wichtig ist, und dann hat sie dir damit nicht nur das mitgeteilt, sondern auch den noch zu übersetzenden Inhalt betont: „Sam Für Treu“. Und jetzt kannst du anfangen weiterzudenken. Erst einmal natürlich steht da: „Sam Perfido und Harry“, und dann steht da auch, weil gleich ausgesprochen, „semper fi und Harry“. Und wenn du jetzt noch die Herkunft ihrer Eltern und den Blutfleck auf deinem Bettlaken hinzunimmst, dann kannst du die wirkliche Dimension deines Problems erkennen. Und dann wird dir hoffentlich auch klar

werden, dass du, wie einst Sisyphos<sup>40</sup>, ganz viele schwere Steine einen steilen Berg hinaufrollen musst, ohne eine Garantie dafür zu haben, dass einer davon oben bleibt, heißt, du musst alles nur Denkbare - und du musst so viel und vor allem so kreativ denken wie noch nie in deinem bisherigen Leben – versuchen, ohne dass du auch nur einen Moment über irgendwelche Erfolgsaussichten nachdenkst. Deinen Erzählungen folgend, kann ich dir allerdings den Rat geben, dass du alles vergessen kannst, was auch nur irgendwie den Anschein erweckt, als ob Geld im Spiel wäre. Samantha scheint dafür einen untrüglichen Spürsinn zu haben, also vergiss teure Geschenke und Inszenierungen. Wenn du unverschämtes Glück hast, hilft dir der Zufall, aber mit dem kannst du nicht rechnen. Es wird also ein langwieriges und mühsames Unterfangen werden. Und jetzt, lieber Sohn, gehen wir hinein und essen etwas, und dann fängst du an zu denken.“ „Danke, Mama Madeleine, und ich meine wirklich Mama“, war alles, was Harald in dem Durcheinander, das Madeleine in seinen Gedanken verursacht hatte, noch finden konnte. Aber irgendwie war er froh, dass er das wenigstens gefunden hatte.

\* \* \* \* \*

Es verging über eine Woche, bis Harald aus dem Chaos in seinem Kopf wieder auftauchen und an der Oberfläche der Realität seine Umwelt wieder wahrnehmen konnte. Er war zwar, weil ihm sein Unterbewusstsein das befohlen hatte, wieder nach München gefahren und hatte, diesem inneren Zwang folgend, jeden Tag alle Vorlesungen und Seminare besucht, hatte aber danach nie das Gefühl, wirklich etwas mitbekommen zu haben. Er gestand sich selbst ein, dass er das „Unternehmen Lernen“ vornehmlich mit der vagen Hoffnung begonnen hatte, dass ihm irgendwo auf dem Weg zu seiner Uni und zurück, der vor allem aus Umwegen bestand, Sam begegnen würde oder dass er sie zumindest aus einiger Entfernung sehen könnte. Und dazuhin hatte er die zugegebenermaßen noch schwachsinnigere Idee, Sam könnte ihrerseits beobachten, was er machen würde, und würde sich vielleicht freuen, wenn sie sehen würde, dass er sich ernsthaft mit dem Studium beschäftigte.

In der darauffolgenden Woche ließ er den BMW in der Garage der Villa, kaufte sich ein Fahrrad und fuhr nur noch mit der Bahn und dem Fahrrad von seiner Wohnung zur Hochschule. Er stellte sich vor, dass er, wenn er sie wirklich sehen würde, dann leichter ihre Verfolgung aufnehmen könnte.

Da der Zufall nicht half, nahm er sich, nachdem drei weitere Wochen ereignislos vergangen waren, vor, zum „Generalangriff“ überzugehen. Da er sich daran

---

<sup>40</sup> Held der griechischen Mythologie, der einzige, der je wegen der Ehe mit einem Stern (Merope; Plejaden) unbezahlte Schwerstarbeit leisten musste und damit ungewollt zum Erfinder der „Sisyphusarbeit“ wurde

erinnerte, dass Sam an den Wochenenden lieber bei ihren Eltern als im Maximilianeum war, kaufte er an einem Samstag - Madeleines Ratschlägen wegen der Geld-Allergie folgend - eine langstielige rote Rose, einen kleinen Blumenstrauß, eine Flasche Grappa und einen Stadtplan. Und dann fuhr er mit der S-Bahn zu der Siedlung, in der die einzigen Perfidos, die es im Münchener Telefonbuch gab, im zehnten Stock eines Hochhauses wohnen sollten. Der Versuch, mit dem Stadtplan das Haus zu finden, führte zu einer längeren Wanderung, und er hatte es schließlich nur der Hilfe von freundlichen Passanten zu verdanken, dass er sein Ziel tatsächlich erreichte. Allerdings war damit das Ende seiner „Pilgerfahrt“ noch nicht erreicht, denn vor ihm lagen, nachdem er das Schild „Fahrstuhl außer Betrieb“ als weitere Prüfung auf seinem „Kreuzweg“<sup>41</sup> zur Kenntnis genommen hatte, seiner Einschätzung nach noch mindestens zwanzig Treppenabsätze, die er entweder für die rechtzeitige Umkehr oder aber für „Stoßgebete zum Himmel“ - die angeblich in Notsituationen helfen sollten - benutzen konnte, wobei ihm einfiel, dass er zwar die Redewendung kannte, aber bisher von niemandem eine Anleitung dafür bekommen hatte.

\* \* \* \* \*

Der Weg nach oben glich einer Bildungsreise, weil die Ausschmückung der Wände sich als eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube für Sprachkundler, Namensforscher, Mediziner, bildende Künstler und Gourmets, die auf Gemüse spezialisiert sind, erwies.

Da Harald es immer weniger eilig hatte, je mehr Stockwerke er hinter sich brachte, auch weil mit der größeren Zahl, die in fettem Schwarz auf die Wand der Gänge gedruckt worden war, die zu den einzelnen Wohnungen führten, auch seine Unsicherheit wuchs, blieb er immer häufiger auf Treppenstufen zwischen den Stockwerken stehen, um sich die Wände genauer anzusehen, deren dreckiges Grau von oben bis unten in mit Gemaltem, Geschriebenem und Gespraytem in allen Farben aufgehübscht worden war. Neugierig geworden war er eigentlich zuerst, weil er bereits an der Wand der ersten Treppe ein Herz in Pink mit zwei Namen und dem ihm bekannten Pluszeichen entdeckt hatte, und so suchten seine Augen auf den nachfolgenden Wänden mit wachsender Eifersucht immer zuerst nach weiteren Herzen, und er war dann erleichtert, wenn der Name Sam darin nicht auftauchte. Dass er, als er den zehnten Stock erreichte, immer noch keines mit „Sam+“ gefunden hatte, beruhigte ihn nur mäßig.

Allein die manchmal bizarren Formen der Herzen wären für jeden Medizinstudenten ein Forschungs-Dorado gewesen. Dasselbe hätte auch für jeden

---

<sup>41</sup> Auch Via Dolorosa (schmerzreiche Straße) genannt, 12 Stationen des Leidensweges von Christus auf dem Weg zur Kreuzigung

gegolten, der sich für Vornamen und Redewendungen in unterschiedlichen Sprachen interessieren würde, wobei die vorherrschende Sprache Englisch und der vorherrschende Anfangsbuchstabe des ersten Wortes „F“ war, das nachfolgende aber von „A“ bis „Z“ mit vielen verschiedenen Buchstaben des Alphabets begann. Am häufigsten waren dabei aber „Y“ und „M“ vertreten. Häufig waren diese Kürzestsätze auch mit Vornamen beider Geschlechter verbunden, die Harald noch nie gesehen oder gehört hatte.

Interessant waren auch die Gemälde, wobei die Künstler sich vor allem auf die bildliche Darstellung von Gemüsesorten wie Zucchini, Gurken und Karotten konzentriert hatten. Weniger oft sah man ausgehöhlte, elliptische Paprikaschoten oder stilistisch veränderten Kopfsalat.

Er war so fasziniert von diesen, von so vielen naiven Künstlern hergestellten Collagen der Sprachverwirrung, dass er unter deren Eindruck plötzlich glaubte, verstehen zu können, wie ein Bewohner des Turms von Babylon sich kurz vor dem Einsturz dieses Bauwerkes gefühlt haben musste.

\* \* \* \* \*

Als er das zehnte Stockwerk erreicht hatte und den Gang vor sich sah, der zu den Eingangstüren der Wohnungen führte, blieb Harald erst einmal stehen, lehnte sich an die Wand, atmete tief durch und überlegte sich, wer wohl die Tür öffnen würde. Er konnte nur hoffen, dass es nicht Sam sein würde, denn die würde sicher sofort die Tür zuwerfen. Blieben noch Frau Perfido und ihr Mann. In diesem Fall müsste er vorher den Blumenstrauß und die Flasche in die rechte Hand nehmen, die Rose in die linke und dann mit einem Finger der linken Hand klingeln. Und wenn die Tür dann aufgehen würde, müsste er mit der Linken entweder den Strauß oder die Flasche aus der Rechten nehmen und das zur Person Passende mit der Rechten überreichen. Eigentlich waren ihm Anstandsregeln immer gleichgültig gewesen, aber jetzt wollte er keinen Fehler machen.

Nachdem er das Drücken des Klingelknopfes, den Wechsel der Gegenstände und den Anfang seines ersten Satzes: „Entschuldigen Sie die Störung, mein Name ist Harald von Cronenburg“ ein paarmal vor seiner Wand geprobt hatte und damit bei zwei kleinen Kindern, die gerade aus einer der Türen kamen und an ihm vorbei nach unten gehen wollten, zuerst fragende Blicke und dann Lachen und geflüsterte Bemerkungen in einer ihm unbekanntem Sprache bewirkt hatte, fühlte er sich sicherer und ging langsam den Gang entlang, von Tür zu Tür, auf der Suche nach einem Schild mit dem Namen Perfido. Das Glück des Tüchtigen bescherte ihm noch ein wenig Zeit, denn der Name stand erst neben der letzten Tür.

Dass das Glück des Tüchtigen eine launische Primadonna sein konnte, musste er schmerzhaft in den folgenden Sekunden erfahren.

Harald fühlte sich sicher, weil er sich ja gründlich vorbereitet und auch noch ein wenig Zeit gehabt hatte, sich zu sammeln. Deshalb drückte er mutig auf den Knopf unter dem Namensschild. Er hörte leise Schritte, und dann öffnete sich die Tür bis zum Anschlag der Sicherungskette, und in dem breiten Spalt war eine zierliche Frau mit kurzen blonden Haaren zu sehen, die ihn lächelnd fragte: „Quello che vogliono?“ Harald wollte, obwohl er nichts verstanden hatte, seinen eingeübten Satz sagen, entschied sich dann für den Wechsel der Flasche in die linke Hand, damit er wenigstens den Blumenstrauß überreichen konnte, und wurde dabei unterbrochen, weil aus dem Dunkel hinter der Frau ein schwarzhaariger Hüne auftauchte und mit tiefer, lauter Stimme fragte: „Chi c'è?“ Bevor er noch einen Ton hervorgebracht hatte, sah er, dass die Flasche es nicht bis zur linken Hand geschafft hatte, und bei dem Versuch, ihren Fall mit beiden Händen aufzuhalten, verlor er auch noch die Rose und den Strauß. Die Flasche zerplatzte auf dem Betonboden, der Grappa spritzte auf seine Schuhe, den Strauß und die Rose, und als Harald den Kopf hob und in die erschrockenen Gesichter der beiden sah, hatte er nur noch einen Gedanken: „Nichts wie weg!“. Er trat ganz langsam und vorsichtig einen Schritt zurück, murmelte in ein gequältes Lächeln noch das Wort „Entschuldigung“ hinein, drehte sich um und rannte davon, den Gang zurück, die Treppen hinunter und hörte erst wieder auf zu rennen, als er sich sicher war, dass ihn vom Hochhaus her niemand mehr sehen konnte.

\* \* \* \* \*

Auf dem Weg zum Bahnhof, in der S-Bahn, auf dem Weg zu seiner Wohnung kreisten seine Gedanken um Madeleines Satz: „Du musst so kreativ denken, wie noch nie in deinem Leben!“ Er hatte ja einiges versucht, aber nichts davon war, wenn er sich selbst gegenüber aufrichtig war, kreativ. Das meiste war eher von beinahe kindlicher Naivität geprägt gewesen, vor allem sein gerade so kläglich gescheiterter Versuch einer „Annäherung“. Sam würde sicher erfahren, was passiert war, und sie würde wahrscheinlich zu ihren Eltern sagen: „Es tut mir leid, dass euch so ein kleiner, blöder Junge, der glaubt, was Besseres zu sein, belästigt hat. Er wird das wohl nie wieder tun.“ Und damit würde sie Recht behalten, denn auch kleine, blöde Jungs machen denselben Fehler nicht zweimal.

Was hatte Madeleine noch gesagt: „Keine teuren Inszenierungen!“ Was sie meinte, war Harald klar: riesige, von Designern entworfene Plakate mit Liebesschwüren; Busse mit ebensolchen Texten an den Seitenwänden oder, eine Nummer kleiner, Taxis; Flugzeuge mit Bannern; tägliche Blumenlieferungen, vielleicht sogar mit einer weißen Stretch-Limousine; farbige Leuchtreklame oder Laufbandschriften in der Innenstadt; ein italienischer Spitzentenor singt „O sole mio“ vor der Tür von

Sams Eltern – alles nicht kreativ, aber stark „Kohle-lastig“, und an „Kohle“ war Sam nicht interessiert.

Harald wälzte sich auch in dieser Nacht stocknüchtern, ohne alkoholbedingten Nebel oder „Traumschleuderfarben“, aber dafür auch ohne Aussicht auf Schlaf in seinem Bett, auf der quälenden Suche nach nur einem Funken eines eigenen Einfalls. Er verlor dabei zunächst jede Zuversicht und gewann dafür die Gewissheit, dass er dazu völlig unfähig war. Und mit dieser „Bankrotterklärung“ schlief er dann doch ein.

Obwohl er nach einer weiteren schlaflosen Nacht vollkommen übermüdet war, stand er am Montag auf, als sein Wecker klingelte. Mit einem Becher tiefschwarzen löslichen Kaffees als Frühstück im Bauch, machte er sich frierend auf den Weg. In der Bahn schaute er – im Halbschlaf, trotz des Kaffees - gelangweilt aus dem Fenster auf die vorbeihuschenden Silhouetten der Häuser und Bäume. Als der Zug wieder einmal an einer der vielen Stationen hielt, fiel sein Blick auf ein großes Plakat mit der Aufschrift „Romeo und Julia“ und darunter „Shakespeare“. Und dann war er plötzlich hellwach.

Er blieb bis zum Hauptbahnhof in der Bahn, ging zum Fahrradabteil, schnappte sich sein Rad und verließ den Zug. Dann suchte er auf dem Fahrplan am Bahnsteig nach der nächsten Verbindung zum Starnberger See.

Nachdem er in der Villa angekommen war, holte er zuerst den BMW aus der Garage. Dann ging er ins Haus, in die Küche und fragte die Köchin, ob seine Mutter da sei. Die nickte, fügte aber sofort hinzu: „Die gnädige Frau schläft noch und will erst zum Mittagessen geweckt werden. Soll ich ihr etwas ausrichten?“ Harald verneinte, ging in Herrmanns Arbeitszimmer, suchte Papier und einen Stift, setzte sich auf den Stuhl und schrieb: „Liebe Mama, erinnerst Du dich an Deine Bemerkung „uralte Geschichte, Shakespeare“? In der deutschen Übersetzung von Cole Porters Musical „Kiss me Kate“ gibt es den Refrain eines Liedes „Schlag nach bei Shakespeare, bei dem steht was drin“, und Shakespeare hat auch „Der Widerspenstigen Zähmung“ geschrieben und „Romeo und Julia“, zwei der berühmtesten Liebesgeschichten der Weltliteratur, huhu! – ich habe in der Schule aufgepasst!! , und ich glaube, dass ich die Zähmung der Widerspenstigen nur mit Shakespeares „Romeo und Julia“ lösen kann, aber ich denke nicht daran, mich oder gar Sam dabei umzubringen. Auch wenn das alles nicht auf meinem Mist gewachsen ist, es wird kreativ sein. Es wird auch Geld kosten, aber Sam wird nicht dazu kommen, darüber nachzudenken, und von daher ist das unwichtig. Es ist auch nicht lebensgefährlich, für niemanden, aber es könnte sein, dass ich verhaftet werde und vielleicht sogar im Gefängnis lande. Ich zähle auf Dich! Ich nehm den BMW

wieder mit und lass das Rad da. Ich brauche einen Transporter. Also mach Dir keine Sorgen. Harald P.S. Es ist ein schönes Gefühl, plötzlich eine Mutter zu haben.“

Den Brief legte er in einem Umschlag mit der Aufschrift: „Wichtig! Von Harald für Madeleine“, auf den großen Tisch im Esszimmer. Und dann fuhr er zurück nach München.

\* \* \* \* \*

Er brauchte einige Zeit, bis er den Musikladen gefunden hatte, von dem Sam erzählt hatte. Der Verkäufer war sehr nett, machte aber große Augen, als Harald seine Wünsche äußerte: „Ich brauche den stärksten Gitarrenverstärker mit einem Akku, der mindestens eine Viertelstunde trotz voller Lautstärke läuft, und einem Mikrofoneingang, ein Mikrofon, das mit diesem Verstärker und bei maximaler Lautstärke noch geschrieene Wörter deutlich überträgt, einen Mikrostander, eine Billig-Les-Paul, die passenden Kabel und Bags für alles, damit ich das auf einmal schleifen kann. Und ich möchte das vorher bei dir ausprobieren.“

Haralds Gegenüber zögerte, bevor er fragte: „Und was darf das kosten, so ungefähr?“, und er war sehr erstaunt über Haralds Antwort: „Vollkommen egal, Hauptsache, es funktioniert so, wie ich mir das vorstelle.“

Der junge Mann überlegte kurz: „Ich hätte da einen AER mit 60 Watt RMS, mehr geht nicht, aber der kostet so um die 1200 Euro.“ Als Harald nur nickte und „Weiter“ sagte, schien er irritiert zu sein, weil er wegen des Preises anscheinend eine andere Reaktion erwartet hatte. Da weder eine Frage, noch ein Kommentar folgten, fuhr er fort: „Da wäre dann ein extrem rückkopplungsarmes Mikro von Sure, aber das kostet 500 Euro.“ Und wieder sagte Harald nur: „Weiter.“ Die nächste Frage war für den Verkäufer nur logisch: „Und warum dann die Billig-Gitarre?“, und die Antwort brachte ihn doch ein wenig aus der Fassung: „Ich kann gar nicht spielen. Du musst die deshalb auch nicht stimmen. Weiter!“

Als alles im Raum für Elektro-Gitarren aufgebaut und verkabelt war, sagte Harald: „Und jetzt kannst du mich allein lassen, denn das, was ich damit anstelle, willst du bestimmt nicht hören. Falls du Angst um deine Geräte haben solltest, ich bezahle auch, wenn etwas kaputtgeht. Und mach hinter dir die Tür zu, ich will andere Kunden nicht vergraulen.“

Dann machte er das, was er bei Sam gesehen hatte, Lautstärkeregler bis zum Anschlag und einschalten. Die Rückkopplungen aus dem Lautsprecher waren großartig und das verzerrte Kreischen und das Röhren der Gitarre die schönste Musik, die er sich denken konnte, obwohl man keine Töne unterscheiden konnte. Und das Mikrofon lieferte, obwohl schon alles im Raum mitschwang, tatsächlich

deutlich erkennbare Wörter. Harald war begeistert, schaltete den Verstärker aus und ging hinaus.

Noch im Laden versucht er, nachdem alles eingepackt war, die Länge der Gurte einzustellen und eine Reihenfolge für das Schultern von Verstärker, Gitarre und Zubehör zu finden: zuerst die Gitarre auf den Rücken, dann rechts die Tasche mit dem Zubehör und der Verstärker an dem langen Gurt links. So bepackt lief er im Laden herum, drehte und bückte sich und hüpfte – und der Verkäufer sah ihm staunend dabei zu.

Mit den Gerätschaften für seinen großen Auftritt im Kofferraum fuhr er zum nächsten Hamburger-Drive-In und dann weiter zu dem Parkplatz des „Klinikums rechts der Isar“<sup>42</sup>, von dem er wusste, dass er Tag und Nacht geöffnet hatte. Nachdem er den Wagen abgestellt hatte, aß er lustlos den nur noch lauwarmen Burger, trank die ebenfalls mitgebrachte Cola, kippte den Fahrersitz nach hinten und versuchte zu schlafen.

Die Weckautomatik des Luxusautoradios, das BMW in dieses Fahrzeug eingebaut hatte, weckte Harald wie geplant eine Stunde vor Mitternacht mit lauter Rockmusik irgendeines im Rockkanal einprogrammierten Senders. Harald schreckte hoch, rieb sich die Augen und murmelte: „Sam, ich komme.“ Dann bezahlte er die Parkgebühren am Automaten und verließ den Parkplatz in Richtung Wiener Platz. Von dort aus fuhr er bis ans Ende der Grütznerstraße, stellte den Wagen ins Halteverbot neben die Leitplanke vor dem – leider mit einem Steinpfosten abgesperrten – Fußgängerweg, holte seine Sachen aus dem Kofferraum und ging in den Park. Als er sich dem Maximilianeum näherte, sah er durch die Bäume hindurch die große Ringmauer und erschrak. Daran hatte er nicht gedacht. Er blieb stehen und war schon versucht, seine „Mission“ als gescheitert zu betrachten, als ihm einfiel, dass ja in dieser Mauer auch irgendwo ein oder mehrere Löcher, sprich Eingänge, sein mussten. Also ging er weiter, überquerte die Max-Planck-Straße und ging dann immer der Mauer entlang.

Womit er, nach seinen üblen Erfahrungen im Hochhaus, nicht mehr rechnete, das war der glückliche Zufall, der ihm helfen könnte.

Und es gab ihn doch! Und es würde nicht das letzte Mal in dieser Nacht sein, denn zwei Wachleute hatten gerade ihren Rundgang beendet und saßen gemütlich vor dem Fernseher!

---

<sup>42</sup> Alle Münchner Details: „Google Maps“ – Maximilianeum eingeben und staunen! Für den Weg zum Maximilianeum: Street-View

Irgendein Bauarbeiter hatte ein hohes Gitter, das an Stelle einer ausgebauten Tür den Zugang zum Maximilianeum versperrte, mit einer Kette nur so locker an einem Haken in der Mauer befestigt, dass Harald sich mit seinem Gepäck gerade noch hindurchzwängen konnte.

Er lief dann, so schnell er das mit seiner wertvollen Fracht tun konnte, zum Garten vor dem Wohngebäude der Stipendiaten. In keinem der Fenster des sechsstöckigen Gebäudes brannte noch Licht. Fieberhaft packte er alles aus, verkabelte Verstärker, Gitarre und Mikrofon, schraubte das Mikro auf den Ständer, hängte sich die Gitarre um den Hals, vergewisserte sich noch einmal, dass der Lautstärkeknopf wirklich am Anschlag war und drückte den Power-Schalter.

Ein ohrenbetäubendes Pfeifen eröffnete seine Darbietung und als er auf die Saiten einschlug, vermischte es sich mit den auf- und abschwellenden Kreisch- und Brummtönen der verzerrten Rückkoppelungen der Gitarre. Und dann fing er an, rhythmisch auf die Saiten zu schlagen und immer dieselben Silben in das Mikrofon zu schreien: „sem-per-fi sa-man-tha“, und die Silben brachen sich an der Wand des Gebäudes, und er schrie weiter, wiederholte sie, holte tief Luft und schrie weiter: „sem-per-fi sa-man-tha!“ Er kümmerte sich nicht darum, dass die ersten Lichter angingen, die ersten Fenster geöffnet wurden, die ersten „Aufhören!“ - Rufe ertönten. Er schaute nirgendwohin und hörte nur noch sich, bis er aus den Augenwinkeln sah, wie ein Mann aus einem Eingang auftauchte und auf ihn zulief. Harald riss das Kabel aus der Gitarre, packte die Gitarre am Hals und rannte, sie wild über dem Kopf schwingend, auf ihn zu. Der Mann flüchtete zurück ins Haus, und Harald rannte zum Mikrofon zurück und schrie weiter, bis er plötzlich von hinten gepackt und auf den Boden geworfen wurde. Ein lautes Knacksen - und der Lautsprecher verstummte. Seine Arme wurden nach hinten gebogen, dann fühlte er kaltes Metall an seinen Handgelenken und hörte ein Klicken. Eine raue Männerstimme sagte: „Feierabend, Bürschchen, hoch mit dir!“ Vier kräftige Händen stellten ihn auf die Füße und drehten ihn um. Er sah in die wütenden Gesichter von zwei Männern in schwarzer Uniform. Der eine hielt sich sein Sprechfunkgerät vor den Mund und fragte: „Wie lange brauchen die noch?“, und nach einem kurzen Rauschen kam die quäkende Antwort: „Noch zwei Minuten, bring ihn schon zum Tor.“ Ohne noch einen Ton zu sagen, packten ihn die Männer wieder von beiden Seiten und schoben ihn vor sich her, weg vom Gebäude zu einer Einfahrt. Davor blieben sie wieder stehen, und der eine öffnete beide Flügel eines Tores, während der andere, der ihn immer noch festhielt, sagte: „Deinen Kram kannst du dir beim Hausmeister abholen, wenn du demnächst mal wieder aus einer Zelle herauskommst.“ Dann hörte Harald eine Sirene, und bald danach sah er auch den Widerschein eines flackernden Blaulichts in den Bäumen hinter der Mauer, das der Einfahrt immer näher kam.

\* \* \* \* \*

Die Polizisten, die ihn auf die Rückbank ihres Wagens schoben, waren auch nicht gesprächiger als die beiden Wachleute. Sie beantworteten aber immerhin seine Frage nach dem Ziel: „Wir bringen dich jetzt ins nächste Revier, und dort hast du dann viel Zeit.“ Als der Wagen durch das Tor fuhr, sah Harald noch einmal nach hinten. Und er glaubte zu sehen, wie sich ein Radfahrer mit den Männern unterhielt, die gerade dabei waren, das Tor wieder zu schließen.

\* \* \* \* \*

Es war ein kleines Revier. Hinter dem Tresen, der den Raum teilte, standen gerade mal vier Schreibtische. Aber nur an einem saß ein mürrisch dreinschauender Beamter, der anscheinend mit dem Schreiben eines Berichts beschäftigt war. Er blickte hoch und fragte Haralds Begleiter: „Womit wollt ihr mir jetzt noch die Nacht versauen?“ Die beiden schienen das überhört zu haben, denn sie gingen nicht darauf ein, sondern sagten nur: „Landfriedensbruch, Hausfriedensbruch in Tateinheit mit ruhestörendem Lärm, Ort war innerhalb der Bannmeile des bayrischen Landtags. Tut uns leid, aber wir haben keine Zeit, wir müssen wieder auf Streife. Du weißt schon, Belehrung, Personendaten, Protokoll, Aufnahme der Aussage und dann ab in die Zelle. Unseren Bericht schreiben wir morgen. Bis dann.“ Damit ließen sie Harald vor dem Tresen stehen und verließen den Raum. Der Revierbeamte stand auf, ging zu Harald, packte ihn am Arm und führte ihn um den Tresen herum zu einem Stuhl neben seinem Schreibtisch: „Setzen!“ „Könnten Sie mir nicht die Handschellen?“, weiter kam Harald nicht, denn der Beamte unterbrach ihn: „Setzen, hab ich gesagt. Und ich werd den Teufel tun. Du siehst ja, dass ich allein bin. Nachher in der Zelle vielleicht.“ Dann kramte er umständlich aus einer Schublade ein Formular heraus, nahm einen Kugelschreiber und fragte: „Ausweis?“ Harald antwortete im selben Stil: „Geldbeutel, linke Hosentasche hinten.“ „Hol ich mir später. Angaben zur Person. Musst du machen. Ich lese vor, du antwortest“, und dann begann er langsam und umständlich mit dem Ausfüllen des Formulars. Nachdem er die Personendaten eingetragen hatte, stand er auf, ging vorsichtig um Harald herum und holte den Geldbeutel, um die Angaben mit denen auf dem Ausweis zu vergleichen. Er hatte sich gerade wieder gesetzt und war im Begriff, den Ausweis herauszuziehen, als die Tür aufging. Der Beamte legte den Geldbeutel vor sich auf den Tisch, ging zum Tresen und fragte: „Was kann ich für Sie tun?“ Da Harald mit dem Rücken zur Tür saß und die Stuhllehne am Seitenrand des Schreibtischs eingeklemmt war, konnte er den Stuhl nicht bewegen und deshalb auch nicht sehen, wer da gekommen war. Selbst, als er

den Kopf drehte, sah er auch nur den Rücken des Beamten, nicht aber, wer vor diesem stand und erst einmal schwieg.

Der Beamte wurde ungeduldig: „Ich habe gefragt, was ich für Sie tun kann, können Sie mich verstehen? Oder du ja vielleicht schpik englisch oder so?“ Dann sah Harald, wie der Mann seinen Kopf nach vorne neigte, und hörte, wie der Mensch vor dem Tresen anscheinend hektisch längere Zeit flüsterte. Als das Flüstern aufgehört hatte, richtet sich der Beamte wieder auf und sagte laut: „Danke für die Information, das war sehr nett von Ihnen. Gute Nacht.“ Harald hörte wieder Schritte, hörte, wie die Tür aufgemacht wurde, und dann hörte er die Stimme, wirklich die Stimme, sagen: „Harryfon, du hast für heute genug Ärger verursacht. Sei nett zu dem Mann! Und ich habe noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen, das so groß ist wie ein Vogel Strauß. Gute Nacht.“ Dann fiel die Tür zu.

Harald hatte gar nicht gesehen, wie der Beamte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt hatte. Er schreckte auf, als er das bemerkte und dieser plötzlich freundlich zu ihm sagte: „Nette junge Frau, deine Verlobte, und so verständnisvoll. Ich bring dich jetzt in die Zelle und nimm dir dort die Handschellen ab. Und dann warten wir beide darauf, dass deine Mutter mit diesem Staranwalt kommt. Und ich kann bis dahin weiterarbeiten. Ist mir auch recht.“

Harald hatte noch nie eine Zelle von innen gesehen, geschweige denn erlebt. Als er auf der Matratze saß, die Augen - geblendet vom kalten Licht der Neonröhren an der Decke - auf die kahle Wand und das Klo ohne Deckel davor gerichtet, wiederholte er gebetsmühlenartig die wohl wichtigsten Wörter seines bisherigen Lebens: „Nette junge Frau, deine Verlobte.“ Und dann legte er sich auf die Matratze, drehte sich auf die Seite und schloss die Augen.

Er musste eingeschlafen sein, denn als er die Augen wieder öffnete, stand der Polizeibeamte vor ihm und sagte: „Aufstehen, junger Mann, du wirst draußen erwartet. Na, komm schon!“

Als er um die Ecke des kleinen Gangs bog, sah er Madeleine und neben ihr einen grauhaarigen, sehr seriös aussehenden Mann in einem langen, blauen Mantel. Das musste wohl ein Anwalt der Kanzlei sein, durch deren „juristische Wunderheilungen“ die Cronenburgs seit langem immer wieder genesen waren. Der Anwalt kam auf Harald zu: „Ihre Mutter nimmt sie jetzt mit in die Villa, und morgen Nachmittag um zwei hole ich Sie dort ab, und dann fahren wir wieder zu diesem Revier und klären den Rest. Und jetzt bedanken Sie sich höflich bei diesem Beamten, weil er Ihren Fall so vorbildlich unbürokratisch behandelt hat.“ Harald dachte nicht lange nach, ging zu dem Polizisten, streckte ihm die Hand hin und bedankte sich.

Als die drei durch die Außentür des Reviers traten, sah Harald, dass es schon früher Morgen war. Der Anwalt verabschiedete sich, und Harald ging mit Madeleine zu deren SUV. Als er neben ihr saß und sie losfuhr, sagte er leise: „Danke, Mama.“, und dann sagte er nichts mehr, weil er fürchtete, dass sie merken würde, dass ihm die Tränen kamen. Madeleine schien das tatsächlich nicht zu merken oder auch nicht merken zu wollen, schien auch keine Fragen zu haben, denn sie schwieg und schaute ihn nicht einmal an, sondern sah nur konzentriert auf die Straße. Irgendwo zwischen München und dem See, auf der linken Spur der Autobahn bei Tempo zweihundert, sagte sie plötzlich: „Wenn ich das richtig sehe, dann war das erst der Anfang deiner Leidensgeschichte, mein Sohn, und das Schwerste wartet noch auf dich.“ Und dann fing sie an fröhlich zu lachen, und Harald drehte den Kopf, schaute sie ungläubig an und wusste nicht, was er von ihrem Heiterkeitsausbruch halten sollte.

\*\*\*\*\*

Während sie die Villa betraten, fragte Madeleine, ob er noch etwas essen wolle. Als er verneinte, sagte sie: „Ich bin müde und geh jetzt auf mein Zimmer. Du kennst ja den Weg zu deinem.“ Dann küsste sie ihn auf die Wange und verschwand durch die Tür zum Seitenflügel. Harald blieb erst einmal noch einen Moment stehen und folgte ihr dann. Als er den Treppenabsatz erreicht hatte, von dem aus ein Gang zu ihren Räumen führte, war sie schon verschwunden. Langsam ging er dann weiter zum Dachgeschoss. Bevor er die Tür zu seinem Wohnzimmer öffnete, schaltete er noch das Ganglicht aus, das seltsamerweise brannte, obwohl es ja Tag war. Dann drückte er die Türklinke und öffnete die Tür. Überrascht sah er, dass die Vorhänge zugezogen waren und auf dem kleinen Tisch ein Teelicht brannte. Er blieb in der Tür stehen, dachte noch „Nett von dir, Madeleine“, und erschrak, als der Rückenlehne des Sessels plötzlich blonde, sprechende Haare wuchsen: „Harryfon, setz dich, und wehe, du beschwerst dich oder steckst gar den Kopf in den Sand, während ich dir jede Feder einzeln ausrupfe.“

Als Harald am Morgen die Augen öffnete und nur die Zimmerdecke über sich sah, wagte er es zuerst nicht, den Kopf auf die Seite zu drehen. Stattdessen suchte er mit der linken Hand vorsichtig nach einer Erhebung auf der flachen Lakenlandschaft. Als er sie gefunden hatte und eine schläfrige Stimme sagte: „Harryfon, lass das, ich muss viel schlafen, hat der Arzt gesagt“, wurde er hellwach. Er fuhr hoch und drehte sich um: „Sam, bist du krank, sag schon, ist es schlimm?“ Sam hatte sich die Decke über den Kopf gezogen und nur einen schmalen Spalt an der Seite offen gelassen, so dass Harald sie zwar hören, aber ihr Gesicht nicht sehen konnte, als sie antwortete: „Nichts Schlimmes, ich bin nur ein bisschen schwanger.“ Und dann

richtete sie sich mit Schwung auf, warf ihre Decke von sich, drehte sich zu Harald um und lächelte ihn an: „Harryfon, können gerupfte männliche Vögel noch sprechen?“ Er nahm ihr Gesicht in beide Hände: „Nicht nur sprechen Samantha, vor allem versprechen. Übrigens, am Ende der Balkonszene versprechen sich die Liebenden, sich am nächsten Tag trauen zu lassen.“ Er sprang auf, packte eine Decke, warf sie über Sam und kroch auch darunter.

Als Madeleine vor dem Bett in Haralds Schlafzimmer stand, sah sie auf einen Hügel aus zwei Decken, der sich nur schwach und unregelmäßig bewegte. Sie sagte deshalb nur leise: „Aufstehen, Kinder, Frühstück!“ Am Kopfende erschienen zuerst zwei verschiedene Hände und dann zwei lachende Gesichter, die wie aus einem Mund sagten: „Geht nicht, wir müssen viel schlafen, hat der Arzt gesagt, wir sind nämlich ein bisschen schwanger.“

\* \* \* \* \*

Madeleine und Sam hatten gespannt auf Haralds Rückkehr aus München gewartet. Er kam erstaunlicherweise schon um sechs Uhr abends wieder zurück. Als sie ihm am Eingang der Villa entgegengingen und ihn sofort fragten, wie es denn gewesen sei, antwortete er: „Keine Panik, der Landtagspräsident hatte Verständnis für die moderne Fassung der Balkon-Szene aus „Romeo und Julia“ und hat deswegen auf eine Anzeige wegen Landfriedensbruch verzichtet. Und der Anwalt hat es, wie auch immer, fertig gebracht, dass ein Staatsanwalt auf dem Revier zugegen war, der dem Beamten irgendwelche Fachbegriffe und Paragraphen diktiert hat, die anscheinend bedeuten, dass ich nur eine Anzeige wegen eines minder schweren Falls von Hausfriedensbruch und Ruhestörung bekommen werde, weil bei mir eine teilweise Unzurechnungsfähigkeit in Folge einer emotionalen Ausnahmesituation vorgelegen habe. Und dann hat mich der Revierbeamte noch gefragt, wie es denn meiner Verlobten ginge. Und ich habe „Sehr gut“ gesagt und mich dann daran erinnert, dass ich wohl auch unter teilweisen Gedächtnisstörungen gelitten haben musste, weil ich mich weder an eine offizielle Verlobung noch an deren Feier erinnern konnte. Wir müssten das wohl sofort wiederholen, damit ich mein psychisches Gleichgewicht so schnell wie möglich zurückgewinne, meint ihr nicht auch? Und der Beamte hatte dann noch etwas Interessantes zu erzählen. Eine Rotlichtkamera hatte nämlich in der Nacht, als man mich auf dem Revier eingeliefert hatte, das Bild eines Radfahrers aufgenommen, der, mit über fünfzig Sachen, tief über den Lenker gebeugt, ohne auf die Ampel zu achten, eine Kreuzung überquert hatte. Leider war das Gesicht dieses Verkehrsrowdies auf dem Bild nicht zu erkennen, und so wird man wohl auch nie erfahren, wer das gewesen ist.“ Harald hatte

während seiner letzten Sätze nur Sam angeschaut und freute sich diebisch, als er sah, wie sie errötete und die Augen niederschlug.

Der Abend wurde noch lang, weil nun alle Details der vorausgegangenen Tage und vor allem der „besonderen“ Nacht, von der Neuerfindung der shakespeareschen Balkonszene und ihrem „rustikalen“ Ende, über Sams Verfolgingsrennen mit dem Polizeiauto, die Vorgänge im Revier, bis zu Madeleines Vollgasfahrten auf der Autobahn, zuerst nach München und mit Sam zurück und dann, nach hektischen Telefongesprächen, wieder zurück nach München, von allen Beteiligten zu einem spannungsreichen Bilderbogen zusammengefügt wurden.

\* \* \* \* \*

Die Verlobung mit großer Feier in kleinstem Kreise wurde auf das Wochenende verschoben, weil Sam noch „ein bisschen studieren“ musste, Harry sich darauf besann, dass er das ja seit neuestem auch ernst nahm, und weil Sam noch einen überaus wichtigen Termin hatte: Sie musste ihre Eltern noch davon überzeugen, dass ausgerechnet der „Tollpatsch“, der vor ihrer Tür zuerst Blumen mit einer Flasche Grappa gegossen hatte und dann davongerannt war, ihr zukünftiger Schwiegersohn werden würde und dass er dazuhin bereits der werdende Vater ihres ersten Enkelkinds war.

\* \* \* \* \*

Haralds Angst vor dem schwarzhaarigen Hünen erwies sich als unbegründet, allerdings bekam er bei der Begrüßung am Samstagabend kurzzeitig Atembeschwerden, als dieser ihn umarmte und fest an sich drückte.

Als sie dann am großen Esstisch zusammensaßen, erinnerte er sich an Sams Bemerkung über die Maximalzahl der besetzten Stühle. Für das Zimmer schien eine neue Ära anzubrechen, denn es waren fünf Stühle besetzt, einer ja sogar doppelt. Und Sam schien auch keine Angst mehr vor den Augen des überdimensionalen Ahnen an der Wand zu haben, denn sie erklärte ihren Eltern zu vorgerückter Stunde, dass sie, wenn sie genau hinsehen würden, vielleicht sogar sehen könnten, dass der „Liebermann“, weil er ja jetzt Ur-Ur-Großvater werde, schon nicht mehr ganz so streng auf sie alle herunterblicken würde, sogar eher wie ein „lieber Mann“.

Den Höhepunkt des Abends bildete Angelo Perfidos Lobrede auf seine Tochter, auf seine Frau, die Mutter dieser *figlia fantastica*, alles in einer perfekten Mischung aus Deutsch und Italienisch, die die fröhliche Runde mit begeistertem Klatschen begleitete und die nicht nur seiner Frau und Sam, sondern auch Madeleine die Tränen in die Augen trieb. Am Schluss wandte er sich noch mit einem ernsten

Blick an Harald: „Mein Sohn, du weißt, Italia ist Land von Mafia und Vendetta. Samantha infelice, du großes Problem“, und dann fuhr er mit der Handkante quer über seine Kehle und lachte. „Und jetzt per il sole del mio cuore singe ich. Nessuna paura, nix Angst, tutti gli italiani possono cantare.“

Während Angelo mit inbrünstiger Stimme: „O sole mio“, sang, dachte Harald darüber nach, dass er sich wohl noch unsterblicher blamiert hätte, wenn er diesen Event-Gedanken in die Tat umgesetzt hätte.

Sam hatte nicht zuviel versprochen, als sie Harald schon bei ihrer ersten Begegnung von der Fröhlichkeit erzählt hatte, die der ganzen Familie zu eigen wäre. Weder er noch Madeleine hatten je in diesem Haus eine so von natürlicher Freude und Ausgelassenheit geprägte Feier erlebt. Erst als sich in den frühen Morgenstunden des Sonntags dann doch die Müdigkeit bemerkbar machte, gingen alle zu ihren Schlafstätten: Madeleine in ihr Zimmer, Angelo und Chiara in Haralds Schlafzimmer, und Harry und Sam kuschelten sich auf der Couch zusammen.

\* \* \* \* \*

Madeleine war sehr erstaunt, als Ende November Sam und Harry sich gleichzeitig für ein vierzehntägiges Praktikum in Kanada beurlauben ließen. „Die Kinder“ machten ihr aber klar, dass das heutzutage völlig normal wäre, ja sogar notwendig sei, weil Auslandserfahrung eine immer wichtigere Rolle bei späteren Bewerbungen spielen würde. Allerdings erzählten sie nur wenig – Ausnahme war die Beschaffung des Visums – von den sonstigen Behördengängen. Harald erzählte auch nichts davon, dass er Sam die Schaufenster von Cartier gezeigt hatte und die ihn deswegen angefahren hatte: „Du lernst wohl nie was. Denk mal drüber nach, wieviel Unglück die Gegenstände dieser Firma schon über deine Familie gebracht haben. Nur über unser beider Leichen!“ Und damit meinte sie nicht Harald.

Madeleine hatte die beiden zum Flughafen gebracht und versprochen sie auch wieder abzuholen. Der Flug nach Vancouver an der Ostküste Kanadas dauerte 14 Stunden. Die beiden hatten sich anfangs angeregt unterhalten, dann manchmal sogar so heftig gestritten, dass die Stewardess kam und sie um eine etwas gemäßigttere Lautstärke bitten musste, sich dann leise weiter unterhalten und waren schließlich, Sam auf Haralds Schulter, er in die Ecke gelehnt, eingeschlafen.

Nach der Landung wartete ein Hubschrauber auf sie, der sie in einen der Nationalparks an der Ostküste bringen sollte. Sam wunderte sich, als gleichzeitig mit ihnen ein zweiter Hubschrauber startete und sie verfolgte. Als sie Harald darauf ansprach, bekam sie keine Antwort. Und dann wurde sie deutlicher: „Wo ist das

Standesamt?“ „Na ziemlich nah am Himmel, das verspreche ich dir.“  
„Wolkenkratzer?“ „Nein, und jetzt frag nicht weiter, ich werd es dir nicht verraten.“  
Sam schmolle: „Das ist unfair, Harryfon!“, aber dann schwieg sie.

Als sie sich in der Dämmerung der Küste näherten, zog Harald einen Schal aus der Tasche: „Sei mir nicht böse, aber ich möchte dir jetzt die Augen verbinden. Vertrau mir einfach. Und wir müssen auch noch ein paar Meter laufen und dann die Treppenstufen zu den Sternen hinaufgehen.“

Nachdem sie nach dem Aussteigen den Wind der Rotoren hinter sich gebracht hatten, waren es wirklich nur noch ein paar Meter bis zu einer quietschenden Stahltür. Sam hatte das registriert, und Haralds Hand zog sie jetzt Stufe für Stufe eine Wendeltreppe nach oben. Als sie endlich eine größere Fläche erreicht hatten, fühlte sich Sam ein wenig schwindelig von den Drehungen. Harald zog sie weiter. Es quietschte noch eine Tür, und als sie hindurchgingen, fühlte sie einen eiskalten Windstoß auf ihrem Gesicht. Harald stand jetzt neben ihr, hatte den Arm um sie gelegt und sagte: „Jetzt kannst du das Tuch abmachen.“

Als Sam den Schal von den Augen nahm, sah sie einen breiten Lichtstrahl auf einer ins Unendliche reichenden Wasserfläche: das Meer. Sie drehte sich zu Harald um und fiel ihm um den Hals: „Ein Leuchtturm, Harryfon, ein Leuchtturm, wir heiraten auf einem Leuchtturm, ich fass es nicht!“ Und dann erklang durch die Tür „On a Stairway to Heaven“, und Harald sagte: „Ich hab es dir doch versprochen, aber wir müssen jetzt hineingehen. Der Standesbeamte und die Zeugen warten schon.“

\*\*\*\*\*

Sam wachte als erste auf, weil die Sonne durch eines der Bullaugen ihr ins Gesicht schien. Sie schüttelte Harry: „Aufwachen, Klabautermann<sup>43</sup>, weißt du noch, dass wir verheiratet sind?“ Harry rieb sich die Augen: „Verheiratet? - Mit wem? - Habe ich etwas nicht mitgekriegt? - Oder wer bist du denn?“, und dann fing er an zu lachen, und Sam stürzte sich auf ihn und schlug mit dem Kopfkissen auf ihn ein: „Du perfides Turmgespenst!“, und als Harry versuchte, sich spielerisch zu wehren, warnte sie ihn: „Denk bloß nicht dran, nur ich darf, du nicht, Artenschutz, und jetzt komm frühstücken. Mama muss bei Kräften bleiben!“

\* \* \* \* \*

---

<sup>43</sup> Schiffsgeist oder Kobold, der – meist unsichtbar - bei Gefahren warnt.

Madeleine holte sie, wie versprochen, vom Flughafen ab. Als die beiden auf der Rückbank Platz genommen hatten und Madeleine gerade die Zündung betätigen wollte, riefen die beiden im Chor: „Umdrehen, hergucken!“ Und dann streckten sie ihr stolz ihre rechten Hände entgegen und Sam erklärte: „Schau genau hin, Souvenir von einem kanadischen Leuchtturm, wo wir unser Einführungs-Seminar in Beziehungsvertiefung abgeleistet und sogar die standesamtliche Prüfung bestanden haben, mit echter Urkunde. Freust du dich? Und, könnten wir heute Abend vielleicht noch bei meinen Eltern vorbeifahren? Und, bevor du noch fragst, was ich mir als Hochzeitsgeschenk wünsche, wir hätten gern ein Wochenende mit einem Herrmann-Ritual, für mich aber nur wenig Wein. Du weißt schon. Weil ich ja jetzt endgültig zur Familie gehöre und Harald gesagt hat, dass er noch was auf dem Herzen hat, was so ein Ritual nötig macht. Übrigens, gestatten, Samantha von Cronenburg, sehr erfreut oder wie man das in feinen Kreisen so sagt.“

Madeleine antwortete mit belegter Stimme: „Schön für euch, schade für mich, denn ich wäre gern dabei gewesen. Eltern und Ritual ja, und ruf deine Mutter an und sag ihr, das wir heute Abend kommen.“ Und dann schaute sie wieder nach vorne und holte ein Taschentuch aus der Ablage und dann noch eines, und Sam und Harry sahen, wie ihre Schultern zuckten. Dann setzte sie sich plötzlich aufrecht hin, drehte den Zündschlüssel um und fuhr schweigend los. Und sie schwieg, bis sie den Wagen vor der Villa geparkt hatte. Sie stieg aus, öffnete die Tür für Sam, wartete, bis die mit beiden Füßen auf den Boden stand und umarmte sie dann, legte den Kopf auf deren Schulter und weinte.

Als sie Sam wieder losließ, sich aufrichtete und mit einem Taschentuch ihre Tränen abgewischt hatte, sah sie die beiden an und sagte, immer noch mit einer leicht angerauten Stimme: „Ich hätte nie geglaubt, dass ich noch einmal so glücklich sein könnte.“

Der Abend bei den Perfidos verlief genauso harmonisch wie das erste Zusammentreffen in der Villa, obwohl auch Sams Eltern zuerst einmal genauso enttäuscht waren wie Madeleine, weil auch sie bei der Hochzeit gern dabei gewesen wären.

\* \* \* \* \*

Nicht ganz so fröhlich war die Stimmung am Anfang des Herrmann-Rituals am Wochenende. Diesmal hatte Madeleine den Wintergarten als Ort der Handlung ausgesucht, obwohl sie dabei ein mulmiges Gefühl hatte. Auch, weil sie sich nicht denken konnte, was wohl Gegenstand dieses Gesprächs werden sollte. Sie war also schon ein wenig verunsichert, als Sam und Harry hereinkamen und sich setzten. Harry hatte die gespannte Aufmerksamkeit in Madeleines Gesicht bemerkt und sagte deshalb: „Mama, es gibt nichts Schlimmes, alles ist gut und wird auch so

bleiben. Aber nur du kannst uns etwas erklären. Du weißt vielleicht, dass du in vielen ausländischen Staaten nicht nur einen Pass, sondern auch ein Ehefähigkeitszeugnis und eine Geburtsurkunde brauchst. Hatten wir alles dabei, wurde auch anstandslos anerkannt. Und unsere Ehe ist jetzt, mit einem Stempel des deutschen Konsulats, auch in Deutschland gültig. Es wird sich also nichts ändern. Wer hat damals nach meiner Geburt den ganzen Formularkram erledigt, Hartmut, du, Herrmann?“ Madeleine war erstaunt: „Warum fragst du, wenn alles in Ordnung war? Hartmut kann es nicht gewesen sein, ich war noch im Krankenhaus, es muss Herrmann gewesen sein. Spielt das eine Rolle?“ „Schon, Mama. Hast du dir jemals meine Geburtsurkunde angesehen, ich meine so richtig, alles, Wort für Wort?“ „Nein, ich kann mich nicht daran erinnern, das je getan zu haben, aber Herrmann war der korrekteste Mann, den ich je in meinem Leben getroffen habe. Was hätte da stehen können, was dich jetzt dazu bringt, danach zu fragen?“ „Dann lies mal Wort für Wort vor, was da steht, aber lies bewusst, nicht das, was du glaubst, was da stehen müsste. Das machen Menschen gerne.“ Und Madeleine las langsam halblaut vor, bis sie zu der Stelle: „Vater“ kam. Sie schaute ungläubig auf den Namen, noch einmal und noch einmal.“ Und dann wandte sie sich an Sam, nicht an Harald: „Gab es 1985 schon genetische Tests, mit denen man die Vaterschaft bestimmen konnte?“ Sam dachte nach: „Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, in der Schule gelernt zu haben, dass es damals noch nicht möglich war, warum fragst du?“

Madeleine senkte den Kopf und schwieg. Den beiden kam es wie eine Ewigkeit vor, bis sie schließlich langsam und deutlich sagte: „Dann weiß ich nicht, warum Herrmann das gemacht hat, aber es hat wohl damit zu tun, was 1984 im Mai alles passiert ist, ich meine alles.“ Harry fragte ungeduldig: „Also keine Beamten-schluderei, kein verbeamteter Analphabet, was dann? Hatte Herrmann seine Brille nicht dabei?“ „Nun gut Kinder, ihr seid alt genug, verstehen zu können, was ich euch jetzt erzählen werde. Und ihr habt Recht gehabt mit dem Herrmann-Ritual. Trinken wir auf das Wohl von Herrmann von Cronenburg, den nettesten Menschen, den ich je kennen gelernt habe, wenn man einmal seine Vergangenheit, das heißt die Zeit, bevor ich ihn kannte, einfach vergisst. Und trinken wir auf den besten Vater, den es hätte geben können, wenn der seine althergebrachten ostpreußischen Familien-Regeln, die er allerdings erst in den letzten Jahren wieder entdeckt hatte, nur ein einziges Mal in diesem seinem neuen Leben vergessen hätte. Herrmann-Ritual heißt auch Geschichte erzählen. Ich bin jetzt alt genug und auch stark genug, dir, Harald, und auch dir, liebe Samantha, das vorletzte Geheimnis der Cronenburgs zu erzählen. Das vorletzte deshalb, weil mir Herrmann anvertraut hat, dass es noch etwas gibt, was er noch nie jemand erzählt hat. Und damit hat er nicht dieses Geheimnis gemeint. Sam, ich habe Harald schon vom Beginn meiner nicht gerade glücklichen Ehe erzählt, als er wegen dir so traurig und verzweifelt war.“

Diese Geschichte soll er dir später erzählen, und ich erzähle euch beiden jetzt nur vom beinahe sprachlosen Ende eines Gesprächs mit Herrmann, das ich dir, Harald, damals verschwiegen habe. Herrmann muss sich übrigens sicher gewesen sein, sonst hätte er das niemals getan. Und das würde bedeuten, dass er einen Beweis dafür hatte, dass Hartmut nicht der Vater sein konnte. Nur, was für einen? “

Nachdem sie ihre Erzählung vom „bewusstlosen Ende“ des ersten Herrmann-Rituals beendet hatte und die beiden etwas betreten auf den Boden starrten, hob Madeleine ihr Glas und sagte: „Auf das Wohl deines richtigen Vaters, Harald, auf Herrmann von Cronenburg. Und ich bin eigentlich wirklich froh, dass nicht Hartmut dein Vater ist. Kommt, Kinder, bitte trinkt mit mir!“

An die Wand hinter seinem Bett gelehnt und Sams Hand haltend, erzählte Harald ihr dann die Vorgeschichte. Und Sam fragte ihn danach nur : „Was meinst du, bekommt unser Kind schwarze Haare wie die von Papa und Papa und Papa? Ich fänds schön, aber frag mich dann bitte nicht, ob ich, nachdem ich von dir weggerannt bin, irgendwelche Gespräche nach dem Vorbild des Herrmann-Rituals mit irgendeinem anderen Jungen geführt habe. Ich habe das Ritual erst bei euch kennen gelernt und habe auch in der ganzen Zeit mit keinem männlichen Wesen irgendwelche dubiosen anderen Rituale ausgeführt. Der erste, der mir nach Wochen wieder zu nahe gekommen ist, warst wieder du, und ich hoffe, dass du dich wenigstens daran noch erinnern kannst“, und Harry antwortete: „Vielleicht haben ja nur männliche Nachkommen schwarze Haare und alle weiblichen bekommen die ihrer Mutter, wär doch auch schön, oder? Wenn ich ehrlich bin, interessiert mich mehr, welches letzte Geheimnis diese Familie noch hütet.“ „So, so, du interessierst dich mehr für die Cronenburg-Geheimnisse, als für dein eigenes Kind, das gabs doch auch schon mal, und du wirst mächtigen Ärger mit mir bekommen, Harryfon, wenn du das tust, und ich hole meinen Vater, du erinnerst dich? Vendetta!“ Und dann zogen sich beide die Decke über den Kopf und flüsterten irgend etwas, was das Universum anscheinend nicht hören sollte, weil es das Universum nichts anging.

\* \* \* \* \*

Die Zeit danach wurde ruhiger, und im Gegensatz dazu wurden die Bewegungen in Samantha immer unruhiger, was aber nicht zu Beunruhigung, sondern zu fröhlicher Unruhe bei den Außenstehenden führte.

Madeleine, die zu den fröhlichen Unruhigen in Samanthas Umgebung zählte, erhielt zu Beginn des neuen Jahres einen Brief der Kanzlei, der sie aber nicht weiter beunruhigte. Ihr wurde nur lapidar mitgeteilt, dass Hartmut, weil keine weiteren Verfügungen Herrmanns vorhanden waren, außer der, die bis zum April 2006 gültig war, und auch kein Testament aufzufinden war, von diesem Zeitpunkt an die vollständige Kontrolle über die Cronenburg-Stiftungen übernehmen würde. Sie stand dieser Entwicklung gleichgültig gegenüber, weil Herrmann sie und damit auch Harald ja soweit abgesichert hatte, dass sie von den Erträgen der Familienstiftung weitgehend unabhängig waren. Und das, was Hartmut jetzt anstellen konnte und wahrscheinlich auch anstellen würde, war ihr egal. Und dann überlegte sie sich plötzlich, dass es vielleicht in diesem Zusammenhang sehr sinnvoll wäre, eigentlich auch wirklich an der Zeit, sich von Hartmut scheiden zu lassen.

Danach könnte sie ihm mitteilen, dass er ein Problem haben würde, weil Harald ja ebenfalls Herrmanns Sohn sei, und sie könnte sich über sein sicher entsetztes Gesicht freuen.

Ihrer ersten Begeisterung, die sie bei diesem Gedanken erfasst hatte, folgte aber sofort die Ernüchterung, als sie daran dachte, dass Hartmut sicher alles tun würde, um der Alleinerbe zu bleiben. Hartmuts neue Anwälte – er hatte die Kanzlei nach der Unterhaltung mit Herrmann über den Skandal gewechselt - waren, was ihren Ruf anging, um keinen Deut schlechter als die der Cronenburgs.

Und weil es, außer der Geburtsurkunde, keinerlei Beweise für die Vaterschaft Herrmanns gab, vor allem keine förmliche Anerkennung, wären die Aussichten, ein Erbrecht in einem Gerichtsverfahren durchzusetzen, wohl äußerst gering einzuschätzen.

Sie nahm sich aber vor, mit Harald und Sam darüber zu reden, mit beiden, weil sie gelernt hatte, dass keiner von beiden ohne den anderen für solch wichtige Dinge zu sprechen war. Aber das hatte noch Zeit. Auch deshalb, weil sie sich selbst die gute Laune, die sie hatte, wenn Samantha und Harry in der Villa waren und über die Entwicklung des Kindes und über ihr Studium fröhliche Streitgespräche führten, die vor allem wegen Sams „Neuschöpfungen von Wörtern“ unterhaltsamer waren als jede Comedy-Sendung, nicht verderben wollte.

Als sie den Brief der Kanzlei in die Schublade ihres Schreibtischs legte, fiel ihr Blick auf ihre Schmuckschatulle, die sie anscheinend nur geöffnet, aber, entgegen ihrer Gewohnheiten, nicht sofort wieder geschlossen und verstaubt hatte. Und ihre Augen

blieben an dem Medaillon hängen, das Herrmann ihr nach der Geburt Haralds einmal gezeigt hatte und das das einzige Bild enthielt, das er von seiner Mutter hatte. Herrmann hatte damals das Medaillon geöffnet, ihr das Schwarz-Weiß-Bild einer jungen, dunkelhaarigen Frau mit dem damals modernen Pagenschnitt gezeigt und gesagt: „Siehst du das geheimnisvolle Lächeln? Für die Familie ist das bedeutsamer als das der Mona Lisa im Louvre. Du musst ihr vor allem in die Augen schauen.“ Er hatte dann auch noch lächelnd angemerkt, dass darin alle Geheimnisse der letzten drei Generationen der Cronenburgs verborgen wären. Und er hatte hinzugefügt: „Auch die Geheimnisse, die es bis jetzt noch gar nicht gibt, aber bis zu meinem Ende noch geben wird.“ Und er hatte dann noch einmal betont: „Wirklich alle Geheimnisse bis zu meinem Tod! Du wirst es nach meinem Tod bekommen und solltest gut darauf aufpassen.“

Sie war damals zuerst zutiefst erschrocken, weil er seinen Tod erwähnt hatte, hatte sich aber sofort wieder beruhigt, als sie ihn ansah und bemerkte, dass er dabei gelächelt hatte.

Später, nach Herrmanns mysteriösem Tod, als ihr die Kanzlei das Medaillon zugeschickt und sie es in diese Schatulle gelegt hatte, hatte sie sich aber doch einen kurzen Augenblick lang noch einmal gefragt, was denn an dem Bild dieser Mutter so geheimnisvoll sein könnte. Und dann hatte sie nie mehr daran gedacht, vielleicht auch, weil sie das Medaillon nie getragen hatte.

War es nur pure Neugierde, was sie antrieb? Waren es die Nachwirkungen der „Neuentdeckung der Geburtsurkunde“? War es die Erinnerung an Hartmuts sang- und klangloses Verschwinden aus der Villa und ihre nie ausgesprochene Frage nach den Hintergründen? – Alles das war fragwürdig, sie konnte das in ihren Gedanken aber hinterher nicht mehr voneinander trennen.

Wahrscheinlich war es einfach nur die Sehnsucht nach der Wahrheit, nach Antworten auf all die offenen Fragen, von denen sie geglaubt hatte, dass sie sie erfolgreich verdrängt hätte und die sich anscheinend tief in ihrem Inneren verselbständigt hatten, dort ein Eigenleben geführt hatten und jetzt mit geballter Macht als Zwang zu intensivem Nachdenken an die Oberfläche ihres Bewusstseins drängten.

„Das geheimnisvolle Lächeln soll die Geheimnisse der Cronenburgs verbergen, selbst die, die es noch nicht gibt?“, dachte Madeleine, „Das kann doch nicht sein? Das Medaillon war immer in der Schatulle verwahrt geblieben, und das Bild hatte sich nicht verändert und das Lächeln hatte sich nicht verändert. Und doch musste sich Herrmann sicher gewesen sein, dass es die Antworten auf alle Fragen enthalten würde, selbst auf die, von denen weder er noch sie überhaupt wissen konnten, dass sie in einer zeitlich erst einmal nicht begrenzten Zukunft existieren würden. Das war unmöglich, weil es nirgendwo auf der Welt jemals etwas oder jemanden

gegeben hatte, das oder der von einem bestimmten Zeitpunkt aus eine exakte Aussage über eine Zukunft hätte geben können. Wobei Herrmann natürlich den Umfang nicht voraussehen konnte, weil er diesen mit seinem Ende verknüpft hatte.“

Madeleines Ehrgeiz war geweckt. Herrmann hatte immer ihre Intelligenz geschätzt, ihr Organisationsvermögen und ihre Gabe, etwas zu finden, und er hatte anscheinend darauf vertraut, dass sie das finden würde, was sie brauchte, um das Rätsel um das Lächeln zu lösen.

Zunächst erinnerte sie sich aber daran, dass Herrmann, selbst, als er sich schon zurückgezogen hatte, für Hartmut unangreifbar war. Im Gegenteil, er musste ihn sogar schon vor ihrer Hochzeit in der Hand gehabt haben. Aber womit? Und welche Geheimnisse gab es noch, von denen sie vielleicht sogar etwas wusste? Natürlich! Wo war Hagen, der Vater Herrmanns? Wer hatte Herrmann umgebracht? Hatte er wirklich eine Vorahnung gehabt? Wer war Gunther von Kron, der vorherige Besitzer der Villa und des Jagdgebiets?

So viele Fragen, und auf alle diese Fragen sollte das kleine Bild dieser Frau und ihr Lächeln eine Antwort geben können?

Natürlich gibt es die Redewendung: „Ein Bild kann mehr ausdrücken als tausend Worte“, aber das schien in diesem Fall unmöglich!

Das Jagdfieber packte sie: „Was wäre, wenn die „Cronenburg - Mona Lisa“ nur einen winzigen, vielleicht kaum erkennbaren Hinweis darauf geben würde, wo man die Antworten finden könnte, vielleicht nur ein deutliches Zeichen?

Madeleine hatte gar nicht bemerkt, dass sie schon längst in einem ihrer Sessel saß, das Medaillon in der Hand, und dass sie aus dem Fenster starrte. Und dann sah sie auf dem Fensterbrett das Fernglas, das sie am Tag zuvor benutzt hatte, um in den Bäumen nach einem Vogel zu suchen, dessen Gesang ihr so gefallen hatte.

Das Fernglas!

Es vergrößert!

Was würde sein, wenn sie das Lächeln vergrößern würde?

Sie ging zum Schreibtisch, holte eine Lupe und untersuchte damit zuerst den Mund, das Lächeln der Mutter.

Es war nichts zu sehen, nur dass dieser Mund - wie das bei Bildern üblich war, wenn man sie vergrößerte - aus vielen Rasterpunkten bestand, die aber kein Zeichen ergaben.

Dann erinnerte sie sich an Herrmanns Bemerkung: „Du musst ihr in die Augen schauen!“ Aber diese Augen waren auch nur zwei stecknadelkopfgroße, schwarze Punkte.

Und dann suchte sie in ihrem Gedächtnis nach etwas, von dem sie plötzlich wusste, dass es da sein müsste, das sie aber partout nicht finden konnte.

Herrmann würde davon ausgegangen sein, dass sie auf die Idee mit der Lupe kommen würde. Und er würde dann davon überzeugt gewesen sein, dass sie sich dann an ihn erinnern würde.

Nur woran? Was hatten sie, Herrmann, eine Lupe und ein Bild je gemeinsam gehabt?

Sie, Herrmann, ein Bild und eine Lupe, die ein Bild vergrößert?

Herrmann vergrößert ein Bild, nein, er zeigt ihr ein vergrößertes Bild?

Das wars!

\* \* \* \*

Woran sie sich später, als Samantha sie fragte, wie sie denn überhaupt auf die Idee gekommen sei, Herrmanns Bemerkung so ernst zu nehmen, noch erinnerte, war, dass sie in diesem Moment zuerst nur an die Person Herrmann gedacht hatte und sich erst dann auf die Suche nach etwas gemacht hatte, das Herrmann hinterlassen haben musste und das ihr helfen würde, des Rätsels Lösung näher zu kommen.

\* \* \* \* \*

Sie hatte Herrmann gesucht und ihn in seinem Arbeitszimmer über ein Mikroskop gebeugt gefunden. Als er sie wahrgenommen hatte, hatte er sich aufgerichtet und zu ihr gesagt: „Was die alles für die Spionage erfunden haben, ist unglaublich! Komm her und sieh dir das an.“ Herrmann hatte auf einen Objektträger des Mikroskops einen kleinen Papierstreifen mit dem Wort „ein“ gelegt. Durch das Mikroskop sah sie allerdings das Gesicht eines ihr unbekanntes Mannes. „Das ist der i-Punkt“, hatte ihr Herrmann erklärt, und sie hatte gefragt: „Welcher i-Punkt? Ich sehe nur ein Gesicht in einem runden schwarzen Rahmen.“ „Das Gesicht ist in dem i-Punkt, Madeleine“, hatte er zur Antwort gegeben und ihr dann die Geschichte eines Herrn Goldberg, eines russischen Chemikers und Erfinders, erzählt, der eine Möglichkeit gefunden hatte, ein beschriebenes Blatt zuerst auf Briefmarkengröße zu verkleinern und anschließend auf die Größe eines i-Punktes. Sie war zwar sehr erstaunt gewesen, hatte damals aber eigentlich nur mit halbem Ohr zugehört und das schon längst wieder vergessen.

\* \* \* \* \*

„Du musst ihr in die Augen schauen!“ Die Augen waren zwei schwarze Punkte. Und in Herrmanns Arbeitszimmer musste irgendwo das Mikroskop sein.

Madeleine löste vorsichtig das kleine Bild aus dem Medaillon und ging in Herrmanns Arbeitszimmer. Dort setzte sie sich auf seinen Schreibtischstuhl und überlegte. Auf der Platte lag damals ein geöffneter Holzkasten, der auch noch eine Kamera, einen Standfuß für die Kamera und eine Schachtel mit mehreren dieser kleinen Glasplatten enthalten hatte. Dieser Kasten hätte niemals in eine der Schreibtischschubladen gepasst. Also, wo konnte er sein? Ihr Blick fiel auf eine kleine, zweitürige Kommode unter einem der Fenster. Als sie deren Türen öffnete, war sie enttäuscht. Sie war leer. Sie schloss die Türen wieder und wollte sich schon abwenden, als ihr Kratzspuren auf dem Parkett auffielen.

In einer durch die Kommode verborgenen Nische in der Wand stand der Kasten.

Und unter dem Mikroskop, das sie auf den Schreibtisch gestellt hatte, wuchs in einem der Augen ein kleines weißes Rechteck mit schwarzen Punkten zu einem Blatt mit erkennbaren Buchstaben:

„Liebe Madeleine, alle Geheimnisse der Cronenburgs gibt es nur ganz oder gar nicht. Noch kannst Du Dich entscheiden! Was Du finden kannst, ist die Wahrheit. Und das Wissen um diese Wahrheit wird Dir Macht verleihen, auch Macht über das Schicksal von einzelnen Menschen, und es wird Geld wert sein, viel Geld, aber es wird Dir gleichzeitig auch Einblicke in tiefste menschliche Abgründe ermöglichen, in Abgründe, die vor unseren Augen eigentlich verborgen bleiben, in die wir eigentlich nicht blicken sollten. Beides aber ist untrennbar miteinander verbunden. Bevor ich fortfahre, möchte ich Dich noch einmal ausdrücklich davor warnen, diese „Büchse der Pandora“<sup>44</sup> zu öffnen. Wenn Du das trotzdem tust, dann lass sie bitte geöffnet, damit auch die Hoffnung entweichen kann, meine Hoffnung darauf, dass eine nachfolgende Generation, wenn es sie denn gibt, aus den Fehlern der Vergangenheit tatsächlich etwas lernt. Der Weg zur Wahrheit befindet sich im anderen Auge. Also, noch ist es nicht zu spät!“



Madeleine richtete sich auf, drehte sich um, lehnte sich gegen die Kante des Schreibtischs und atmete tief durch. Herrmanns Worte hatte sie zutiefst verunsichert. Sie beschloss, alles so stehen zu lassen, verließ das Arbeitszimmer und schloss ab. Dann ging sie in das Esszimmer, setzte sich gegenüber vom Kamin an

---

<sup>44</sup> Zeus übergab einer von ihm „hergestellten“ Frau, Pandora, einen verschlossenen Vorratskrug (Büchse). Er wies sie an, diese den Menschen zu schenken und ihnen mitzuteilen, dass sie sie unter keinen Umständen öffnen dürften. Doch aus Neugierde ließen die Menschen die Büchse trotzdem öffnen. Daraufhin entwichen aus ihr alle Laster und Untugenden. Von diesem Zeitpunkt an eroberte das „Schlechte“ die Welt. Als einzig Positives enthielt die Büchse auch die Hoffnung. Bevor diese jedoch auch aus der Büchse entweichen konnte, wurde sie wieder geschlossen. So wurde die Welt ein trostloser Ort, bis Pandora die Büchse erneut öffnete und so die Hoffnung in die Welt ließ.

den Tisch und starrte das Bild Hagens an. Was hatte Sam zu Harald gesagt, als sie das Bild zum ersten Mal gesehen hatte? „Er macht mir Angst“, das waren ihre Worte, und irgendwie konnte sie, je länger sie in das Gesicht schaute, Sam immer besser verstehen. „Bevor ich in das zweite Auge schaue, muss ich unbedingt mit den beiden reden, denn diese Entscheidung könnte auch für ihre Zukunft von großer Bedeutung sein“, dachte sie, als sie aufstand und sich auf den Weg in ihren Wohnbereich machte.

Sam und Harry kamen am Samstag Nachmittag, und sie waren sehr erstaunt, als Madeleine sie bereits am Eingang abfing und sie in das Arbeitszimmer führte. Noch erstaunter waren sie, als Madeleine ohne Umschweife sagte: „Wir haben ein Problem, von dem ich glaube, dass wir es nur zusammen lösen können, weil es wahrscheinlich uns alle betrifft. Am besten, ihr schaut euch selbst an, was Herrmann uns hinterlassen hat“, und damit wies sie auf das Mikroskop. Sam fragte lachend: „Hat Herrmann ein Killer-Bakterium eingesperrt?“ Als sie aber sah, dass Madeleine anscheinend nicht zum Lachen zumute war, sondern dass sie schwieg und sie nur ernst anschaute, ging sie zum Mikroskop. Harry schaute gespannt zu, als sie durch das Okular sah und sagte: „Na, was ist, sag schon!“ „Halt die Klappe, Harryfon, du wirst nicht glauben, was du da siehst. Ich bin gleich fertig mit Lesen. Das ist der Hammer!“

Nachdem auch Harry Herrmanns Botschaft gelesen und sich wieder umgedreht hatte, standen sich alle erst einmal stumm gegenüber. Madeleine ergriff als erste das Wort: „Wir müssen eine Entscheidung treffen, wir, einstimmig, aber vielleicht setzen wir uns entweder bei mir oder bei euch zusammen und reden.“

Als beide nur nickten, ging sie voraus und schloss hinter ihnen wieder die Tür zu.

Das Ergebnis der vielstündigen, teilweise hitzigen Diskussion war ernüchternd für alle: Die Kombination aus Sams Wissen von der griechischen Mythologie, dass nämlich diese „Büchse der Pandora“ etwas mit anscheinend unvorstellbaren Lastern und Untugenden in der Familiengeschichte der Cronenburgs zu tun haben müsste, und Herrmanns Lebensgeschichte, die Madeleine nun in aller Ausführlichkeit erzählte, verunsicherte alle so weit, dass sie in den frühen Morgenstunden eigentlich bereit waren, auf den Inhalt des „zweiten Auges“ zu verzichten. Die allen einleuchtenden Argumente waren, dass sie sich finanziell keine Sorgen machen mussten und dass Haralds Geburtsurkunde gültig war und es keinerlei Konsequenzen gab, die man befürchten musste. Also beschlossen sie, schlafen zu gehen und Herrmanns „Mutteraugen“ für immer im Medaillon einzuschließen.

Harry und Sam schienen trotzdem kein Auge zugemacht zu haben. Madeleine fiel auf, als sich alle mittags zum Frühstück trafen, dass sie, während sie stumm auf ihre

Teller starrten und kauten, immer wieder die Hand vor den Mund hielten, um das aufkommende Gähnen zu verbergen. Plötzlich ließ Sam das Besteck auf ihren Teller fallen, richtet sich kerzengerade auf und wandte sich an Madeleine: „Harry und ich sind uns einig. Wir wollen alles wissen. Nicht wegen des Geldes, das mich das nicht interessiert, weißt du, auch nicht wegen der Macht, die brauchen wir für unser gemeinsames Leben nicht, sondern, weil wir und unser Kind das sein wollen, was Herrmann auch schreibt, nämlich die Zukunft. Und die werden wir nur haben, wenn diese „Pandora-Vergangenheit“ uns nicht trotzdem irgendwo auflauern und aus dem Nichts heraus überfallen kann, sondern endgültig, aber bekannt, auch unsere Vergangenheit wird. Wir möchten dich bitten, dass du uns auf diesem Weg begleitest. Schließlich bist du nicht nur Mutter, sondern wirst auch bald Großmutter. Also, hilfst du uns?“

Madeleine hatte die Schärfe in Sams Stimme beinahe ungläubig wahrgenommen, weil ihr das völlig fremd war, und schaute deshalb Harald an. Auch der hatte sich aufgerichtet und sah ihr in die Augen, während er die Bitte seiner Frau bekräftigte: „Cronenburg-Showtime, Mutter, High Noon, Shoot-Out! Herrmann hat dir nicht nur einmal geholfen, vielleicht will er uns allen helfen, mit dem Cronenburg-Mythos von der unendliche Macht des Geldes anders umgehen zu lernen. Sag ja!“ Madeleine nickte nur, dann stand sie auf und lächelte sogar: „Wie sagte schon der bekannteste Optiker der Filmgeschichte, Humphrey Bogart<sup>45</sup>: „Schau mir in die Augen, Kleines!“, also tun wirs!“

Harry durfte erst als letzter durch das Okular sehen und meinte dann: „Sam, du bist das Einser-Genie, du könntest doch ein Drehbuch schreiben und es George Lukas<sup>46</sup> schicken. Obwohl, da es ja auf dem Friedhof losgeht, wäre wohl eher ein neuer „Freddy Krueger<sup>47</sup>“- Film angesagt. Wir werden wohl kaum bei Tag auf den Friedhof gehen können, um unsere erste Aufgabe zu lösen. Also, Zange und Taschenlampe suchen, ab mit uns ins Bett, Sam, Wecker stellen, ausschlafen! Welches Auto nehmen wir, Madeleine?“

Was Herrmann in das zweite Auge geschrieben hatte, entsprach den gängigen Hollywood-Klischees: „Liebe Madeleine, da auch Du Deiner Neugierde anscheinend nicht widerstehen konntest und alle meine Warnungen in den Wind geschlagen hast, noch eine Bemerkung: Du wirst Entscheidungen treffen müssen! – ob Du willst oder nicht, weil nämlich keine Entscheidung auch eine sein wird.“

---

<sup>45</sup> Der Kultfilm schlechthin: „Casablanca“.

<sup>46</sup> Der „Erfinder“ von Indiana Jones.

<sup>47</sup> Fiktiver Serienmörder und Hauptfigur der „Nightmare-Serie.“

Neben meinem Grab ist Gunther von Kron begraben. Das ist in Wirklichkeit Hagen von Cronenburg. Er ist – ich weiß nicht, ob ich in Kenntnis seines Lebens „leider“ sagen sollte – 1953 gestorben, also, bevor ich aus Argentinien zurückgekommen bin. Und er hat mir und damit jetzt auch euch, außer der Villa und dem Jagdrevier, ein Erbe hinterlassen, das mir noch viele angenehme Stunden beschert hat, euch aber gewaltige Probleme bereiten wird. Am Anfang deiner Odyssee durch den Teil der Geschichte der Cronenburgs, die Du nicht kennst, wirst du vor die Frage gestellt werden, ob Du zulassen willst, dass Dein Mann Hartmut, obwohl du seinen schlechten Charakter am eigenen Leib verspürt hast, für seine Lebenszeit die Herrschaft über das ganze Cronenburg-Vermögen bekommt. Die Hilfestellung, die ich Dir bei der Entscheidung leisten werde, wird es Dir vielleicht leichter machen. Vielleicht solltest du aber, bevor du den nächsten Schritt in Angriff nimmst, darüber nachdenken, ob Du nicht sofort die Scheidung einreichst.

Was ist zu tun? Vergewissere Dich bei allem, was Du von nun an tust, dass Dich niemand verfolgt! Gehe zum Grabstein von Gunther von Krons Grab und drehe das „G“ so lange, bis Du es in der Hand hältst. Es ist mit einer zentimeterdicken Schraube aus Kupfer in den Stein hineingeschraubt worden, in die am Ende eine Kapsel eingesetzt wurde. Du kannst sie mit einer Zange herausziehen. Schraube den Buchstaben wieder in den Stein. Öffne die Kapsel erst zu Hause und folge den Anweisungen. Ich wünsche dir viel Kraft für die kommenden Tage.“

~~Gunther von Kron~~

Während der Fahrt nach Starnberg redeten sie kein Wort miteinander. Madeleine konzentrierte sich auf den Verkehr auf der Straße vor ihr und Sam und Harry schauten andauernd wie gebannt aus dem Rückfenster.

Der Parkplatz vor dem Friedhof war leer, und es war weit und breit keine Menschenseele zu entdecken. Nachdem sie den Wagen abgestellt hatten, warteten sie trotzdem noch eine Weile, um sicher zu gehen, dass sie keinen eventuellen Verfolger übersehen hatten. Nachdem weder ein Auto noch ein Mensch sich dem Eingang genähert hatten, wagten sie sich aus dem Wagen und gingen schnell die Friedhofswege entlang bis zu Gunther von Krons Grab.

Das „G“ ließ sich tatsächlich ohne Mühe herausdrehen, und es war auch problemlos möglich, die Kapsel zu entfernen. Sam steckte sie in ihre Jackentasche und dann machten sie sich wieder auf den Weg zum Auto.

\* \* \* \* \*

In Madeleines Wohnzimmer saßen alle wie gebannt um den kleinen Couchtisch herum, als Sam beinahe feierlich die Kapsel auf den Tisch legte und Harry

versuchte, den Verschluss am Ende Kapsel mit einer Zange zu entfernen. Er ging dabei sehr vorsichtig zu Werke, weil er Angst davor hatte, irgend etwas zu zerstören. Nachdem er es geschafft hatte, waren alle irgendwie enttäuscht, weil nur eine kleine Patronenhülse aus Messing herausfiel, in der ein zusammengerollter Zettel steckte:

„Amtsgericht = München = Hinterlegungsstelle = Kennwort:  
Nibelungen = Äuigen in Verpaukung mitnehmen“

Harry und Sam bekamen große Augen, als sie die ihnen unbekanntes Schriftzeichen sahen, Madeleine aber erinnerte sich an Hermanns Unterschrift auf den „Augenbriefen“: „Ganz ruhig, Kinder, das ist eine alte deutsche Schriftsprache. Herrmann hat die Briefe so unterschrieben. Vielleicht kann man das, was da steht, entziffern, wenn man die Buchstaben seines Namens darin sucht. Wartet einen Moment, ich geh ins Arbeitszimmer und versuche, die Unterschrift abzuschreiben.“

Nach ein paar Minuten kam sie mit einem Blatt Papier zurück, auf dem sie die Unterschrift gemalt hatte



„Also, wir setzen jetzt einfach die Buchstaben ein und versuchen den Rest zu raten.“ Und dann schrieb sie:

„Amtsgericht = München = Hinterlegungsstelle = Kennwort:  
Nibelungen = Äuigen in Verpaukung mitnehmen“

Sam überraschte die beiden, als sie sofort loslegte: „Gar nicht so schwer. Wenn ihr genau hinschaut, könnt ihr sehen, dass die Buchstaben t, k, g, i, ü, b, l ziemlich ähnlich oder sogar gleich mit der lateinischen Schreibschrift sind.“

Und dann schrieb sie den neuen Text:

„Amtsgericht = München = Hinterlegungsstelle = Kennwort:  
Nibelungen = Äuigen in Verpaukung mitnehmen“

„Na, klingelts bei euch? Der Rest ist easy! Der Ort, wir brauchen ja einen, kann nur München sein. Damit wissen wir, wie c und h aussehen, und bei „Hinterleg“ und „stelle“ passt eigentlich nur s, das ergibt - ich schreibs einfach auf.“

„Amtsgericht = München = Hinterlegungsstelle = Kennwort:  
Nibelungen = Äuigen in Verpaukung mitnehmen“

Madeleine war begeistert von den Kombinationskünsten ihrer Schwiegertochter:

„Der Rest ist wirklich einfach. Wir müssen zu einer Hinterlegungsstelle beim Amtsgericht in München und dort bekommen wir mit dem Kennwort

„Nibelungen“ und dem Medaillon mit Bild etwas ausgehändigt. Jetzt müssen wir

nur noch die Adresse dieser Stelle herausfinden und auf morgen warten. Ich hole schon mal das Medaillon.“

\* \* \* \* \*

## Montag.

Alle hatten, ihren Bekundungen beim gemeinsamen Frühstück zufolge, schlecht geschlafen, weil sie der Lösung des Cronenburg-Geheimnisses entgegenfieberten. In München stellte sich heraus, dass sie noch mehr Geduld aufbringen mussten, als ihnen lieb war. Zuerst gab es endlose Staus, deren Ursachen wie üblich nicht erkennbar waren, dann das Problem mit dem Parkplatz, weil in der näheren Umgebung der Adresse, die sie dem Telefonbuch entnommen hatten, keiner zu finden war. Schließlich fanden sie einen in der Nähe des Lenbachplatzes und standen dann nach einem kurzen Fußmarsch vor dem Justizgebäude in der Pacellistraße, in dem sich die Hinterlegungsstelle befinden sollte..

Ein Justizbeamter empfing sie sehr freundlich. Nachdem ihm Madeleine ihren Ausweis gezeigt und ihm erklärt hatte, dass sie etwas abholen möchte, das bei dieser Stelle unter dem Kennwort „Nibelungen“ in Verwahrung gegeben worden wäre, ging er in ein Nebenzimmer und holte einen Karton aus einem Stahlschrank. Er kam zurück, stellte ihn auf seinen Schreibtisch und las das, was anscheinend auf dem Deckel geschrieben stand. Dann wandte er sich an seine Besucher: „Ist jemand von Ihnen Madeleine von Cronenburg?“ Als Madeleine nickte, fuhr er fort: „Würden Sie sich bitte ausweisen und mir den Gegenstand geben, der hier vermerkt ist?“ Madeleine legte Ausweis und Medaillon auf den Tresen und der Beamte holte sich beides, setzte sich an seinen Schreibtisch, betrachtet zuerst den Ausweis, dann öffnete er das Medaillon: „Gut, gehen wir in das Nebenzimmer. Dort sind wir ungestört.“ Er nahm den Karton, kam um den Tresen herum, ging auf eine Tür am Ende eines kurzen Gangs zu und öffnete sie: „Kommen Sie bitte herein und setzten Sie sich.

Der kahle, kleine Raum enthielt nur einen alten, rechteckigen Tisch und vier Stühle. Der Beamte setzte sich an eine Stirnseite des Tisches, öffnete den Karton, holte einen dünnen Ordner heraus, öffnete ihn und las laut, was anscheinend auf dem ersten Blatt stand: „Bitte der oder den Anwesenden zuerst vorlesen. Inhalt dieser Mappe: ein persönlicher Brief an Madeleine von Cronenburg, ein handschriftliches Testament, unterschrieben von Herrmann von Cronenburg, eine argentinische Geburtsurkunde in spanischer Sprache, eine amtliche Übersetzung derselben, eine beglaubigte Übersetzung einer Geburtsurkunde, eine Erklärung des Herrn von Cronenburg dazu, vier DNA-Analysen von 1999, zwei Arztberichte, eine Anerkennung einer Vaterschaft. Zuerst muss Madeleine von Cronenburg der

beiliegende Brief ausgehändigt werden. Sie muss die Möglichkeit bekommen, diesen Brief in aller Ruhe allein oder auch im Beisein von Begleitpersonen zu lesen. Danach sollen ihr die Dokumente einzeln übergeben und anhand der angehefteten Notizen erklärt werden.“

Der Beamte hob die Augen, sah Madeleine an, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, und sagte: „Ich lasse diesen Brief jetzt hier liegen und werde dann das Zimmer verlassen. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie einfach zu mir, damit wir fortfahren können.“ Damit nahm er den Karton, ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Madeleine ging um den Tisch herum, setzte sich und nahm das Blatt in beide Hände. Sam konnte es kaum erwarten: „Nun lies schon, Madeleine!“

„Liebe Madeleine,

Du betrittst hiermit die erste Stufe mit Sicht auf die Cronenburg-Hölle, in der ich mich selbst bereits befinden werde, wobei das Feuer unter dem Kessel, in dem ich schmore, wohl nichts ist, verglichen mit dem, was unter dem Kessel brennt, in dem mein Vater baden darf, dessen höllisches Wohlergehen wahrscheinlich von des Teufels Großmutter persönlich überwacht werden wird.

Sollte Harald Dich begleiten, dann sage ihm, dass es mir leid tut, dass er erst auf diesem Weg die endgültige wissenschaftliche wie auch amtliche Bestätigung für das bekommt, was auf seiner Geburtsurkunde steht, dass nämlich ich sein Vater bin. In meinem Leben habe ich nicht nur einen Fehler gemacht, das weißt Du, und ich habe nicht nur einmal gelogen, manchmal auch, weil ich daran glaubte, dass sich damit und mit Geld und Macht allein schon alles richten ließe. Deswegen im Nachhinein zu lamentieren, macht sicher keinen Sinn.

Ich habe aber wirklich daran geglaubt, dass Du, Hartmut und Harald eine neue Generation von Cronenburgs werden könntet, die es besser machen würde als die beiden Generationen vor Euch. Dass Du wohl in dieser Hinsicht Entscheidendes gelernt hast, habe ich bemerkt und bin deshalb auch zuversichtlich, dass auch Harald etwas davon mitbekommt. Hartmut hat sich nicht nur nicht geändert, sondern hat im Gegenteil Charakterzüge immer weiterentwickelt, die ich verabscheue. Wenn Du wissen willst, mit was für einem Scheusal Du verheiratet warst oder immer noch bist, dann wende Dich an die Detektei Schmidhuber in München. Sie bewahrt Fotos und Beobachtungsprotokolle auf, die beweisen, dass Hartmut Frauen mit sogenannten K.O. - Tropfen betäubt und danach vergewaltigt hat. Diese Beweise werden übrigens der Anwaltskanzlei zugeschickt, für den Fall, dass Hartmut wider Erwarten zu klagen versucht. Du kannst jetzt auch verstehen, warum Hartmut immer klein beigegeben hat.

Ich habe deshalb mit meinem Testament, dessen Inhalt Du gleich kennen lernen wirst, die Notbremse gezogen, allerdings viel zu spät. Wahrscheinlich war ich

einfach zu feige, wollte mir die Demontage der Cronenburgs in der Öffentlichkeit ersparen.

Die erste Stufe hat bedeutet, dass Du erst einmal in diese meine Abgründe schauen durftest.

Sich auf dieser Stufe zu befinden, bedeutet aber auch, dass Ihr beide, Harald und Du, die Verantwortung für das riesige Vermögen übernehmen und Euch entscheiden müsst, was Ihr damit macht. Ihr habt genug zum Leben, aber Ihr könnt natürlich damit so weiterleben, wie die Cronenburgs vor Euch schon immer gelebt haben. Im April 2006 laufen die Stiftungsverträge aus, das heißt, dass Ihr alles so lassen könnt, wie es ist, oder dass Ihr die Macht übernehmen könnt oder aber, dass Ihr alles in eine wirklich gemeinnützige Stiftung überführen könnt. Ich nehme an, Madeleine, dass Du Dir denken kannst, was ich mir wünschen würde. Was Du jetzt noch alles tun musst, wird Dir der Beamte erklären, wenn er Dich mit den Dokumenten vertraut macht.

Du wirst dann auch noch entscheiden können, ob Du wirklich alles wissen willst. Dafür bekommst Du eine Frist von einer Woche und einen Schlüssel für ein Bankschließfach, das Du erst nach Ablauf der Frist öffnen lassen kannst.

Grüße meinen Sohn recht herzlich von mir und erzähle ihm alles über seinen Vater, was Du weißt. Herrmann“

Alle drei schwiegen betreten. Sam ergriff als erste das Wort: „Ich kann es nicht glauben, Harryfon, bitte sag mir, dass ich das alles nur träume.“ Harry schaute sie traurig an: „Tut mir leid, aber ich glaube, dass es besser für uns alle ist, wenn wir die ganze Wahrheit erfahren, auch wenn sie noch so weh tut.“ Und dann stand er von seinem Stuhl auf und nahm ihre Hand: „Steh bitte auf, ich möchte dich umarmen und einfach festhalten.“

Madeleine sah den beiden schweigend zu, und ihr kamen die Tränen. Sie wischte sie mit dem Handrücken ab, wartete einen kurzen Moment, dann stand sie auf, ging zur Tür und forderte den Beamten auf, wieder zu ihnen zu kommen.

Der nahm erstaunt zur Kenntnis, dass die beiden jungen Leute eng umschlungen mitten im Raum standen, setzte sich aber wieder, ohne sich weiter darum zu kümmern, und öffnete den Ordner: „Ich beginne nun mit der Herausgabe und Erklärung der einzelnen Dokumente, muss aber hinzufügen, dass es sich nur um beglaubigte Kopien handelt. Die Originale werden Ihrer Anwaltskanzlei zugestellt. Da die Reihenfolge festgelegt wurde, fange ich mit der Verlesung des Testaments an. Die persönlichen Daten übergehe ich dabei: Testament. Ich, Hermann von Cronenburg, vermache mein gesamtes Vermögen zu gleichen Teilen Madeleine von Cronenburg und Harald von Cronenburg. Hartmut von Cronenburg, der von mir in der Öffentlichkeit immer als Sohn bezeichnet wurde, ist laut der beiliegenden Dokumente nicht mein Sohn, von daher auch nicht erbberechtigt, und wird

deshalb in diesem Testament nicht berücksichtigt. Datum und Unterschrift des Erblassers.“

Die drei sahen sich erstaunt an und Harry fragte: „Wusstest du das?“ Madeleine schüttelte den Kopf: „Nein, das ist mir vollkommen neu, aber warten wir ab, was jetzt noch kommt, denn es muss ja Beweise dafür geben.“

Der Beamte hatte aufgeblickt: „Die Beweise folgen nun. Zuerst gibt es hier eine Geburtsurkunde, ausgestellt in Buenos Aires, Sprache Spanisch, und deren amtlich beglaubigte Übersetzung: männliches Kind: Pedro Ferreira, Mutter: Maria Ferreira, Vater: unbekannt, Staatsangehörigkeit: brasilianisch, dann eine von Herrmann von Cronenburg in Auftrag gegebene und von der deutschen Botschaft in Buenos Aires beglaubigte, nicht mit dem Original übereinstimmende Übersetzung: männliches Kind: Hartmut von Cronenburg, Mutter: Maria Ferreira, Vater: Herrmann von Cronenburg, Staatsangehörigkeit: deutsch. Ebenfalls beigefügt ist ein mit der Unterschrift eines argentinischen Botschaftsangestellten und dem Dienstsiegel der Botschaft versehenes Schreiben, in dem bestätigt wird, dass dieser Angestellte gegen eine Zahlung von eintausend Dollar diese Fälschung hergestellt und das Visum für die Einreise dieses Kindes nach Deutschland ausgestellt hat. Dann gibt es hier noch zwei DNA-Analysen eines amerikanischen Labors aus dem Jahr 1999, die beweisen, dass Herrmann von Cronenburg nicht der Vater des Hartmut von Cronenburg sein kann. Zuletzt gibt es noch eine Erklärung des Herrmann von Cronenburg zu seinem Verhältnis zu dem Kind Hartmut, in der er unter anderem schreibt: „Die Mutter war eine Hausangestellte auf der Estancia, auf der ich selbst gewohnt habe. Ich habe nie irgendeine Beziehung mit dieser Frau gehabt. Das Kind hat mir gefallen, und die Mutter, die schon zwei Kinder von verschiedenen Männern zu versorgen hatte, war froh, als ich es ihr abgekauft habe.“

Seine Zuhörer schwiegen betreten und schienen keine Fragen zu haben, deshalb verlas er die nächsten Dokumente: „Hier habe ich den Bericht eines Dr. Franz Müller, aus dem hervorgeht, dass ein Hartmut von Cronenburg im Alter von einundzwanzig Jahren schwer an Mumps erkrankt war. Derselbe Arzt hat, das steht in einem weiteren Bericht, nach der Gesundung dieses Patienten ein sogenanntes Spermogramm erstellt, dessen Ergebnis hier vorliegt: kaum Bewegung der Spermien im Ejakulat, deformiertes Aussehen, auffallend geringe Anzahl: Der Patient kann nach den vorliegenden Ergebnissen für die Dauer seines Lebens keine Kinder zeugen. Allerdings gilt dafür zwar eine sehr hohe, aber keine absolute Wahrscheinlichkeit. Es folgen zwei Blätter mit Ergebnissen von zwei weiteren DNA-Analysen aus dem Jahr 1999. Diese Analysen betreffen Madeleine von Cronenburg und Harald von Cronenburg. Laut Notiz, die hier angeheftet ist, hat das Labor die Feststellung getroffen, dass die Auswertung aller vier Analysen ergeben hat, dass nicht Hartmut von Cronenburg der Vater von Harald von Cronenburg ist, sondern Herrmann von Cronenburg. Als letztes habe ich hier noch

ein Dokument, in dem Herrmann von Cronenburg in Anwesenheit eines Richters vom Familiengericht seine Vaterschaft gegenüber Harald von Cronenburg anerkennt. Sie können sich das alles jetzt in Ruhe ansehen und mich dann wieder rufen.“

Damit überließ der Beamte den sprachlosen Cronenburgs die Dokumente und verließ erneut den Raum. Die Blätter gingen nun von Hand zu Hand und wurden beinahe ungläubig bestaunt.

Der Beamte wurde zum letzten Mal hereingerufen, nachdem alle alles nicht nur einmal angesehen hatten. Er setzte sich wieder auf seinen Platz, sammelte die Dokumente ein und sagte dann: „Frau von Cronenburg, Sie bekommen diese Mappe und einen darin befindliche Umschlag nur, wenn sie mit den folgenden Bedingungen einverstanden sind: Sie bekommen von mir ein Schriftstück, auf dem Sie mit Ihrer Unterschrift erst einmal versichern, dass Sie keines der Ihnen ausgehändigten Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich machen werden. Zweitens bestätigen Sie damit auch, dass Ihnen bekannt gemacht wurde, dass ein ebenfalls in diesem Karton vorhandenes Päckchen heute noch an Hartmut von Cronenburg geschickt wird. Als Drittes versichern Sie, dass Sie davon in Kenntnis gesetzt wurden, dass die Originale der Dokumente auf dem schnellsten Weg der Anwaltskanzlei übergeben werden, damit eine offizielle Testamentseröffnung in deren Räumen stattfinden kann. Lesen Sie sich das bitte noch einmal durch und geben Sie es mir unterschrieben jetzt gleich zurück.“

Nachdem Madeleine unterschrieben und dafür die Mappe bekommen hatte, übergab ihr der Beamte noch einen versiegelten Umschlag: „In dem finden Sie die Adresse der Bank und einen Schlüssel für ein Schließfach, in dem sich laut Angaben des Herrmann von Cronenburg weitere Unterlagen befinden sollen. Die Bankangestellten werden von uns schriftlich darüber informiert, dass Sie das Fach erst am nächsten Montag öffnen dürfen.“

Als sich Madeleine hinter das Steuer gesetzt hatte, sagte sie nur: „Herrmann-Ritual, nach dem Abendessen im Wintergarten, ich glaube wir werden viel zu reden haben, meint ihr nicht auch?“

\* \* \* \* \*

**Dienstag**, am Tag nach dem Besuch bei der Hinterlegungsstelle in München.

Sam und Harry waren nachmittags aus München gekommen, weil sie sich mit einigen Fachbüchern beschäftigen wollten, die Madeleine aus ihrer Sammlung im

Vorzimmer Herrmanns mitgenommen hatte, nachdem sie ihre Nachfolgerin eingearbeitet hatte und wusste, dass sie nicht mehr zurückkehren würde. So gegen elf Uhr nachts beendeten sie ihre Arbeit und besuchten Madeleine, die mit einem Glas Wein in der Hand im Dunkeln des Wintergartens saß und durch die großen Fenster die vom Vollmond beleuchteten Federwolken beobachtete: „Kommt rein und setzt euch! Schön, dass ihr mir noch ein wenig Gesellschaft leisten wollt. Der Wein will mir das letzte Geheimnis der Cronenburgs nicht enthüllen, obwohl er es ja, glaubt man den alten Lateinern, die „in vino veritas“ erfunden haben, wissen müsste. Der Mond und die Wolken tun es auch nicht, wahrscheinlich, weil der Mann im Mond schon schläft und die Mondscheibe nicht reden wollen.“ Sie lachte und wollte gerade weiterreden, als sie bemerkte, dass in dem Wald, der, ein paar Kilometer entfernt, als dunkle Masse den Horizont unter den Wolken bildete, ein grellweißes Licht auftauchte und sich ausbreitete, mit roten flackernden Rändern. Sekunden später hörte man, wie die Fensterscheiben durch den Druck eines gewaltigen Donnerschlags zu vibrieren angingen. Dann war wieder alles still, nur der Lichtschein im Wald wurde gelb und tiefrot und bekam an den Rändern sich wild bewegende Zacken. „Das war eine Explosion, und dort muss es fürchterlich brennen“, sagte Harry, „gehen wir nach draußen, da kann man es besser sehen.“

An die Fenster des Wintergarten gelehnt sahen sie sich nacheinander das Feuer durch das Fernglas an, das Harry aus Madeleines Zimmer geholt hatte. Madeleine erklärte den beiden, nachdem sie als Letzte durch das Glas geschaut hatte: „Das muss in Herrmanns Revier ausgebrochen sein, das liegt ungefähr in dieser Richtung. Aber was kann dort explodieren? Vielleicht ein Blindgänger aus dem zweiten Weltkrieg?“ Und dann sahen sie die vielen Blaulichter, die sich, aus verschiedenen Richtungen kommend, alle auf den Wald zubewegten, und sie hörten das Heulen der Martinshörner, und beides schien kein Ende zu nehmen, auch dann nicht, als sie schon wieder im Wintergarten saßen.

\*\*\*\*\*

Am nächsten Morgen, Sam und Harry waren schon wieder auf dem Weg nach München, bekam Madeleine unerwarteten Besuch. Ein Kommissar wollte sie, wie er sagte, wegen eines Grundstücks der Cronenburgs sprechen. Madeleine war sehr verwundert, dachte aber sofort an das Revier. Sie führte den Mann in das Esszimmer und bot ihm eine Tasse Kaffee an. Nachdem der einen Schluck getrunken hatte, sagte er: „Sie werden es wohl noch nicht wissen, aber das Jagdhaus ihres verstorbenen Schwiegervaters ist heute Nacht buchstäblich in die Luft gegangen. Diese Explosion hat einen riesigen Krater hinterlassen. Wir nehmen an, dass einige Blindgänger unter dem Haus gelegen haben müssen, weil dieses Haus, nach dem, was wir wissen, ja erst gegen Ende des Krieges gebaut wurde und

durchaus die Möglichkeit bestehen könnte, dass diese sich so tief in die Erde eingegraben hatten, dass sie beim Bau des Hauses nicht bemerkt wurden. Diese Annahme scheint sich als richtig zu erweisen, weil die Brandexperten festgestellt haben, dass nicht nur viel Sprengstoff das Loch erzeugt und das Gebäude in kleinste Teile zerlegt hat, sondern auch eine große Menge Phosphor alles in Asche verwandelt hat, was brennbar war. Solche Bomben sind ja von den Alliierten am Ende des Krieges häufiger verwendet worden. Der Brand ist jetzt gelöscht, aber sie werden erst in einigen Tagen, dann, wenn unsere Kriminaltechniker ihre Arbeit abgeschlossen haben, selbst die Stelle besuchen dürfen. Ich bin aber eigentlich nicht deswegen gekommen, sondern weil wir weiter unten, am Abhang unterhalb der Lichtung, einen umgestürzten Lieferwagen entdeckt haben, der durch die Wucht der Explosion dorthin geschleudert worden sein muss. In diesem Auto haben wir die Pässe von drei serbischen Staatsangehörigen gefunden, ein paar Landkarten, unter anderem auch eine Wanderkarte, in der die Position des Hauses mit einem Kreuz markiert ist, zwei Paar Militärstiefel und ein paar Decken. Haben Sie jemanden beauftragt, nach dem Haus zu sehen, vielleicht wegen irgendwelcher Reparaturarbeiten, oder kennen Sie oder jemand aus Ihrer Familie Serbier mit den Namen Draganovic, Mutic oder Galic?“ Madeleine erwiderte, dass sich seit Herrmann von Cronenburgs Tod eigentlich niemand mehr um das Haus gekümmert habe, auch deshalb nicht, weil das Revier selbst ja seit dieser Zeit von der Staatlichen Forstverwaltung betreut werde, und dass sie die Namen noch nie gehört habe. Der Polizist schien sich mit der Antwort zufrieden zu geben, denn er fragte nicht weiter, bedankte sich für ihre Mitarbeit und ging.

Harry rief am Abend an und teilte ihr aufgeregt mit, was er in den Abendausgaben Münchener Zeitungen über die Explosion gelesen hatte und dass die wildesten Gerüchte im Umlauf seien: Eine Zeitung hatte auf der Titelseite ein verschwommenes Bild einer Lichterscheinung mit der Frage unternimmt: „UFO-Absturz am Starnberger See?“ Eine andere schrieb: „Al Quaida in Oberbayern – Bombenbau am Starnberger See?“

Madeleine teilte ihm das mit, was sie von dem Beamten erfahren hatte, und schlug vor, dass sie sich vielleicht alle zusammen schon am Wochenende selbst ein Bild von dem seltsamen Ereignis machen sollten.

\* \* \* \* \*

Am Freitagabend rief der Polizeipräsident bei Madeleine an. Er hatte, wie er versicherte, keine neuen Informationen zu der Explosion, sondern wollte sie nur vorab darüber informieren, was am Montag wohl in allen Zeitungen zu lesen sein würde: „Wir haben die Mörder von Herrmann. Zwar haben wir sie nicht gefunden, aber wir wissen jetzt, wer sie waren. Die Abdrücke der Stiefel in dem Lieferwagen,

den man am Abhang unter dem Jagdhaus gefunden hat, passen zu den Abdrücken, die wir im Büro, im Arbeitszimmer und im Wald neben Herrmanns Leiche sichergestellt haben. Und die DNA ist identisch mit der von den zerbrochenen Gläsern. Und wir konnten sie anhand der gefundenen Pässe sogar identifizieren. Es sind die Serbier Mutic und Galic. Wer aber dieser Draganovic ist, werden wir wohl nur herausbekommen, wenn wir ihn fassen. Meiner persönlichen Meinung nach wäre es durchaus möglich, dass alle drei Pech gehabt haben, indem sie zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen sind. Ich meine damit, dass vieles dafür spricht, dass alle drei vielleicht in das Haus einbrechen wollten und mit ihm in die Luft geflogen sind. Allerdings haben die Spezialisten nirgendwo in dem Chaos Leichenteile gefunden. Wären sie aber noch am Leben, hätten sie sicher zumindest ihre Papiere mitgenommen. Frau von Cronenburg, ich kann Ihren Schwiegervater damit nicht wieder lebendig machen, aber ich hoffe, dass Sie mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen, dass die Polizei die Mörder überführt hat.“

Eine Besichtigung der Kraterlandschaft war auch am Wochenende noch nicht möglich, weil die Experten immer noch auf der Suche nach Beweisen für ihre Theorie waren.

Durch die neuen Ereignisse gab es aber so viel Gesprächsstoff, waren die Gedanken an den kommenden Montag so weit in den Hintergrund gerückt worden, dass Madeleine, Sam und Harry erst am Sonntagabend wieder an das Schließfach dachten. Und dann waren es ja auch nur noch ein paar Stunden, bis die Bank ihre Schalter öffnen würde.

\* \* \* \* \*

Der Tag der Wahrheit. Die Fahrt zur Bank. Das Öffnen des Schließfachs. Ein versiegelter Umschlag. Die Fahrt zurück zur Villa. Der Umschlag auf dem Tisch im Esszimmer. Die erwartungsvollen Gesichter von Sam und Harry, als Madeleine das Siegel aufbrach und die darin enthaltenen Papiere herausholte und dann vorlas:

„Liebe Madeleine,  
Du befindest Dich jetzt auf dem Weg der zur Hölle der Cronenburgs führt. Irgendein bekannter Schriftsteller hat einmal gesagt: „Die Hölle, das sind die anderen“, ein anderer meinte: „Die Hölle gibt es nur in unserem Denken und sonst nirgendwo.“ Wenn ich Hartmut richtig eingeschätzt habe, könnt ihr die Hölle der Cronenburgs nicht mehr besichtigen. Warum das so ist, kannst Du dem Brief entnehmen, den ich an ihn geschrieben habe, und von dem ich eine Kopie gefertigt habe.

Sollte die „Hölle“ wider Erwarten doch noch existieren, dann findest Du meine Schlüssel zum Eingang im hinteren Einbanddeckel des Buchs von Felix & Therese Dahn „Walhall – germanische Götter- und Heldensagen“<sup>48</sup>. Ich fand das passend, allein schon deswegen, weil Hagen von Tronje ja den Schatz der Nibelungen im Rhein versenkt und Hagen von Cronenburg den „Schatz der Cronenburgs“ „Im Rain“ versteckt hat.

Die Nibelungen-Sage endet mit dem Tod aller Beteiligten. Ich wünsche mir, dass die letzte, die neue Generation der Cronenburgs nicht nur überlebt, sondern ein neues Leben beginnt, eines, das sich nicht mehr auf das Spiel mit Macht und Geld einlässt.

Der Zugang zum „Schatz der Cronenburgs“ ist mit einer todbringenden Sicherung versehen. Um zu verhindern, dass die Cronenburgs aussterben, dürfen also weder Du noch Harald diese Schlüssel benutzen, bevor Ihr nicht die Gebrauchsanweisung gelesen habt, die Du in meinem Bericht über Hagens Leben und Sterben finden wirst.

Sollte Euch die Neugierde überwältigen, schaut Euch an, was Hagen in seinem verbrecherischen Wahn geschaffen hat. Mein Rat wäre aber, übergebt spätestens danach Schlüssel und Gebrauchsanweisung an eine Behörde. Dem Skandal, den ihr dadurch auslösen werdet, und den vielen Unannehmlichkeiten könnt ihr mit den Schweizer Pässen entgehen. Ihr habt schließlich nichts verbrochen, ihr habt nur etwas gefunden. Herrmann“

Madeleine hielt den Brief noch gedankenverloren in der Hand, da sprang Sam schon auf: „Ich hole das Buch, komm, Harryfon, schnell!“

Die beiden kamen schon nach ein paar Minuten zurück, und Sam hielt das Buch mit der einen Hand, einen kleinen Schlüsselbund mit der anderen, triumphierend in die Höhe, als sie das Esszimmer betraten: „Es stimmt, die waren da drin!“

Madeleine wartete noch, bis sie sich wieder hingesetzt hatten: „Ich habe hier die Kopie eines Briefes, der anscheinend in dem Päckchen war, das an Hartmut geschickt werden sollte, zumindest steht das so da.“

\* \* \* \* \*

Madeleine fing an zu lesen: „Das ist die Kopie des Briefes, den ich zusammen mit den Schlüsseln für das Jagdhaus an Hartmut geschickt habe“, und dann legte sie das

---

<sup>48</sup> Felix & Therese Dahn: „Walhall - germanische Götter- und Heldensagen für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt mit 59 Bildertafeln, Textbildern, Kopfleisten und Schlußstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts“ - 6. Auflage - 1. Teil: Göttersagen, Götterdämmerung, 2. Teil: Wölfungen ( Nibelungen ), Beowulf, Kudrun ( Gudrun ), Wilkinen, Wieland der Schmied, Walther und Hildgund, Dietrich von Bern.

Blatt entgeistert wieder auf den Tisch und sagte: „Die Schlüssel sind also für das Jagdhaus, aber das ist doch explodiert? Was hatte Herrmann geschrieben?“ Sie nahm den an sie gerichteten Brief noch einmal in die Hand, überflog ihn und las laut die Stellen vor, die sie meinte: „< Wenn ich Hartmut richtig eingeschätzt habe, könnt ihr die Hölle der Cronenburgs nicht mehr besichtigen > , < sollte die „Hölle“ wider Erwarten doch noch existieren > , < der Zugang zum „Schatz der Cronenburgs“ ist mit einer todbringenden Sicherung versehen >“, und dann fügte sie hinzu: „Was glaubt ihr, hat Hartmut etwa das Haus in Herrmanns Auftrag in die Luft gejagt?“

Sie nahm die Kopie wieder in die Hand und las weiter vor:

„Lieber Hartmut,

wie Du den beigefügten Kopien von Dokumenten, die morgen meiner Anwaltskanzlei zugehen werden, entnehmen kannst, ist es aus mit „Hartmut von Cronenburg“. Willkommen „Pedro Ferreira“ in der rauen Wirklichkeit derer, die von heute auf morgen tief fallen.

Ich kann nicht behaupten, dass ich jemals glücklich darüber gewesen bin, Dich als Sohn „importiert“ zu haben, auch wenn ich mir dabei das Hintertürchen offen gelassen habe, das jetzt vor Dir liegt. Immerhin ist es Dir bis heute viel besser gegangen, als es Dir bei Deiner Mutter je gegangen wäre. Leider hast Du die Chancen nicht genützt.

Alle Beweise, die ich mir beschafft habe für das, was Du alles so getan hast, habe ich an meine Anwaltskanzlei geschickt. Dazu gehören Fotos aus Deiner Penthouse-Zeit, die mir eine Detektei freundlicherweise besorgt hat und von deren Existenz ich Dir bei freundschaftlichen Unterhaltungen schon erzählt habe. Ich nehme an, dass Du die Aufnahmen in Deiner ehemaligen Wohnung mit dem Selbstauslöser deiner Kamera gemacht hast, denn nicht nur die jungen Frauen, die von Dir mit K.O. -Tropfen betäubt worden sind, sind darauf deutlich zu erkennen, sondern auch Du selbst, wie Du stolz auf Dein „Werk“ in das Objektiv schaut. Aber es gibt, wie ich Dir gegenüber auch schon anlässlich des Fitnesstrainer-Skandals erwähnt habe, sozusagen als „Bonbon“, eine ganze Fotoserie aus dem Jahr 1999 mit Dir als Hauptdarsteller in der Rolle eines Chauffeurs mit einer der Cronenburg-Limousinen vom Fahrdienst. Dazu hat die Detektei auch ein minutiöses Überwachungs-Protokoll angefertigt und eine Flasche Mineralwasser aus der Limousine entwendet. Die Bilder, das Protokoll, die Fingerabdrücke auf der Flasche und das Flunitrazepam<sup>49</sup> im Mineralwasser beweisen, dass Du der wohl

---

<sup>49</sup> Besonders in den 1990er Jahren wurden die damals farb- und geschmacklosen Tabletten für diesen Zweck missbraucht, meist indem sie Getränken beigemischt wurden. 1999 änderte der Hersteller die Zusammensetzung, so dass die seitdem hergestellten Tabletten eine bläuliche Farbe aufweisen, Flüssigkeiten verfärben, klumpen und einen leicht bitteren Geschmack haben. In einigen Ländern sind die alten Tabletten jedoch noch immer erhältlich und werden außerdem von einigen Generikaherstellern und anderen Firmen immer noch in der alten Form in den Handel gebracht.

immer noch gesuchte Vergewaltiger einer jungen Frau bist, die bewusstlos an einer Bushaltestelle gefunden wurde. Den Zeitungsartikel wirst Du ja wohl gelesen haben. Falls Du es bis jetzt nicht gewusst haben solltest: Vergewaltigung verjährt erst nach 15 Jahren, was Dich betrifft also 2014.

Ich nehme an, dass Du, nachdem Du gründlich über das nachgedacht hast, was Du bis jetzt gelesen hast, versuchen wirst, Dich ins Ausland abzusetzen, zumal ich weiß, dass Du über ein paar Schwarzgeldkonten verfügst. Ich vermute aber, dass diese bei Deinen Ansprüchen vielleicht nicht für längere Zeit reichen werden. Deshalb möchte ich Dir ein Angebot für ein Abschiedsgeschenk machen, das aber, wie so alles, was einen großen Gewinn bringt, mit einem gewissen Risiko verbunden ist. Dein Großvater, der nun kein Großvater mehr ist, sondern nur noch der Vater deines „Importeurs“, hat sich auf unrechtmäßige Weise in den Besitz von heute sehr wertvollen Gemälden und anderen Kunstgegenständen gebracht. Diese sind hierzulande unverkäuflich und würden bei ihrer Entdeckung sofort von der Polizei beschlagnahmt werden. Er hat sie in einem Untergeschoss des Jagdhauses untergebracht, das von außen nicht erkennbar ist. Die beiliegenden Schlüssel dienen zum Öffnen einer dicken Stahltür. Um zu ihr zu gelangen, muss man in dem hölzernen Anbau des Hauses zuerst die losen Fußbodenbretter entfernen. Darunter befindet sich eine Treppe, die direkt zu der Tür führt.

Ich nehme an, dass Du Leute kennst, die vielleicht Leute kennen, die Dir gegen gute Bezahlung auch bei nicht unbedingt legalen Geschäften behilflich sein können. Du wirst diese Hilfe benötigen, auch weil ich weiß, dass Du schon bei alltäglich vorkommenden Tätigkeiten - Frauengeschichten ausgenommen - immer zwei linke Hände hattest und schon mit einfachen Werkzeugen nichts anfangen konntest.

Im übrigen sind gerade die wertvollen Stücke für einen Einzelnen nur schwerlich von dort zu entfernen. Noch ein Tipp: ein Kleintransporter und Decken für den Schutz der wertvollen Stücke wären nicht schlecht.

Das Haus selbst ist übrigens seit meinem Tod unbewohnt. Deshalb wirst Du dort auch niemanden antreffen und damit ungestört sein.

Du musst dich allerdings beeilen, denn ich habe in einem Brief an meine Anwaltskanzlei angeordnet, dass in einer Woche, vom Datum des Poststempels auf dem Päckchen an gerechnet, ein Umschlag geöffnet wird, in dem sich eine Liste mit dem Inhalt der Räumlichkeiten befindet. Wenn diese Liste bekannt wird, wird es nicht lange dauern, bis die Polizei vor dieser Tür steht, sie öffnet und den Inhalt beschlagnahmt.

Da ich ja schon tot bin, sonst hättest Du dieses Päckchen nicht erhalten, kann ich Dir für dieses Unternehmen leider nicht die Daumen drücken. Herrmann“

Madeleine legte das Blatt langsam auf den Tisch zurück und schaute zuerst Harry, dann Sam an, und Harry schaute sie an und dann Sam, und Sam schaute Madeleine an und dann Harry, und alle schwiegen, weil sie ahnen konnten, was passiert sein musste, da Herrmann in dem Brief Hartmut nichts von den „todbringenden Sicherungen“ mitgeteilt hatte.

Harry brach als erster das Schweigen: „Lies weiter, Madeleine, ich möchte endlich wissen, was es mit dieser „Hölle der Cronenburgs“ auf sich hat, die bis auf uns anscheinend alle Cronenburgs verschlungen hat.“

Madeleine nahm mechanisch die nächsten Blätter in die Hand und begann wieder zu lesen.

\* \* \* \* \*

„Ich, Herrmann von Cronenburg, erkläre hiermit an Eides statt, dass die folgenden von mir zusammengefassten Schilderungen von Geschehnissen im Jahr 1944 inhaltlich wahrheitsgetreu den Tagebuchaufzeichnungen meines Vaters, Hagen von Cronenburg, entsprechen. Ich habe dieses Tagebuch vernichtet, weil ich verhindern wollte, dass die vielen ausführlich beschriebenen Einzelheiten seines von Gier und Überheblichkeit bestimmten Lebens und Denkens jemals an die Öffentlichkeit gelangen können.

Beginnen möchte ich damit, dass Hagen von Cronenburg unter dem Namen Gunther von Kron auf dem Friedhof von Starnberg begraben worden ist. Möglich gemacht hat das ein sehr guter Bekannter, Dr. Franz Müller, in dessen Haus Hagen 1954 angeblich gestorben ist. Er war Hagen von Freunden aus den Reihen der SS empfohlen worden, die ihm mitgeteilt hatten, dass er ein fachlich äußerst qualifizierter Arzt sei, der seine segensreiche medizinische Forschung in den Ostgebieten des Reiches leider wegen der Aufgabe „der speziellen Einrichtungen“ beenden musste. Ich habe diesen Arzt kennen gelernt, nachdem ich in die Villa eingezogen war. Er meldete sich eines Tages bei mir und bat darum, vorbeikommen zu dürfen, weil er mir wichtige Unterlagen meines Vaters aushändigen müsse. Bevor er mir einen Karton übergab, teilte er mir mit, dass er meine Geschichte kennen würde und dass er zur selben Zeit wie ich in Auschwitz, allerdings im Hauptlager, gewesen sei und sich dort mit der Erforschung der Fortpflanzungsfähigkeit unterschiedlicher menschlicher Rassen beschäftigt habe. In dem Karton befanden sich Hagen von Cronenburgs Originalpapiere, Geburtsurkunde, Pass, Ausweis und Dokumente zu NS-Mitgliedschaften sowie ein an mich gerichteter Brief mit den Schlüsseln und der „Gebrauchsanweisung für den geheimen Teil des Jagdhauses“ und sein Tagebuch.

Ich habe übrigens alle diese Unterlagen verbrannt, nachdem ich mir Notizen gemacht hatte.

Und dann erzählte er mir noch, dass er Hagen eines Tages in dessen unterirdischem Museum, in dem er selbst häufig mit ihm zusammen gewesen sei, tot aufgefunden, ihn nachts dort abholt und zu sich gebracht habe.

Dieser Dr. Müller hat als Todesursache Herzversagen festgestellt und das auch in dem von ihm ausgestellten Totenschein bescheinigt.

Zweifel an der Identität des Toten bestanden nicht, weil dieser ja seit Mai 1944 als Besitzer der Villa am See und des dazu gehörenden Jagdreviers polizeilich gemeldet war und dort nach seinem Tod auch alle Ausweispapiere mit diesem Namen und den Bildern des Toten sowie alle Besitzurkunden gefunden wurden.

Dr. Müller hatte noch vor Kriegsende ein Haus mit einer Arztpraxis in einer kleinen Gemeinde am Rand des Starnberger Sees gekauft. Diese Praxis war schon seit 1938 verwaist, weil ihr Inhaber, ein jüdischer Arzt, wegen der Nürnberger Rassengesetze<sup>50</sup> seinen Beruf nicht mehr ausüben durfte. Dieser hatte das Haus samt Praxis und deren Einrichtung an den Landkreis verkauft und das Land verlassen.

Von Dr. Müller habe ich auch die amtlichen Dokumente, die beweisen, dass Hagen von Cronenburg sich durch seine Beziehungen zu höchsten Kreisen bereits 1944 eine zweite Identität zugelegt hatte.

Hagen hatte zu Beginn des Jahres 1944, nachdem die Situation in Berlin durch die vielen Bombenangriffe immer gefährlicher wurde, beschlossen, sich ein Domizil in einem weniger gefährdeten Gebiet Deutschlands zuzulegen und war bei seiner Suche auf die gerade zum Verkauf stehende Villa am Starnberger See gestoßen. Dass dazu ein ausgedehntes Jagdrevier mit einem Blockhaus gehörte, das in einer Lichtung an einem Berghang stand, von der aus man einen ungehinderten Ausblick auf den See hatte, regte seine Phantasie an.

Ob es aus weiser Voraussicht oder einfach nur aus einer Laune heraus geschah, kann im Nachhinein nicht mehr festgestellt werden. Jedenfalls beschloss er, sich für diese neuen Besitzungen einen neuen Namen zuzulegen und verschaffte sich alle dazu nötigen Papiere. Zusätzlich importierte er einen Teil des in die Schweiz ausgelagerten Vermögens, auch, weil er mit diesem neuen Namen und alten Beziehungen daran dachte, seine schon ansehnliche Kunstsammlung nicht nur zu erweitern, sondern vor allem sicher unterzubringen.

Hagen war jetzt 64 Jahre alt und seine Interessen verlagerten sich immer mehr in diese Richtung, vielleicht auch deswegen, weil alle anderen Vergnügungen in der Hauptstadt in einer zwar in jeder Hinsicht „bombensicheren“, aber seine

---

<sup>50</sup> In einer Verordnung zum Reichsbürgergesetz wurde 1938 jüdischen Ärzten und Rechtsanwälten die Zulassung entzogen.

abgestumpften Sinne nicht mehr befriedigenden, gepflegten Langeweile stattfanden.

Vielleicht hätte er mich irgendwann davon in Kenntnis gesetzt, aber da ich ja im September 1944, noch vor seinem endgültigen Umzug in die Villa, bereits auf dem Weg in meine neue Zukunft war, musste er sich darüber keine Gedanken machen.

Das Blockhaus mit der wunderschönen Aussicht hatte ihn auf eine Idee gebracht: Er stellte sich an dessen Stelle ein richtiges Haus aus Stein vor, das in einem von außen nicht sichtbaren Untergeschoss seine Schätze beherbergen würde. Und er wusste auch schon, wie man das bewerkstelligen konnte.

Da er für die Villa neues Personal benötigte, das seinen Vorstellungen von Gehorsam und Dienstbereitschaft aus alter Gutsherrenzeit genügen sollte, hatte er sich bei Freunden umgehört. Die hatten ihm geraten, sich an die Lagerleitung des KZ's Dachau zu wenden. Wie in allen KZ's üblich, war auch dessen Lagerleiter Eduard Weiter<sup>51</sup> bestrebt, Häftlinge gegen ein geringes Entgelt an öffentliche Organisationen, aber auch an einzelne vertrauenswürdige, staatstragende Personen auszuleihen. Hagen ließ im Keller der Villa deshalb einige Räume für die Unterbringung seiner neuen „Angestellten“ ausbauen. Da diese froh darüber waren, dass sie anständig gekleidet, gepflegt und behandelt wurden, hatte er mit ihnen auch keine Probleme. Das galt auch für die Frauen, die er sich Monat für Monat für seine persönlichen Bedürfnisse aus den Importen des KZs Dachau vom KZ Ravensbrück kommen ließ.

Als Anfang 1945 absehbar war, dass das vielleicht problematisch werden könnte, ließ er alle Beschäftigten in das Lager zurückbringen und ersetzte sie nach und nach durch Personen aus dem Umland.

Eigentlich viel wichtiger als die Personalfrage, die Villa betreffend, war ihm die Umsetzung seiner Idee von einem Neubau auf der Lichtung mit einem Untergeschoss, das in den Abhang hinein gebaut und doppelt so groß wie das Haus selbst werden sollte. Er stellte sich zwei kleine Säle vor, jeweils mit der Größe der Grundfläche des darüber liegenden Hauses und mit über vier Metern Höhe. Nach der Vollendung sollte niemand von außen erkennen können, dass dieses Haus überhaupt über eine Unterkellerung verfügte.

Da das KZ über ein breites Spektrum an Akademikern und Fachkräften verfügte, war es kein Problem, einen Architekten, einen Bauleiter und die benötigten Bauarbeiter für die Umsetzung seiner Pläne zu finden, zumal Hagen seinen

---

<sup>51</sup> Eduard Weiter, SS-Obersturmbannführer, war von 1943 bis zum April 1945 Kommandant des KZs Dachau. Er erschoss sich am 2. Mai im Dachauer Außenlager auf Schloss Itter bei Kitzbühel.

Wünschen auch durch großzügige persönliche Spenden an den Kommandanten und dessen Schutzhaftlagerführer Redwitz<sup>52</sup> und Ruppert<sup>53</sup> Nachdruck verlieh. Für den Abriss des Blockhauses und den Neubau wurden auf der Lichtung zuerst zwei Baracken als Unterkunft für die Häftlinge und die Wachmannschaft gebaut. Schon während der Bauzeit wurden in Dachau bereits die Eichenpaneele für die Wände und Decken des Untergeschosses, sowie die Bretter für die Parkettböden vorgefertigt.

Nachdem der Bau fertig war, wurden die Häftlinge wieder in das Lager zurückgeschickt. Hagen nahm ein paar Wochen später sehr erfreut zur Kenntnis, dass der Kommandant auch den zweiten Teil der Abmachungen eingehalten hatte. Er teilte ihm nämlich persönlich mit, dass alle am Bau Beteiligten, mit Ausnahme der Wachmannschaft, kurz nach ihrer Rückkehr bei verschiedenen, leider nicht vermeidbaren Unfällen verstorben seien.

Der bei der Gemeinde eingereichte und genehmigte Bauplan enthielt nur den oberirdischen Bau. Ein Kellergeschoss gab es nicht. Das wurde auch so bei der Bauabnahme schriftlich niedergelegt. Was es allerdings gab, war ein ebenfalls genehmigter und abgenommener seitlicher Anbau aus Holz. Verborgen blieb der Behörde, weil unter den Brettern des Holzfußbodens versteckt, dass von diesem Anbau aus eine Treppe nach unten zu einer extrem dicken Stahltür führte. Nachdem das Haus selbst wohnlich eingerichtet war, ließ Hagen durch einen erfahrenen Sprengmeister, den er sich ebenfalls von der SS „ausgeliehen“ hatte, große Mengen an Hexogen, einem Plastiksprengstoff, und Phosphorbrandsätze in die Wände der Kellerräume einbauen. Wer danach die Räume unbeschadet betreten wollte, musste zuerst einen im Anbau versteckt eingebauten Schalter betätigen, der den Zündkreis unterbrach. Ein Öffnen der Tür nur mit den Schlüsseln für die Sicherheitsschlösser oder gar ein gewaltsames Öffnen durch Sprengung oder mit Hilfe eines Schweißbrenners würde von nun an dazu führen, dass das gesamte Haus in die Luft fliegen würde: Es war der perfekte Schutz für seine Schätze.

Danach erst wurden die in Dachau bereits vorgefertigten Wand- und Deckenverkleidungen angebracht und die Parkettböden verlegt. Für diesen eher kurzfristigen Einsatz waren Arbeitskräfte mit verbundenen Augen aus dem Lager in das Haus gefahren und auch so wieder zurückgebracht worden. Hagens Schatzkammer war jetzt bezugsfertig, und er ließ seine Gemäldesammlung von Berlin zu der Villa am See bringen, von wo aus er sie Bild für Bild selbst in ihr neues Zuhause fuhr.

---

<sup>52</sup> Michael Redwitz, SS-Hauptsturmführer, Lagerleiter bis März 1944, 1945 zum Tode verurteilt und in Landsberg gehängt.

<sup>53</sup> Friedrich Wilhelm Ruppert, SS-Obersturmführer, 1946 in Landsberg gehängt.

Wie gut es war, dass er so großzügig geplant hatte, stellte sich heraus, als er im Juli 1944 einen Anruf eines SS-Sturmbannführers aus Königsberg erhielt.

Vorausschicken muss man allerdings, dass Hagen bis zu dieser Zeit immer wieder von den staatlich angestellten Kunsträubern profitiert hatte, die vor allem im Auftrag des Reichsmarschalls Görings, aber auch des Gauleiters Koch und anderer Nazi-Größen im besetzten Europa unterwegs waren, um wertvolle Kunstwerke „sicherzustellen“, wie man das damals nannte. Da sich manche dieser Kunstsachverständigen unterbezahlt fühlten, betrieben sie so nebenher auch einen unauffälligen Handel mit einem nach Zahlungsfähigkeit ausgewählten Personenkreis, zu dem auch Hagen gehörte.

Das musste sich auch bis zu dem Anrufer herumgesprochen haben, der sich Hagen als SS-Sturmbannführer Dietrich Wolf vorstellte und der ihm ein unwiderstehliches Angebot unterbreitete.

Bevor er auf Einzelheiten einging, erzählte er Hagen zuerst einmal von seinen persönlichen Erfahrungen und der daraus gewonnene Einschätzung der militärischen Lage an der Ostfront: Es gab dort weder die vom Propagandaminister Goebbels, aber auch von Hitler selbst versprochenen neuen Divisionen, noch die neuen Panzerarmeen, und vor allem waren die deutschen Truppen auf breiter Front auf dem Rückzug. Und der Feind näherte sich unaufhaltsam den Grenzen des Reichs und damit auch Königsberg. Und das würde bedeuten, dass das, was er Hagen anzubieten hatte, sich vielleicht bald in Schutt und Asche verwandeln oder aber unwiederbringlich verloren gehen könnte. Da er selbst an den Endsieg nicht mehr glauben würde, habe er sich an Hagen gewandt, weil er wisse, dass dieser über Beziehungen und Geld verfüge. Wörtlich sagte er dann noch: „Es gibt einen österreichischen Bischof namens Hudal, der nicht nur neue Papiere besorgen, sondern auch die Ausreise organisieren kann. Und ich möchte nicht arm sein, wenn ich irgendwo auf der Welt neu anfangen. Ich garantiere Ihnen den Transport dessen, was ich anzubieten habe, zu jedem gewünschten Ort und verlange dafür bei der Übergabe neue Ausweise für fünf Leute, einen Reiseplan und ein bisschen Kleingeld. Ich denke da an einhundert Goldbarren zu je einem Kilogramm, das entspricht einem Wert von 200 000 Dollar, und das ist eigentlich noch viel zu wenig, kann aber von mehreren Leuten durchaus unauffällig in Koffern transportiert werden. Sie haben eine Woche Zeit, das zu organisieren, dann werde ich Sie wieder anrufen und Ihnen dann auch mitteilen, was sie als Gegenleistung bekommen.“

Hagen hatte von diesem Bischof noch nie etwas gehört, aber ein Anruf beim SS-Hauptamt ermöglichte ihm den Kontakt. Da er viel mehr als die einhundert Kilogramm Gold in seinen neuen unterirdischen Gewölben aufbewahrte, war auch das kein Problem. Jetzt musste dieser Dietrich Wolf nur noch sein Versprechen halten und anrufen.

Der Anruf kam, und Hagen konnte es kaum fassen, als er hörte, was dieser Mann ihm anzubieten hatte. Der SS-Offizier wusste nicht nur von Kunstschätzen, die in den unterirdischen Gängen des Königsberger Schlosses eingelagert waren, sondern hatte auch als Transportbegleiter für „Neuzugänge“ freien Zugang dazu. Allerdings gab es zunächst noch ein logistisches Problem. Ein Transport auf Lastwagen über eine so lange Strecke war zu unsicher.

Züge, die ohne größere zeitliche Verzögerungen die wertvolle Fracht nach Bayern transportieren konnten, waren erst Anfang September verfügbar. Es wurde also verabredet, dass die „Eigentumsübertragung“ erst zu diesem Zeitpunkt stattfinden sollte.

Das Transportproblem vom momentanen Aufenthaltsort bis zum Bahnhof an jedem beliebigen Tag war indessen schon gelöst worden. Der SS-Offizier hatte mehrere Lastwagen für angeblich kriegswichtige Transporte beschlagnahmt und sich von der örtlichen Polizeibehörde eine Genehmigung dafür ausstellen lassen, dass er jederzeit fünf kräftige Männer aus dem Polizeigefängnis für Verladearbeiten abholen konnte. Wolf hatte dazu bemerkt: „Dafür, dass die anschließend nicht mehr über ihren Einsatz reden können werde ich schon in meinem eigenen Interesse sorgen.“

Als Hagen am 31. August im Radio hörte, dass Königsberg von britischen Bomberverbänden angegriffen und dabei das Schloss schwer beschädigt worden sei, glaubte er schon, dass damit auch sein Traum von einer unglaublichen Erweiterung seiner Sammlung unter den Trümmern begraben sein würde.

Am 2. September kam der Anruf, der bei Hagen innerlich lauten Jubel auslöste: „Sie haben es sicherlich schon gehört. Das Schloss ist ausgebrannt. Die in den unterirdischen Gängen in Kisten aufbewahrten Kunstgegenstände sind allerdings erhalten geblieben. Ich habe heute Nacht mit meinen Männern und fünf Gefangenen das komplette Bernsteinzimmer<sup>54</sup>, das erotische Kabinett von Katharina der Großen und einige Kisten mit Gemälden auf Lastwagen zum Bahnhof gebracht und in zwei Güterwagen verladen, die in zwei Tagen in Starnberg ankommen werden. Ich habe eine entsprechende Anzahl ähnlicher Kisten mit den Nummern derer versehen, die wir mitgenommen haben. Das Verschwinden der Originale wird also, wenn überhaupt, bei dem Chaos, das da gerade herrscht, frühestens in ein paar Tagen auffallen. Der Zug fährt jetzt über Allenstein-Deutsch-Eylau-Posen-Cottbus-Dresden-Chemnitz-Plauen-Regensburg-

---

<sup>54</sup> Bernsteinzimmer: Wandtafeln (Sockelpaneel 71 cm, Wandstück 400 cm Höhe), 4 große Wandtafeln, 165 cm breit bekrönt FR, 4 schmale Wandtafeln, 126 cm breit, preußischer Adler, 4 kleine Wandtafeln, 55 cm breit, für die Ecken, 1 rechteckige Tafel, 26 Spiegelemente 28 cm breit für Winterpalast, 24 Spiegelemente für Sommerpalast; Lagerung nach Abbau, verpackt; Inventarverzeichnis Städtische Kunstsammlungen Königsberg, Nr. 200, Eingang 5.12.1941 BZ in 140 Einzelteilen.

München nach Starnberg<sup>55</sup>. Die beiden Güterwaggons werden von mir und meinen Männern bewacht. Die Helfer habe ich persönlich entsorgt, das heißt auf der Flucht erschossen. Sie besorgen jetzt die Lastwagen und stellen sie am Bahnhof in Starnberg bereit. Haben Sie alles, was ich von Ihnen wollte?“ Als Hagen das bejahte, beendete Dietrich Wolf das Gespräch ohne weiteren Kommentar.

Die SS-Männer und ihr Führer waren mit ihrer wohlverdienten „Belohnung“ schon längst wieder auf dem Weg zum Bahnhof, wo sie die Lastwagen wieder abstellen sollten, um sich dann mit ihren gefälschten Papieren auf ihren vorgeplanten Weg in die neue Welt zu machen, als Hagen noch immer auf einer der Kisten saß und versuchte, sich vorzustellen, wie seine neue Kunstwelt denn aussehen könnte. Und diese Kiste, auf der er saß, kam ihm schon vor wie ein Thron, von dem aus er, der alleinige Herrscher über all diese Schätze, das genießen konnte, was die Welt zu seinen Lebzeiten nie mehr zu Gesicht bekommen würde. Plötzlich fiel ihm ein, dass die Gemeinde sogar eine Adresse für das Haus erfunden hatte: „Im Rain 1“, und dann lächelte er still vor sich hin, weil ihm die Sage der Nibelungen einfiel, deren Schatz ja auch für immer versenkt worden war.

Er musste jetzt nur noch ein Problem lösen - und der Kommandant von Dachau musste ihm noch einmal dabei helfen.

Der Trupp von ausgebildeten Handwerkern, vor allem Tischler und Schreiner, war diesmal kleiner, aber auch teurer. Diese staunten nicht schlecht, als sie den Inhalt der Kisten auspacken und dann nach Hagens Anweisungen die Tafeln und die Spiegel des Bernsteinzimmers in den einen Raum einbauen mussten. Hagen hatte sich, um die Reihenfolge festlegen zu können, großformatige Bilder des Originaleinbaus besorgt und beäugte kritisch und lautstark den Fortschritt der Arbeiten. Meistens saß er dabei in einem neuen Sessel mit hoher Lehne, einer „Maßanfertigung“ aus Eiche mit schönen Schnitzereien.

Nachdem der Raum fertig war und auch die Gemälde in beiden Räumen nach seinen Vorstellungen ihren Platz an den Wänden gefunden hatten, ließ er die Verpackungskisten nach draußen bringen, zerhacken und das entstandene Kleinholz an den Seiten der Baracke der Arbeiter aufschichten. Er selbst kümmerte sich währenddessen um die Einrichtung des zweiten Raums mit der Aufstellung der Möbelstücke und kleinen Kunstwerke aus dem geheimnisvollen Kabinett Katharinas der Großen, von dem er zwar schon gehört hatte, von dem aber keiner wirklich Genaueres zu berichten wusste, und er war begeistert von den „kulinarischen“ Anregungen, die sie ihm vermittelten. Als auch diese Arbeit getan war, verteilte er am Abend kistenweise teuren Cognac an die Handwerker und die

---

<sup>55</sup> Nachprüfbarer Zugstrecke von Königsberg nach Starnberg.

SS-Leute. Dann setzte er sich in seinen Sessel im Bernsteinzimmer, genoss den Anblick dieses einzigartigen Kunstwerks und wartete.

Gegen Mitternacht ging er wieder nach oben und schaute nach, ob die Männer in beiden Baracken sich schon zur Ruhe begeben hätten.

Als er sich sicher war, dass alle schon schliefen, holte er einen großen Benzinkanister und schüttete das Benzin rund um die Baracke der Handwerker an die Wand. Dann goss er auch den Inhalt eines zweiten über das Kleinholz und zündete es an. Als er sah, dass das aufgeschichtete Holz schon kräftig brannte, begab er sich in das Haus, setzte sich an den Tisch des Jagdzimmers, schenkte sich einen Cognac ein und sah aus dem Fenster zu, wie die Flammen immer höher schlugen. Dann griff er zum Telefonhörer, um die Feuerwehr anzurufen. Da kein Soldat der Wachmannschaft je den Keller betreten hatte und die Dietrich-Gruppe sich längst auf dem Weg in ihre Vorstellung vom besseren Leben begeben hatte, war Hagen, nachdem kein Arbeiter das Flammeninferno lebend überstanden hatte, nun der einzige, der von all den Schätzen wusste, die „Im Rain“ begraben lagen.

Nun musste er sich nur noch überlegen, wie er seine „heiligen Hallen“ am besten vor einer eventuellen Besetzung schützen konnte, und er kam auf die Idee, dass man dafür die Macht und den Einfluss der Vertreter Gottes auf Erden benutzen konnte. Er machte daher einem hohen Würdenträger der katholischen Kirche ein Angebot, das natürlich von einer vorab ohne Bedingungen übergebenen, großzügigen Spende unterstützt wurde: Das Jagdhaus sollte erst einmal unbefristet, aber mit einem beiderseitigen Kündigungsrecht, als Aufenthaltsort für Priester dienen, die wegen der Kriegswirren ihre Pfarreien verlassen mussten. Dafür ließ Hagen das Jagdzimmer in einen Andachtsraum mit Altar umbauen. Die restlichen Zimmer wurden für den Aufenthalt der Kirchenmänner ebenfalls neu eingerichtet. Darüber hinaus versprach Hagen, für die Verpflegung zu sorgen. Ein großes Schild: „Haus des heiligen Sankt Florian“ am Balkon wies auf diesen neuen Verwendungszweck hin.

Das Haus war bald sehr gut mit Kutten- und Talarträgern gefüllt, und sie erfüllten ihre Aufgabe als Schutzmacht, bis Hagen nach der Gründung der Bundesrepublik 1948 offiziell darum bat, es wieder für seinen ursprünglichen Zweck als Zentrum des Reviers benutzen zu dürfen. Derselbe hohe Würdenträger hatte gegen eine erneute Spende keine Einwände und ehrte Hagen sogar mit einer Urkunde für sein Engagement.

Die Mitgliedern seiner Schutzmacht hatten sich übrigens während ihres Aufenthalts nie darum gekümmert, was der bescheidene alte Mann, der öfters nach Ihnen sah und auch fragte, ob denn alles in Ordnung sei, eigentlich stundenlang im Anbau machte. Er selbst hatte ihnen erzählt, dass er sich dort um die Wartung der

Hausinstallationen kümmern würde. Nachgesehen hatte aber niemand, auch deshalb nicht, weil alle wussten, dass dieser Anbau, auch wenn er dort arbeitete, immer verschlossen war.

Ich muss gestehen, dass ich, als ich das erste Mal diese Räume betreten habe, überwältigt war. Und ich habe in den folgenden Jahren unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, immer mehr Zeit dort verbracht, auch mit dem Bewusstsein, dass ich etwas Einmaliges besitze, was ich, der mächtige Herrscher, der Welt vorenthalten kann.“

\* \* \* \* \*

Alle waren sich in ihrem Schweigen darin einig, dass Ihnen einfach die Worte fehlten, vielleicht oder sogar ganz sicher deshalb, weil ihnen der Blick in derartige Abgründe menschlichen Handelns den Atem geraubt hatte.

Sam fand als erste ihre Sprache wieder. Sie zeigte mit dem Finger auf das Gemälde über dem Kamin: „Ich habe doch gesagt, dass der mir Angst macht. Ich bin dafür, dass wir den, wertvoller Liebermann hin oder her, zu Kleinholz machen und ihn in dem Kamin verbrennen. Ich hab mal gehört, dass man so etwas kultische Reinigung nennt. Macht ihr mit?“ Weder Madeleine noch Harry erhoben Einwände, deshalb stand sie auf: „Harryfon, komm, wir brauchen zwei Stühle, und du musst mir helfen.“

Als die Flammen den Rest dessen, was einmal Hagen von Cronenburg dargestellt hatte, knisternd auffraßen und langsam in der Asche in sich zusammenfielen, hatten die drei das Esszimmer schon verlassen.

\* \* \* \* \*

Wie es der Polizeipräsident vorausgesagt hatte, war ebenfalls an diesem Montag in allen Zeitungen die Nachricht von der Aufklärung des Mordes an Herrmann von Cronenburg zu lesen. Vor allem die regionalen Blätter beschäftigten sich auch weiterhin mit der Frage nach der Ursache der Explosion im Wald. Und die Polizei suchte nach Zeugen. Die Passbilder der Männer, die spurlos verschwunden waren, dienten als Fotos für die Fahndung.

Und es wurde zum ersten Mal nach Hartmut von Cronenburg gefahndet, der nach Angaben einer Putzfrau seit Dienstag letzter Woche vermisst wurde.

Madeleine hatte dem Polizeibeamten, der sie deshalb aufgesucht und gefragt hatte, ob sie etwas wisse, geantwortet, dass sie nachweisbar seit Jahren getrennt gelebt

hätten und dass sie schon seit längerer Zeit nichts mehr von ihrem Mann gehört hätte.

Das war die Wahrheit, und alles andere wäre tatsächlich nur Spekulation gewesen. Natürlich hätte sie Vermutungen äußern können, nachdem sie durch einen Anruf bei der Anwaltskanzlei erfahren hatte, dass Herrmann den Anwälten weder Kopien von Hartmuts „Missetaten“ noch irgendwelche Listen von Kunstwerken geschickt hatte, aber dann hätte sie auch von Herrmanns Brief erzählen müssen – und das war eine reine Familienangelegenheit, die niemand etwas anging, vor allem nicht die Polizei.

\* \* \* \* \*

Die Bilder aller Gesuchten verschwanden nach und nach aus den Blättern und überlebten nur noch einige Zeit auf Fahndungsplakaten in den Polizeistationen, bis auch die wegen Platzmangels in Papierkörben oder Ordnern verschwanden.

Die genaue Ursache der Explosion wurde nie gefunden.

Der Fall „Herrmann von Cronenburg“ wurde als vorläufig erledigt in den Archiven abgelegt.

\* \* \* \* \*

Bald danach, als der Name Cronenburg endgültig aus dem Blätterwald verschwunden war, ging auch das Leben der übriggebliebenen Cronenburgs in aller Stille weiter.

Nach Hartmut von Cronenburg wurde zwar polizeiintern weiterhin europaweit gesucht, weil man ein Verbrechen nicht ausschließen konnte, aber es fand sich keine Spur.

Sam und Harry studierten und kamen jetzt regelmäßig am Wochenende, um mit Madeleine zusammen zu überlegen, wie es nach der Testamentseröffnung weitergehen sollte.

Was sie schon beschlossen hatten, war, dass Harry ins Maximilianeum gehen, sich endlich beim Hausmeister und den Wachmännern entschuldigen und die Anlage abholen sollte, die dort noch immer „lagerte“. Die polizeiliche Erlaubnis dazu hatte er sich schon besorgt. Und dann sollte die Anlage als Geschenk zu einem Jugendhaus in der Siedlung gebracht werden, in der Sams Eltern wohnten.

Was bezüglich des Vermögens entschieden wurde, stand Anfang Mai in allen Wirtschaftsteilen der großen Zeitungen der Republik. „Die Cronenburg-Familie wandelt die gesamte Cronenburg-Holding in eine gemeinnützige Stiftung um, in der sie sich allerdings ein Mitspracherecht bei der Auswahl der zu unterstützenden Organisationen einräumt. Bevorzugt werden sollen Einrichtungen, die seit Jahren

über die Kürzung oder sogar völlige Streichung staatlicher Unterstützung klagten wie Tafeln, Beratungsstellen für Schwangere, Jugendhäuser, Heime für alte und behinderte Menschen.“

Für Sam brach Anfang Juni eine schwere Zeit an, weil ihr Arzt ihr mitteilte, dass sie nach Möglichkeit die letzten Wochen der Schwangerschaft viel liegen sollte, weil sonst die Gefahr einer Frühgeburt bestehen würde. Schweren Herzens ließ sie sich für den Rest des Semesters von der Universität beurlauben und zog in die Villa. Dort fand sie eine Aufgabe, die sie auch im Liegen gut erledigen konnte, denn Madeleine war gerade dabei, in die Räume von Herrmann umzuziehen, weil sie für die bald größer werdende Familie den ganzen Flügel frei machen wollte. Sam kümmerte sich nach ihrem Umzug telefonisch um die Handwerker für die Neugestaltung der Räume, und sie schickte Harry los, der sich in seiner freien Zeit in München um die Möblierung kümmern musste. Als dies erledigt war, saß sie, wenn das Wetter es erlaubte, gut „eingepackt“ im Park und schrieb etwas auf ihrem Notebook oder sie verschwand im Dachgeschoss. Als Madeleine sie fragte, woran sie denn arbeiten würde, sagte sie nur: „Ach nichts, ich muss meinen Kopf etwas beschäftigen, damit er nicht einrostet.“

\* \* \* \* \*

Am 16. Juli 2006, es war, wie konnte es anders sein, kein normaler Klinikarbeitstag, sondern ein Sonntag, und es war nachmittags, setzten die Wehen bei Sam ein. Harry bekam die anscheinend vor allem für werdende „Erstväter“ typische Panik und musste von Sam und Madeleine erst einmal beruhigt werden, bevor sich alle auf den Weg in die Klinik machen konnten, in der auch Madeleine schon entbunden hatte. Als Sam ihn aber unterwegs fragte, ob er denn nicht doch bei der Geburt dabei sein wolle, wurde er nur bleich und schüttelte den Kopf. Sams Kommentar: „Weichei“, musste ihm den Rest gegeben haben, denn er sprach bis zur Ankunft kein Wort mehr, sondern kauerte sich in seiner Ecke der Rückbank zusammen. Bevor sie ausstiegen, beugte sich Sam zu ihm hinüber, nahm sein Gesicht in beide Hände und sagte: „Ganz ruhig, Harryfon, ich weiß ja, dass Kinderkriegen für Männer sehr, sehr schwierig ist. Du wirst es aber überstehen“, und dann küsste sie ihn.

Während Harry nervös auf dem Sessel im Vorraum der Geburtsabteilung herumrutschte, dann aufstand und im Kreis herumlief, sich wieder setzte und wieder aufstand, saß Madeleine ganz ruhig da. Nur dann, wenn Harry, sitzend, stehend oder laufend auf die Uhr geschaut hatte und einmal mehr fragte: „Wann ist es denn soweit?“, schaute sie auf: „Bald, Sohn, bald.“

Für Harry war „bald“ eine gefühlte Ewigkeit, aber diese Ewigkeit verlor ihren rechnerischen Wert als Einheit einer Zeitmessung, als eine Tür aufging und eine Stimme zu ihm sagte: „Sie können jetzt kommen. Ihre Frau erwartet sie in ihrem Zimmer.“

Das Rückenteil des Bettes war schräggestellt und Sam saß, ein weißes Bündel im Arm, aus dem nur ein kleines Gesicht herausschaute, da und lächelte: „Du hast es überstanden, Harryfon, sag guten Tag zu deiner Tochter. Übrigens, wenn du genau hinschaust, sie ist blond.“

Madeleine fühlte sich an Harrys Geburt und Herrmann erinnert, als sie Harry später neben Sams Bett sitzen sah und bemerkte, wie er seine Tochter im Arm hielt. Sie selbst war, nachdem Sam Harry dazu überredet hatte, seine Tochter zu nehmen und ihm Anweisungen dazu erteilt hatte, wie er das tun müsse, zu ihr gegangen und hatte sie umarmt und beglückwünscht. Als sie sich gerade einen Stuhl zurechtrücken wollte, hielt sie Sam zurück und sagte leise: „Was meinst du, Madeleine, verschwindet der Fluch der Cronenburgs, wenn ein vollkommen unschuldiges Wesen mit diesem Namen das Licht der Welt erblickt?“ Harry schien die Frage nicht gehört zu haben, und Madeleine antwortete ebenfalls leise: „Herrmann hat geschrieben, dass in der Büchse der Pandora auch die Hoffnung enthalten war“, und dann fiel ihr noch die Frage ein, die sie eigentlich die ganze Zeit schon stellen wollte: „Wie soll das Mädchen denn heißen?“ Sam flüsterte: „Lucia<sup>56</sup>, aber nicht verraten, Harry weiß noch nichts davon, aber ich werde ihn schon noch davon überzeugen!“

\* \* \* \* \*

Eine Woche, nachdem Sam wieder zu Hause war, berief sie abends, nachdem ihre Tochter, die tatsächlich den Namen Lucia bekommen hatte, eingeschlafen war, die „Familien-Holding“ ein, das war ihre neue Bezeichnung für eine Zusammenkunft aller, bei der Wichtiges zu bereden war. Sie überreichte Madeleine und Harry einen Stapel Papiere und sagte: „Ich habe während der Zeit, als ich sozusagen hier ans Haus und an alle hier vorhandenen Liegemöglichkeiten gefesselt war, eine Geschichte geschrieben, die euch allerdings bekannt vorkommen wird. Da alle Welt auch heute noch nach dem Bernsteinzimmer sucht, habe ich mir gedacht, man könnte die Welt ja darüber aufklären, dass es das Bernsteinzimmer nicht mehr gibt. Natürlich habe ich die Namen verändert, auch alle Örtlichkeiten, aber ich habe auch geschrieben, dass ich das alles von Zeitzeugen weiß, die natürlich alle

---

<sup>56</sup> Der Name bedeutet „die Leuchtende“, „das Licht“ oder einfach nur „Schönheit“.

schon tot sind, was ja sogar beinahe der Wirklichkeit entspricht. Ich habe diese Geschichte an einen Verlag geschickt, und ich habe heute mit der Post einen Termin für übermorgen für eine Besprechung mit einem der Lektoren bekommen. Bitte lest das, was ich euch gegeben habe, und sagt mir dann, ob ihr damit einverstanden seid. Und, Harryfon, bitte begleite mich zu diesem Treffen.“ Madeleine und Harry schauten sie erstaunt an und beide fragten beinahe zu gleicher Zeit; „Lesen, jetzt gleich?“ „Ja, jetzt gleich, und ich gehe schon mal schlafen, weil keiner von euch aufstehen muss, wenn dieses jetzt schon verwöhnte gnädige Fräulein von Cronenburg geruht, nach der Brust ihrer Mutter zu schreien. Gute Nacht und viel Vergnügen.“

Als sich alle drei am nächsten Morgen zum gemeinsamen Frühstück trafen, äußerten sich Madeleine und Harry begeistert über Sams Geschichte. Die schien davon kaum etwas mitzubekommen, denn sie antwortete nur verschlafen: „Danke, aber ich würde es begrüßen, wenn ihr beide etwas weniger laut sprechen würdet, denn ich befinde mich noch im Tiefschlaf, nachdem mich Lucia die halbe Nacht unterhalten hat. Harryfon, gehst du morgen mit?“

\* \* \* \* \*

Harry hatte den Wagen in der Tiefgarage des Verlags geparkt, und sie fuhren mit dem Fahrstuhl nach oben. Bevor dieser das Stockwerk erreicht hatte, in dem der Lektor sein Büro hatte, schaute Sam Harry an und fragte: „Was meinst du? Kommt Madeleine mit der Kleinen zurecht, und werden die das Buch veröffentlichen?“ Bevor Harry die Fragen beantworten konnte, hielt der Fahrstuhl, die Tür öffnete sich und ein paar Leute, die davor anscheinend schon gewartet hatten, sahen sie fragend an. Und sie machten ihnen höflich Platz, als sie den Fahrstuhl verließen.

\* \* \* \* \*